



# Walter Wendrich.

— 183384 —

Roman aus der Gegenwart

von .

**Maurice Reinhold von Stern.**

I. Band.



Zürich und Leipzig.

Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz“.

1895.

Alle Rechte vorbehalten.  
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Buchdruckerei A. Diggelmann in Zürich.

Herrn Dr. jur. J. Amsler

in Zürich

als Zeichen der Hochschätzung.

Der Verfasser.

## Erstes Kapitel.

---

„Was lächelt Ihr? — Laßt mich, ich bin  
ein Kind;

Ihr aber, nie entflohn aus eurem Ringe,  
Ihr wißt es nicht, wie lieblich diese Dinge  
Nach jahrelangen Fahrten sind.“

(Geibel, Juniuslieder.)

### Flucht vor der Heimath.

Eine sternhelle Juninacht lagerte über dem Atlantischen Ozean. Der Dampfer „Main“ des Norddeutschen Lloyd durchfurchte in mäßiger Geschwindigkeit die spiegelglatte Fluth, hinter sich einen langen Streifen mondbeglänzten, wirbelnden Schaumes zurücklassend. Auf dem Berdeck

war alles still. Die Kommandoworte des Kapitäns waren verstummt und nur zuweilen sah man die dunkle Gestalt eines Matrosen über das Verdeck dahinhuschen.

Angekleidet auf dem Bette einer Kajüte zweiter Klasse lag Walter Wendrich und starrte durch das geöffnete runde Fenster der Kajüte hinaus auf den mondbeglänzten Ozean. Die tiefe Stille der Nacht wurde nur unterbrochen durch das gleichförmige Rauschen der Schraube des Dampfers und durch den leisen Wellenschlag an die Wände des Schiffes. Dieses einförmige Rauschen und Plätschern vermochte aber nicht, die wache Phantasie des einsamen Reisenden einzuschläfern. Er träumte dumpf vor sich hin, Gestalten tauchten vor seinem geistigen Auge auf, um wieder im Nebel zu zerfließen. Aus dem Chaos der Erinnerungen und Bilder erstand aber immer deutlicher die Vergangenheit, das Bild der Heimath, die Stätte der Kindheit und die Erlebnisse einer glücklichen Jugendzeit.

Walter erhob sich von seinem Lager. Auf den rechten Arm gestützt, schaute er aus dem Fenster

seiner Kajüte hinaus auf das stille, im Mondlicht glitzernde Meer, und wie durch Zauber tauchte vor seinen Augen das verlassene Vaterhaus auf.

Kinderjahre, goldne, goldne Zeit! Wem geht nicht das Herz auf in der Erinnerung an jenen glücklichen Abschnitt des Daseins, da im Schutze des Elternhauses, dieses trauesten Schlupfwinkels unter der Sonne, das Leben so freundlich lacht, die kleine Welt, die der Kindesinn umfaßt, so vollkommen erscheint, da sich die Tage aneinanderreihen wie eine fortlaufende Kette angenehmer Empfindungen und Entdeckungen, ohne Schuld und ohne Reue; jene Zeit so reizvoll, ach, und so vergänglich, in der die ganze Welt ein Paradies zu sein scheint. Die ganze Welt? Ja doch, die ganze kleine Welt, die in der Kinderstube ihren Anfang nimmt und erst allmählig sich erweitert über die Schwelle des Elternhauses hinweg bis in die schattigen Gänge und traulich versteckten Plätze des Wäldchens, deren Grenzen unermesslich zu sein scheinen, wenn dem neugierigen Kindesinn erst einmal die Geheimnisse des benachbarten Wäldchens, die Reize der Natur auf

bunt geblühten Wiesen, im wogenden Kornfeld, am Bachesrand erschlossen werden, und diese Welt, so klein sie ist, sie ist eine Welt für sich und eine schöne, vielleicht die schönste Welt.

Die Erinnerungen Walters knüpften sich an einen ländlichen Ort. Das Licht der Welt erblickte er in K., wo sich seine Eltern vorübergehend aufhielten, ehe sie ihren Wohnsitz dauernd nach Frohenheim, einem Landgut in Pivland, verlegten. Auf diesem Landgut verlebte Walter die glücklichsten Jahre seines Lebens.

Hier, in der großen, tiefen Einsamkeit der ozeanischen Nacht, malte sich ihm die Stätte seiner Kindheit in lebhaften und verklärten Farben. Frohenheim war ein schöner Ort, zwar nicht ausgezeichnet durch seltene, romantische Schönheit, wie sie in den baltischen Landen überhaupt nur an vereinzelten Punkten, z. B. in der Umgebung von Wenden, anzutreffen ist, wohl aber anziehend durch eine gewisse Harmonie in den einfachen Anordnungen der Natur, anziehend durch einen eigenartigen Reiz des Friedens, recht dazu geschaffen, träumerische Stimmungen zu



begünstigen und poetische Anlagen zu entwickeln, kurzum ein Ideal ländlicher Abgeschlossenheit.

Das Herrschaftshaus von Frohenheim war ein einfaches hölzernes Gebäude, dem aber das rothe Ziegeldach und die grünen Fensterläden ein schönes und freundliches Aussehen verliehen. Ein geschmackvoll angelegter Blumen- und Obstgarten, sowie einzelne Gruppen schön belaubter Birken- und Ahornbäume, die zum Theil prächtige natürliche Lauben bildeten, umschatteten das Gebäude, so daß man aus einiger Entfernung nur das grellrothe Dach aus dem Grün der Blätter hervorschimmern sah.

Die Aussicht war nach allen Himmelsrichtungen hin durch prächtige Birken- und Tannenwälder versperrt, was aber nicht als ein Mangel bezeichnet werden konnte, da die weitere Umgebung sich als eine flache und reizlose Ebene präsentierte. Nur nach Südwesten öffnete sich das Dickicht der Wälder zu einer Richtung, um dem Auge einen angenehmen Fernblick auf hügeliges Land zu öffnen, dessen sanfte Wellenformen sich in der bläulichen Ferne verloren.

Da lag sie wieder vor ihm, die duftgetauchte Weite, in die er als Knabe so oft träumerisch hinausgeblickt hatte, die bläuliche Ferne mit ihren unerreichbaren Wäldern, die untergehende Sonne, die die Scheiben eines fernen Hauses, es war das Schulhaus des Sprengels, wie Feuer erglühn und aufflammen ließ und das ganze Thal verklärte; und da sah er auch den Wald mit seinen schattigen und verschlungenen Wegen, oft durchquert von seltsamen Baumwurzeln, die Pflanzungen mit den bunten Blumen des Frühlings, den Rain mit seinen Abhängen, auf denen die blauen Glockenblumen wuchsen und rothe Pechnelken flammten und auf denen der Weg hinführte zu dem verfallenen Kalkofen, in dessen leergebrannter Höhlung die ersten Spiele der Knabenzeit gespielt und etwa auch die Leiden der drei Männer im feurigen Ofen dargestellt wurden.

Man sagt, daß zum Tode Verurtheilte oder Ertrinkende in den letzten Momenten, bevor das Bewußtsein ganz erlischt oder in tiefer Ohnmacht verdunkelt wird, in zauberischer Klarheit Szenen ihres Lebens, Bilder der Vergangenheit und

namentlich der Jugend vor sich auftauchen sehen. Ueherlich erging es auch Walter. Verkauf doch für ihn gerade jetzt eine ganze Welt, die Welt, in der er bisher gelebt, die einzige, die er bisher gekannt hatte.

Aber nicht nur sah er die Stätte seiner Heimath und seines Vaterhauses vor sich aufsteigen, sondern auch die Gestalten der Menschen, die ihm in der alten Heimath lieb gewesen und die ersten Schritte seines Lebens bewacht hatten. Er erinnerte sich seiner treuen alten Wärterin, seiner Geschwister, seiner Spielgefährten, seiner Eltern und Jugendfreunde. Weite Kornfelder malten sich aus in seiner Erinnerung. Er sah sich selbst mit seinen Geschwistern in den Furchen des reisenden Roggens Versteck spielen. Herrlich und heimlich war es, wenn die Geschwister am frühen Nachmittag der Eltern Aufsicht ent schlüpfen und über den runden Rasenplatz vor der Freitreppe des Herrschaftshauses, an der Waschküche und dem Brunnen vorbei, in das Kornfeld liefen, das sich hinter den Viehställen und der Kleeheune groß, golden, wogend und wallend,

ein heißes, lockendes Geheimniß, ausbreitete. Auf der spiegelblanken, mondverklärten Meeresfläche sah er plötzlich den lichten Halmenwald der Heimath schwanke. Dunkelblaue Kornblumen schimmerten traumhaft durch das Gold des Roggens.

Walter senfzte und lehnte sich auf sein Lager zurück. Vor ihm die große, unbekante, neue Welt, die ihn wie ein verschwiegenes Räthsel anlockte, hinter ihm die vertraute kleine Welt der Heimath: So steuerte er der Zukunft entgegen. Und immer das gleichförmige Rauschen der Schraube, das Plätschern der Wellen, der Athemzug des Meeres. Ihm aber war es wie das Rauschen des jungen Tannenwaldes, der sein Elternhaus umschattete. Mitten im Walde, hinter dem Krüge, sah er eine Pflanzung, bewachsen ganz mit Haidekraut, Heidelbeer-, Blaubeer- und Brombeergebüsch. Dort hatte er die schönsten Stunden seiner Kindheit einsam zugebracht. Wenn an schönen Sommertagen die Mittagssonne schien und alles, selbst der alte Hofhund, in Schlaftrunkenheit versunken war, dann begab er sich wohl, das Besperbrot in der Tasche, in den

nahen Wald, schritt durch die kühlen, schattigen Säulengänge des immergrünen Palastes, schauernd und fauft erzitternd vor der keuschen, stillen Pracht der nordischen Natur. Dann legte er sich wohl, wenn der Abend sich röthete, in das weiche, duftende, blühende Haidekraut, schaute im Abend goldene Schlösser, nagte an seinem Brot, träumte gedankenlos und staunte in den blauen Himmel und in das Spiel der Mücken in der sonnigen Luft. Das war ein köstlich' Ruhen.

Aber auch düstere, schreckhafte und groteske Bilder malten sich auf der Nebelwand der Jugenderinnerungen Walters. Mitten aus dem Grün des Birkenwaldes sieht er das Schreckbild eines alten Weibes starren. Es ist die halbblinde und blödsinnige Pilz- und Beeren-Kathrin', die mit ihrem feuerrothen Kopfstuch, verglasten, blinden, milchweißen Augen und lallenden stotternden Lauten gespensterhaft durch die Wälder und grünen Gesträuche huschte. Begegneten ihr die Kinder, so kreischte sie hell auf, erhob drohend die knöcherne Rechte und verfolgte scheltend und fluchend die Fliehenden bis über die

Grenzen des Waldes, wo ihr Bereich ein Ende hatte.

An dieses Bild knüpfte sich ein anderes, das nicht minder grausig war. Der große Räuber und Einbrecher Klein-Peter, der Jahre lang die ganze Gegend unsicher gemacht hatte, war endlich eingefangen worden. Nun wurde er gebunden zum Verhör vor den Ordnungsrichter geführt, welches Amt Walter's Vater bekleidete. Die Sitzungen wurden in dem hart an das Gutsgelände grenzenden, einstöckigen Gefindehause abgehalten. Der große Verbrecher war ein kleiner, magerer, blasser und vergrämter Mensch, mit irren, unstillen und fieberhaft leuchtenden Augen, in denen sich der Widerschein von alten Feuersbrünsten zu spiegeln schien. Unter den Fenstern des Gerichtsgebäudes kauerten die Kinder und horchten. Sie hörten die ernste, fragende Stimme des Vaters, die eindringlichen esthnischen Flüche der bäuerlichen Besitzer und das lamentable Plagen Kleinpeters, das sich im Verlauf des Verhörs bis zu Schimpfreden steigerte. In diese Szene brachte der plötzliche Befehl, Kleinpeter

zur Züchtigung bereit zu halten, stürmische Abwechslung. Niemand mochte sich an den kleinen, schwächlichen Menschen heranwagen, der, entfesselt, mit dem Messer drohte. Endlich wurde er überwältigt. Ehe er noch entkleidet werden konnte, hatte er sich schon selbst sämtliche Kleider vom Leibe heruntergerissen und stand in abschreckender Nacktheit vor seinen Richtern. Und indem er seine nackte, behaarte, eingefallene Brust mit Fäusten schlug, krächzte er, schäumend vor Wuth, die lästerhaften Worte heraus: Schaut mich nur an, jetzt bin ich ganz wie Christus! Noch wiederholte er diese Worte, als er zu Boden gerissen und mit Ruthen geprügelt wurde. Mitten in der Exekution riß er sich los und stürzte, nackt wie er war, zur Thür hinaus in's Freie, lief über den Rasenplatz und verschwand im Obstgarten hinter den Ställen. Nach langem Suchen fand man den nackten Menschen, schluchzend und feuchend, zwischen zwei blühenden Erdbeerbeeten versteckt, die das verwahrloste, elende Menschenbild mit ihren weißen, unschuldigen Blüthen zu schützen schienen. Und dann verschwand der große Räuber

auf immer aus der Gegend. Er war zur Deportation in die Bergwerke Sibiriens verurtheilt worden.

Walter schloß die Augen. Das monotone Rauschen um ihn her lullte ihn beinahe in Schlaf und im Halbschlummer erblühte ihm der ländliche Frühling seiner Heimath. Er sah die duftigen Weidenkätzchen ihre Sammetpfötchen in die laue Venzluft strecken. Er hörte den Saft aus den angebohrten Birkenbäumen quellen und in die tannenen, hellen Bottiche tropfen, er hörte die Töne der Hirtenflöte, die der blödsinnige Hüter aus Weidenrinde zu verfertigen und sehnsüchtig zu blasen wußte, er vernahm das Dängeln der Sense und im Mondlicht sah er den Faulbaum schneeig erblühen und wädhnte seinen Duft zu spüren. — Und Walter schlummerte.

---



## Zweites Kapitel.

---

„Jung sind wir, jung waren wir,  
jung bleiben wir, zur ewigen Jugend  
erwachen wir.“

(Truchseß auf Bettenburg.)

### Der Anfang in Bildern und Gestalten.

**W**alter's Eltern waren achtbare, treffliche Leute. Sein Vater entstammte einer thüringischen Adelsfamilie, deren einer Zweig im 18. Jahrhundert nach den Ostseeprovinzen ausgewandert war. Sein baltischer Stammvater, dem einige verliebte und lockere Streiche den Zunamen „Karl der Lohse“ eingetragen, übrigens auch seine Auswanderung veranlaßt hatten, war Sachsen=Alten=

burgischer Hofrath gewesen. Ein altes Oelgemälde im Elternhause Walters stellte ihn in seinem zugleich altväterischen und schelmischen Aussehen dar. Nach dem Bilde, das über dem Schreibtisch von Walters Vater einen Ehrenplatz einnahm, zu urtheilen, trug er keine Perücke, gegen den Gebrauch seiner Zeit. Aus dem roßigen Gesicht, über der breiten, seidnen Halsbinde, leuchteten zwei lachende hellblaue Augen mit einem eigenen Ausdruck von Humor, Schelmerei und Hochmuth. Die zierliche Stutznase saß ihm fest im Gesicht, eine lebendige Illustration zu seinem aus Deutschland überkommenen Zunamen.

Walter interessierte sich schon als Knabe für dieses Bild. Er kletterte wohl auf des Vaters Schreibtisch hinauf, um mit neugierigen Enkel-  
augen das lebensvolle Ahnenbild zu betrachten und sich an dem humorvollen Aublick zu erfreuen. Bei solchen Gelegenheiten war es ihm, als halte das Bild eine verstohlene Zwiesprache mit ihm: „Kleiner Enkel, nichtsnutziger kleiner Burische du, wie du mir ähnlich bist! Steckst wohl auch voll Schelmerei und Narrheiten, schau nur zu,

daß ich nicht aus dem Rahmen hervortrete und dir einen Nasenstüber gebe!“ Und da dachte sich Walter, das sei ein gar lustiger lieber Ahn. Eines Tages ertappte man ihn bei solch einer Zwiesprache und sein Vater nannte ihn einen sonderbaren, kleinen Kauz. Dieses Wort verdroß ihn ein wenig und er grübelte, was das wohl sei, ein Kauz, und wie so er diesen Spottnamen verdiene. Als man ihm in späteren Jahren einen scheuen Nachtvogel als Käuzchen bezeichnete, brachte er dieses Thier in geheimen Zusammenhang mit seinen verborgenen Eigenheiten und Schicksalen.

Walters Vater, der wie der Ahn Karl hieß, war ein großer, riesenstarker Mann, in dem sich die großväterliche Schelmerei in einen gewissen trüben Humor verwandelt hatte. Starkes, lockiges Haar und ein langer Vollbart zierten das Haupt eines Riesen. Gütig, kindlich und nachdenklich schauten die großen Augen in die Welt hinein, ähnlich denen des Ahnen, nur bei weitem nicht so lustig, vielmehr leicht durch Trauer getrübt, wie durch den Hauch des Windes ein tiefer und stiller Bergsee.

Walters Vater war ein zugleich starker und frommer Mann. Männliche Kraft und kindliche Gottesfurcht vereinigten sich in ihm zu jener seltenen Harmonie, wie sie sonderlich der germanischen Race eigen ist. Das geflügelte Wort Bismarck's von dem „Nichts auf der Welt fürchten außer Gott“ war in Karl Wendrich zur Wahrheit geworden.

In der ersten Zeit der Kindheit Walter's hatte sein Vater den heilsamsten Einfluß auf seine Entwicklung ausgeübt, namentlich verstand er es, die ohnedies lebendige Phantasie des Knaben durch das Erzählen von Geschichten anzuregen. Die meisten dieser abenteuerlichen und märchenhaften Geschichten erdachte er selbst, was seinem erfinderischen Geiste in der Einsamkeit des Landlebens zur Zerstreuung dienen mochte. Einige dieser seltsamen Erzählungen hatten sich dem Gedächtniß Walters so tief eingeprägt, daß er sie nie vergessen konnte.

Sein Vater hatte einen großen, alten, schwarzen Tuchmantel besessen, innen mit rothkarriertem Flanell gefüttert, hinten mit einer Kapuze ver-

sehen, ein alterthümliches, in seiner soliden Konstruktion wie für die Ewigkeit berechnetes Kleidungsstück. Dasselbe hing unter anderen Mänteln am Kleidergestell in einer Ecke des Vorzimmers im elterlichen Hause und seine Falten dienten den phantasiereichen Spielen der Kinder als willkommener Versteckort. An diesen Mantel knüpfte sich eine der beliebtesten Erzählungen von Walter's Vater. Sie lautete etwa folgendermaßen:

Wenn Ihr Sonntagskinder wäret, meine lieben Jungen, so könntet ihr an meinem alten Mantel Wunderdinge erleben. Ihr habt die großen, tiefen Taschen des Mantels bemerkt, nicht wahr? (Hier spitzten die Kinder die Ohren und nickten verständnißvoll; der Erzähler aber senkte tief auf und schaute gedankenvoll in die Ferne mit einem Ausdruck heiligen Ernstes und tiefster Wahrhaftigkeit.) Nun wohl! Dieser Mantel gehörte in alten Zeiten dem Großvater, als ich selbst noch ein winzig kleines Büblein war. Ich versteckte mich in seine Falten, just wie ihr es heute thut. Eines Tages, da man mich allein zu Hause gelassen hatte, machte ich

mir wieder am Mantel zu schaffen und tastete dabei in die unergründlich tiefe Tasche auf der rechten Seite desselben. Da ereignete sich eine ungeheuerliche und seltene Sache. Es trieb mich mit Gewalt, mit den Händen voran, in diese Tasche hineinzufrieden, und merkwürdig, sie war durchaus nicht zu klein für mich, sondern weitete sich in zauberhafter Weise und ich versank immer tiefer und tiefer, wohl hundert Schuh tief, in den stockfinstern Schlund. (Mit gespannter Aufmerksamkeit und gierig-glänzenden Augen hingen die Kinder an dem Munde des Erzählers, der an dieser Stelle eine fein berechnete Kunstpause eintreten ließ.) Im Hinuntergleiten, das sanft und säuberlich vor sich ging, verlor ich das Bewußtsein und erwachte erst, als ich auf festen Boden zu liegen kam.

Schlaftrunken rieb ich mir die Augen und glaubte fast zu träumen. Vor mir führte im Dämmerlicht ein steinernes Trepplein weiter in die Tiefe; an der obersten Stufe war ich liegen geblieben. Da raffte ich mich auf und tastete in banger Neugier die Stufen hinunter; es waren

ihrer sieben, schön und ebenmäßig, aus buntem Stein gehauen und poliert. An der letzten Stufe angelangt, fand ich mich vor einem bogenförmigen Thore, das durch einen schweren, damastenen Vorhang verschlossen war.

Die Neugier siegte über die Furcht. Ganz sacht schob ich den Vorhang bei Seite und lugte hinaus. Blendendes Sonnenlicht wogte mir entgegen. Staunend erblickte ich einen wunderlichen Garten. Duftende Goldregendolden hingen von zierlichen Bäumen herunter, bunte phantastische Glockenblumen schaukelten im grellen Sonnenglanz. Goldlibellen und bläuliche Schmetterlinge gaukelten von Strauch zu Strauch und im silberfarbenen Teich wiegten sich weiße und schwarze Schwäne. Da schlüpfte ich durch den Vorhang in den Garten und betrat den sauber mit Kies bestreuten Weg; aber es war nicht Kies, sondern eitel Zuckerverbsen waren es, die den Weg bedeckten. Daß ich wacker zugriff und mir alle Taschen damit füllte, könnt ihr euch denken. (Lebhafte Zustimmung lohnte diesen Appell an das Verständnis der Kinder: vier Buben und ein Mäd-

chen, im ganzen fünf Geschwister, von denen Walter das drittälteste war.)

Wie ich nun weiter in den Garten eindrang, so fuhr der Vater fort, da erkannte ich, daß ich eine Art Schlaraffenland entdeckt hatte. Was im Teich funkelte, war goldner Rheinwein, aus den Springbrunnen sprudelte schäumender Champagner, würzige süße Milch rieselte aus einer Felsenpalte, dampfende Schokolade, die sich in ein steinernes Becken ergoß, aus einer andern; an den Bäumen und Sträuchern wuchsen und schaukelten sich verführerisch Makaronen und Marzipanfiguren, Aprikosen und Orangen glühten im Abendsonnenschein, und damit auch kräftige Kost nicht fehle, trippelte ein zart', jung' Schweinlein, knusperig gebraten, zwischen den duftenden Blumenbeeten; Messer und Gabel staken in seinem Rücken und ich trank und aß ohne Scheu von allem, was mein Herz begehrte und was mein Bäuchlein halten wollt'. Als ich aber satt und all' der Herrlichkeiten müde war, legte ich mich in den Schatten eines Makaronenbaumes zur Ruhe nieder und war bald eingeschlafen.



Wie lange ich so geschlafen hatte, das weiß ich nicht. Als ich erwachte, war alles dunkel um mich her und ich fand mich gähnend und fröstelnd unter dem Kleidergestell, über mir, das rothgewürfelte Futter nach außen gekehrt, hing der Mantel; aber durchaus nicht zauberhaft, sondern in einer harmlosen, einfachen, beinahe nüchternen Manier. Als die Eltern heimkehrten und ich ihnen stolz mein Abenteuer erzählte, da blickten sie sich lächelnd an, flüsterten zusammen und meinten, daß mir wohl geträumt habe.

Das war die Geschichte von dem Paradies in der Manteltasche. Die Kinder verfehlten natürlich nicht, den wunderbaren Mantel nach dieser Erzählung prüfend und neugierig zu betrachten, aber nur dem starken Glauben Walter's war es vorbehalten, den Versuch zu machen, ob nicht auch er durch die Tasche in's Paradies hineinschlüpfen könne. Es wollte aber nicht gelingen und die Nähte zerrissen. Nach dieser ersten Täuschung seines Idealismus durch die nüchterne Welt fing Walter an, einen gewissen Zweifel in die paradiesischen Herrlichkeiten zu setzen.

An dunkeln Herbstabenden, wenn draußen der Wind in den sich entblätternden Bäumen seufzte und rauschte, oder in den Schloten schauerlich und wehmuthsvoll heulte, dann erzählte der Vater den Kindern die Geschichte vom Sumpftaschenmännlein. Das Sumpftaschenmännlein war früher ein vermöglicheres Bäuerlein gewesen, war aber durch Prozesse und unfeinen Lebenswandel allmählig heruntergekommen, so daß es seinen Hof verlassen und ein Bettlerleben führen mußte. Da verhärtete sich sein Herz dermaßen, daß es Gott und Menschen auf eine wilde und vernunftlose Weise zu hassen begann. Mit dem weiten Bettelsack auf den Schultern wanderte das Männlein zum Dorf hinaus und geraden Weges in den tiefen Sumpf hinein, der sich hinter dem verbrannten, mit seinen kohlischwarzen Baumstämmen gespenstisch gen Himmel ragenden Walde wie ein nebelhaftes, feindliches Gebilde meilenweit erstreckte. Seltsame Kräuter, deren Duft Ohnmacht und Uebelkeit erzeugte, wuchsen in diesem Sumpf; aber auch Kranichsbeeren, Blaubeeren und Schellbeeren, an den trockenen Stellen wohl auch würzige Preiselbeeren.

Dort erbaute sich das geächtete Wesen aus Gestrüpp und Weidengeflecht einen seltsamen Unterschlupf, auf einer Insel mitten im Sumpf, verbunden mit dem „Festlande“ durch moosbewachsene Bodenerhebungen, die dem Fuß einen mehr oder weniger sicheren Halt boten. In dieser sumpfigen, stets in bläulichen Nebel gehüllten Herrlichkeit hauste das Sumpftaichemännlein und nährte sich von Beeren, Wurzeln und Pilzen, die es auf seinen heimlichen Streifzügen in Menge sammelte und meisterlich aufzubewahren wußte. Die Pilze reihete es auf lange Schnüre zum Dörren in der Sonne, das Wurzelwerk und die Beeren aber wurden theils frisch verzehrt, theils getrocknet und zum Gebrauch im Winter eingemacht.

Scheu und schattenhaft sah man das altgraue Männlein durch Wald und Sumpf huschen; sein Gummigeficht war aus lauter Knuzeln zusammengesetzt, seine Gestalt schlotterig und schief, als wenn sie aus allen Gelenken gerückt und innerlich zerfallen wäre; seine Augen, zwinkernd, klein und ruhelos, wie diejenigen eines Affen,

blickten trübe, verschlagen und boshaft zugleich, aber nicht wie in die Welt hinaus, sondern wie in das eigene, wüste und verworrene Innere hinein. An seinen schiefen Schultern hing eine grobe leinene Tasche, in Art eines ungewöhnlich großen und soliden Bettelsackes.

Ost verschwanden in den benachbarten Bauernhöfen Hühner und Enten auf eine räthselhafte Weise, während zur selbigen Zeit über dem Sumpfhäuf des Taschenmannes in der Ferne leichte, bläuliche Rauchwolken schwebten. Niemand aber wagte den Versuch, die inneren Zusammenhänge dieser Geschehnisse zu ergründen; denn man schrieb dem Sumpfbewohner geheime Zauberkräfte zu und fürchtete sein heidnisches, freies, gottabgewandtes und mit bösen Mächten verbündetes Wesen. Namentlich fürchteten ihn die Kinder; denn es ging die Sage, daß er sich nicht nur mit Hühnern und Enten begnüge, sondern auch nach kleinen Kindern ein großes Verlangen trage. Besonders sollte es die nichtsnutzige Sumpfgestalt auf kleine, unartige Buben abgesehen haben. Diese fing sie mitsammt dem Geflügel ein, steckte sie in ihre

Tasche und schleppte sie in ihr Sumpfgewahrsam, wo sie zu den niedersten Arbeiten angehalten wurden, reichlich Hiebe, aber nur wenig zu essen bekamen und solchergestalt den Ernst des Lebens kennen lernten. Wenn sie den Tag über Beeren und Pilze gesucht und ihren Peiniger, den Taschenmann, auf allen seinen gespenstischen Streifzügen begleitet hatten, so harrte ihrer Abends eine frugale Kost, hergestellt aus den Früchten und Gewächsen des Sumpfes; hatten sie sich aber während der Woche gut gehalten, so wurde ihr Eifer am Sonntag mit Kartoffelschalen und Häringsschwänzen belohnt, während das Sumpftaschmännlein fichernd und mit höhnischen Geberden an Geflügelbeinen nagte.

Hatten sich die Kinder gebeffert und war ihr Trotz durch die eigenartige Sumpfzucht gebrochen, so wurden sie zu ihren Eltern entlassen und kehrten in die heimathlichen Dörfer zurück, wo sie durch ihr bescheidenes, gesetztes und erfahrenes Wesen allgemeines Aufsehen erregten. Man sieht daraus, wie auch eine scheinbar nichtsnutzige Gestalt durch höhere Schickung in den

Dienst edlerer Zwecke gestellt und solchermaßen ein Schimmer der Verklärung und Verjöhnung über ihr armseliges, verödetes oder verbittertes Dasein ausgegossen werden kann.

Nicht selten fügte der Erzähler auch noch eine kleine Variation ein, wonach Walter und dessen Geschwister einmal in ganz jungen Jahren vom Taschenmann, obwohl unschuldig, geraubt, indessen vom treuen Spitz Bijon nach vielen Mühseligkeiten und Fährnissen mit Heldenmuth und List gerettet worden waren. Der Lohn des treuen Hundes, den die Kinder dieser seiner kühnen und verwegenen Thaten wegen hochschätzten, bestand u. a. darin, daß er 20 Kopfen Silber zum Geschenk erhielt, die er aber mit der seiner Race eigenen hündischen Leichtfertigkeit am gleichen Abend im Hofskrüge verjoff, so daß er schwer betrunken vom alten Knecht Keks heimgetragen werden mußte. Am andern Tage schämte er sich und war ganz blaß vor Katzenjammer (!)

Eine andere Geschichte war diejenige von der Rache des Tannenbaumes.

Es war eine Bäuerin, die besaß ein Heim-

wesen, das mit seinen Wiesen und Feldern an den Tannenwald grenzte. Wie alles Lebendige, so war auch dieser Wald bestrebt, sich fortzupflanzen und seinen Samen auszubreiten. Bald wuchsen hier und dort in der Nachbarschaft des Waldes junge, zierliche Tännulein aus dem Boden hervor, während nach dem Lauf aller Dinge mancher alte und morsche Baum entweder von den Winterstürmen entwurzelt, oder von der Art gefällt wurde.

Die jungen Bäumlein gefielen aber der Bäuerin übel; wo sie eines auf Wiese oder Feld entdecken konnte, da riß sie es unbarmherzig aus dem Boden, trat es mit Füßen und verschwor sich mit greulichen Flüchen, nicht eher ruhen und rasten zu wollen, als bis all das „verdammte Unkraut“, das ihre Wiesen und Felder ruiniere, ausgerodet sei.

Wie nun bei all' solchem Verfolgungs- und Vernichtungswerk der Menschen das Ziel überschritten und eine innerliche thörichte Wuth entwickelt wird, so war auch die Bäuerin weit über alles Maß hinaus ergrimmt und von mächtigem

Tannenhaß beseelt. Bald genügte es ihr nicht, die Tännlein in der eigenen Gemarkung zu vernichten, und sie ward eine Waldfrevlerin, deren tückisches Messer jeden erreichbaren Baum tödtete oder verletzte. Hier hing an einem schönen, alten Baum auf Manneshöhe die Rinde herab, dort zeigte ein anderer tiefe, tödtliche Einschnitte, also daß die goldenen Thränen des Harzes hervorquollen.

Da begab es sich, daß das Weib an inneren Gebrechen erkrankte und ärztlichen Rathes bedurfte. Es war an einem kalten und dunkeln Wintermorgen, wohl in der Frühe um die dritte Stunde, als sich die Kranke mit einem Korbe voll Eiern, die für den Doktor bestimmt waren, auf die Wanderschaft begab. Bald sah sie ihre Hütte, die halbversteckt am Waldessaum stand, im Zwielicht der Schneedämmerung versinken. Es war ein herber, unfreundlicher Morgen und so etwas wie ein Gefühl beklemmender Angf packte die Frau am Herzen. Prickelnde und saujende Schneewolken wirbelten über die weite Haidefläche hin, die sie zu durchschreiten hatte.



Zu der Unbill der Witterung gefellte sich die verdrießliche Entdeckung, daß der Pfad verweht und im Schneegetriebe gänzlich verschwunden war. Aber umkehren mochte die Bäuerin nicht; waren ihr doch Weg und Steg von Kindheit an bekannt und ließ sich doch die Richtung des Weges durch ein zwerghaftes Tannenbäumlein bestimmen, das mitten im Haideland als Wahrzeichen aufgepflanzt war.

Keuchend und schwitzend, vornübergebeugt, Mund und Nase durch einen Zipfel des Wollentuches vor dem beißenden Winde geschützt, so steuerte die Bäuerin dem Tannenbaum zu. Aber je mehr sie sich dem Baume zu nähern wähnte, desto weiter schien er in die fahle Dämmerung des Morgens zurückzutreten. Es war ihr, als käme sie nicht von der Stelle, oder richtiger, als werde sie im Kreise herumgeführt. Vom Walde her ertönte das Aechzen und tiefe Rauschen der Bäume; die Schneefläche spendete das einzige unbestimmte Licht und es wollte nimmer Tag werden. Immer noch steuerte die geängstigte Frau ihrem Ziele, dem Tannenbäumlein, zu und mochte

es doch nimmer erreichen. Da flehte sie in Angst und Bangen Gott an, daß er ihr den Weg weisen möge; alle ihre Sünden kamen ihr plötzlich in den Sinn, ihre kleinen Diebereien, die Härte ihres Herzens, ihr wucherisches Treiben, ihr Geiz und ihre Habsucht, und wie sie an den unschuldigen Bäumen gesrevelt habe.

Aber Gott gab ihr keine Antwort und so strebte sie rastlos durch Schnee und Sturm dem Bäumlein zu, bis sie erschöpft neben ihrem Eierforbe zusammenbrach, um ihr Ende zu erwarten. Wie sie aber dalag, so näherte sich ihr im wehenden Schnee das Bäumlein, sicherte höhnisch und tanzte im Kreise um sie herum. In Todesangst starrte sie auf den tanzenden Tannenbaum, ein geller Schrei zitterte über die öde Schneefläche dahin und dann war alles still. Vom Walde her aber tönte ein triumphierendes Rauschen und die schneegepuderten Bäume knisterten vorverhaltener Freude.

Die Bäuerin wurde bei ihrem Eierförblein, am Fuße des Tannenbaumes, mitten auf der Haide, todt aufgefunden. Halb vom Schnee verweht, war sie erfroren.

Zum richtigen Verständniß dieser Erzählung muß gewußt werden, daß der Waldsireve in der Heimath Walters ein gebräuchlicher Unfug war. Man sagt etwa wohl in den Ostseeprovinzen, daß der einzige Wald, den der Bauer liebe, derjenige sei, den er bei Nacht und Nebel heimlich aus fremdem Besizthum — davonfahre.

Der Vater erzählte diese Geschichte wohl nur, um den Kindern einen heilsamen Schrecken und Abscheu gegen alle Art Wald- und Baumfrevel einzuflößen. Es gelang ihm auch bestens. Die Erzählungen machten einen tiefen Eindruck, namentlich auf das Gemüth Walter's, und er betrachtete als Kind den Wald mit einer Mischung von Furcht und Liebe. Wie in seinem jungen Leben hatte er einem Baum oder Thier das Geringste zu Leide gethan und stets empfand er die muthwillige oder böshafte Verwüstung von Bäumen, ebenso wie die Thierquälerei, als ein Verbrechen, das dem Morde beinahe gleichkommt.

So belebte sich Walter's kindlichem Geist schon früh die gesammte Natur. Die Bäume betrachtete er als lebende, fühlende, vernunftbegabte

Wesen; die Thiere schienen ihm ausgerüstet mit menschlichem, wo nicht gar übermenschlichem Verstande; aus den Sümpfen reckten sich die phantastischen Arme nebelhafter Gespenster; in der Tiefe des Brunnens schaute er feenhaft, goldne Schlösser; in der väterlichen Manteltasche ahnte er die Herrlichkeiten des Paradieses und selbst die Ställe und Scheunen währte er von einem Volk der Geister belebt und auf eigenthümliche Weise beunruhigt.

Neben den väterlichen Erzählungen war es hauptsächlich die Thierfabel, die in Walters Gemüth unauflöschliche Spuren hinterließ. Die ersten Bücher, die Walter liebte, waren Keinecke der Fuchs, Donquixotte und eine biblische Geschichte mit schönen alten Kupferstichen, worin die Sündfluth, die Opferung Isaaks, die Geschichte Ruth's und das Leiden Christi anmuthig dargestellt waren. Später kamen noch hinzu das Märchen von „Undine“ und Homer's Odysee in der Bossischen Uebersetzung, die der Vater den Kindern sehr früh vorzulesen den anerkennenswerthen Muth hatte. Nicht wenig wirkten auch

die eigenthümliche, ländlich abgeschlossene Umgebung und der Aberglaube des Volkes auf die Phantasie des Knaben.

In den düsteren Räumen der Scheune oder „Kiege“ trieben seltsame Spukgestalten ihr geisterhaftes Wesen.

Diese sog. Kiege, ein mächtiger, aus rohen Balken gezimmerter, strohgedeckter und rauchgeschwärzter Schopf, diente zum Dörren und Reinen des Getreides, sowie zum Brechen des Flachs. Große, an der Front befindliche Flügeltüren führten in das Innere der Scheune; an den beiden Enden derselben befanden sich, vom Dach überragt, in Halbmanneshöhe, die großen steinernen Behälter oder Kisten, in denen das Getreide unmittelbar nach der Ernte am Halme aufgeschichtet und, während es zu gleicher Zeit von drei Seiten dem Winde ausgesetzt und vor Nässe geschützt war, an der Luft getrocknet wurde. Zur Sommerzeit, ehe die Ernte eingeheimst war, bildeten diese Kisten einen der beliebtesten Aufenthaltsorte der Kinder. Hier spielten sie Versteckens, bereiteten heftige Kämpfe zwischen

Räubern und Wanderern oder formten aus Lehm Teller, Töpfe und Krüge, allerlei abenteuerliches Geräthe, das sie auf den Mauern der Getreidekästen zum Trocknen an der Sonne aufstellten, oder sie bauten wohl auch am Wiesenrand aus Ziegeln und Lehm einen primitiven Ofen, in dem Kartoffeln geröstet oder auch sonst ein helles Feuer unterhalten wurde.

Nachdem aber Walter eines Tages den Muth gefunden hatte, in das Innere der „Kiege“ einzudringen, hatten die Getreidekästen in ihrer Helligkeit und Nüchternheit allen Reiz für ihn verloren. An einer der beiden gegenüberliegenden Haupt-Thüren, durch welche der Zugwind weht und Weizen und Spreu von einander scheidet, wenn das Getreide gesiebt, oder wie man in den baltischen Länden sagt, „gewindigt“ wird, öffnete er an jenem Tage behutsam den schweren hölzernen Kiegel und schlüpfte in das Innere hinein. Kühl und dunkel, einzig durch den schmalen Sonnenstreif beleuchtet, der durch den Thürspalt hineinzitterte, gähnte ihn eine große, rauchgeschwärzte und rauchig riechende Balkenhalle an.

Der harte lehmige Boden war zu einer ebenmäßigen, glatten Tenne zusammengestampft und hätte sicherlich einen herrlichen Tanzboden abgegeben, diente wohl auch bei den Belustigungen des Erntefestes diesem Zweck. Die Decke war durch lose, an einander gefügte Bretter gebildet, die den Durchblick auf das Dach gestatteten und auf denen allerlei Ackergeräthe, neue Wagenräder, Schlittengestelle und dergleichen, in bunter Ordnung aufgeschichtet lagen. Rechts in der Ecke aber stand ein großes, räderiges, blaugefärbtes Ungethüm: die Getreidereinigungsmaschine.

Ueber all diesem nebeligen Rauchdunkel lagerte eine feierliche, beinahe unheimliche Sonntagsruhe, fast wie in einer alten, menschenleeren Kirche, nur noch schauriger und gespenstischer. Angstvoll huschte Walter rechts der Wand entlang durch den öden, hallenden Raum, bis er auf ein niederes, rauchgeschwärztes Thürlein stieß, das in ein kleineres, etwas helleres Gemach hineinführte, wo die Glashsbrechemaschinen in Reihen standen und ein mächtig gewölbter und rissiger Ofen, aus Lehm erbaut und bis an die rauchschwarze Decke

emporringend, seine Aufmerksamkeit bald in erschreckender Weise erregte. Sowie er nämlich in Aengsten und Bangen, und doch zugleich seines abenteuerlichen und verwegenen Muthes froh, die hohe und holperige Schwelle überschritt, flogen ihm hinter dem Ofen hervor einige große und ausgeglühete Ackersteine entgegen und kollereten mißmuthig bis zu seinen Füßen. Ehe er sich noch von seiner schrecklichen Erstarrung erholt hatte, schleuderte ihm der Ofen einen ganzen Hagel solcher Steine vor die Füße. Gleichzeitig ließ sich ein dumpfes Stöhnen, wie aus dem Grabe hervor, vernehmen, und dann war alles still. — Aus Furcht, den Zorn des Ofens von neuem zu erregen, verhielt Walter sich mäusehinstill und wagte kaum noch zu athmen. Dieser Zustand der Dinge schien dem Ofengeist langweilig zu werden; denn er gähnte auf eine unsagbar müde und zugleich gemeine Manier. Da erwachte in dem Knaben ein aus Zorn und Angst gemischtes, schauerndes Gefühl, eine Art trozigen und doch verzweifelten Entsetzens, er ergriff einen der ihm zunächst liegenden Steine, schlen-



derte ihn, ein zweiter David, dem Goliath Ofen in den Schlund und rief mit zitternder Stimme, während seine Angst in glühender Kampfbegier dahinschmolz: „Komm hervor, böser Geist, ich fürchte dich nicht“! — — —

Es ist begreiflich, daß der Geist diese freche Herausforderung nicht unbemerkt lassen konnte. Er stöhnte und gähnte noch ein Weniges und tauchte bald aus dem bläulichen, rauchigen Nebel hervor, der über dem Ofen lagerte und im Lichte des kleinen, zitternden Sonnenstrahles, der durch eine Ritze im Dach hineingetänzelt kam, an den Strohbüscheln und Spinnweben dahinkroch. —

Gebanntes Auges starrte Walter auf die gespenstische Gestalt, die immer deutlicher und deutlicher sichtbar wurde und sich zuletzt als ein buckeliges und gebrechliches Wesen präsentierte. Es war ein steinaltes Männlein in bettelhafter bäurischer Gewandung. Auf dem Haupte trug es einen zerfütterten, schwarzen Filzhut mit großmächtigen Rande; der Leib war in ein enges schwarzes Wamms gehüllt, das bis an die Kniee reichte und im Gürtel durch einen rothen Shawl

zusammengehalten wurde. Die Beine waren in Lumpen gewickelt und die Füße staken in zerfetzten Birken-Basttschuhen. Das Gesicht erschien als dasjenige eines alten Mannes, der nicht viel gute Tage erlebt hat und nur nach einer günstigen Gelegenheit späht, um unbemerkt in den Erdboden zu schlüpfen und sich dergestalt vor dem Unglück zu verstecken. Alles in allem war es mehr ein Bettler, als ein Geist, und freudig bemerkte Walter, wie seine Gespensterfurcht vor dem Ausdruck blöder Müdigkeit in dem verwitterten, aschfarbenen Gesicht des Greises dahinschwand.

„Fürchte Dich nicht, mein Vögelchen, ich bin kein Geist, sondern nur ein alter Mann, ja ein alter Mann!“

Mit diesen Worten humpelte der Krüppel vom Dfen herab und begann sich Walter, der zurückwich, zu nähern.

„Was machst Du hier in unserer Scheune, alter Mann, so entgegnete dieser mit einer gewissen altflugen und prozenhaften Betonung des Wortes „unser.“ „Hast Du kein „zu Hause?““ fügte er bedachtsam überlegend hinzu.

„Schon seit 20 Jahren irre ich obdachlos in der Welt herum, ein alter Fegen, in Wind und Wetter umhergetrieben. In Eurer Kiege habe ich mich einmal tüchtig ausgeruht und in Ruhe und Trockenheit meine Brodkrummen gegessen. Was treibst aber Du hier, grelläugiges Herrenjöhuchen, willst wohl den „Kiegenmann“ kennen lernen? Schau nur zu, daß er Dir nicht begegnet, wenn er schlecht gelaunt ist!“

Bei den letzten Worten spitzte Walter die Ohren und begann den Alten mit Fragen zu bestürmen, wer das sei, der „Kiegenmann?“

Das sei denn wirklich ein Geist, meinte er, aber kein schlimmer, da er es mit den Feldbauern halte und ihre Ernten vor der Bosheit des Teufels bewahre. Es ist ein älterer, ruhiger Mann, ganz in grobes Leinen gekleidet und mit einem Gesicht, wie von Mehl bestäubt. Er taucht zuweilen aus den Aehren oder aus dem Rauch des Dörrfens hervor und redet die Knechte und Mägde in freundlichen Worten an, die weich und gaunig tönen, gleich den gurgelnden Blasen, die aus Sümpfen hervorquellen.

„Hast Du den Kiegenmann gesehen?“ fragte Walter mit gespanntem Interesse.

„Natürlich habe ich ihn gesehen; zur Zeit des letzten Vollmonds ist er mir erschienen, als ich einmal zur Abwechslung in der Heimthaler Kiege übernachtete. Ich lag im hellsten Mondlicht auf dem Ofen. Da tauchte er aus dem Rauch empor und strich mir mit einer weichen haarigen Hand über das Gesicht, und da war es mir, als wenn ein feiner Sand über meine Augen und Wangen riesele. Dann verschwand er. Neben mir aber lag ein seltsam-vierkantig geformtes, noch ganz warmes Brot, aus gutem Weizenmehl gebacken, das mir der Kiegenmann geschenkt hatte und das ich frohen Muthes, Gottes Güte preisend, unter Thränen im Mondschein verzehrte.“

So gut sich der Kiegenmann mit dem lieben Gott und den armen Leuten verträgt, auf so schlechtem Fuß steht er mit dem Teufel, der nächtlicherweise in den Schennen umherstrolcht, um zu sehen, wo er Unheil oder Brandschaden stiften könne. Bei solchem Anlaß traf er ein-

mal mit dem Riegenmann zusammen, der die Scheune bewachte und den der Teufel nicht erkannte, da er an bösen Augen litt. Er war wie ein Gutsinspektor gekleidet und nur an dem Pferdefuß, der aus dem linken Hosenrohr hervorschaute, als der Böse zu erkennen.

Da hub er ein großes Jammern und Lamencieren über seine bösen Augen an, die allerdings röthlich und entzündet ausfahen. Laß einmal sehen, sagte der Riegenmann, und untersuchte die Augen des Teufels. Ja, meinte er, das sei eine schlimme Geschichte; er wolle ihm gerne helfen, aber er habe gerade jetzt die nöthige Medizin nicht bei der Hand. Der Herr möge über vierzehn Tage, wenn es Vollmond sei, zur selbigen Stunde wieder versprechen.

Also geschah es. In vierzehn Tagen war der Teufel wieder da und jammerte über seine Augen, daß es erbärmlich anzuhören war. Der Böse ist nämlich bei all der Härte seines Herzens ein weichlicher Geselle, der gar keinen körperlichen Schmerz erträgt; dagegen sind ihm die Seelenqualen wahre Leckerbissen. Kaum war

der Teufel in einer herrschaftlichen Kutsche angelangt, so erschien auch der Kriegenmann, bejichtigte die bösen Augen des Teufels und erklärte, nun gleich mit einer radikalen Kur beginnen zu wollen. Der Böse mußte sich rücklings auf eine Bank hinstrecken und die Augen weit aufsperrn. Der Kriegenmann aber holte hinter dem Ofen hervor einen Ziegel mit geschmolzenem Zinn, näherte sich bedachtsam dem Teufel und goß ihm die glühende Masse in beide Augen hinein, daß es nur so zischte und rauchte. Da lachte der Kriegenmann und versteckte sich im Ofen. Der Teufel aber brüllte laut auf, wie ein verwundeter Stier, daß man es fünf Werst weit im Umkreis in allen Dörfern hören konnte. Dann fuhr er mit Gestank zum Dach hinaus und geraden Weges zu seiner Großmutter, der er sein Leid und seinen Jammer klagte und die ihm kühlende Umschläge auf seine Augen machen mußte. — Seit dieser Zeit sei der Teufel blind und dumm, aber nur noch schlechter und boshafter und gefährlicher wie früher.

Solche und ähnliche Historien erzählte der

Bettelmann, während er sich auf einem Stein am Ofen niedergekauert hatte. Dann entließ er Walter und legte ihm Schweigen auf. „Wenn du plauderst, mein Söhnchen, so holt dich der Riegenmann!“

Der größte Künstler im Geschichtenerzählen war aber doch Walter's Vater. Für jede Jahreszeit und für alle Begebenheiten erdichtete er die herrlichsten Sagen und Erzählungen. So erzählte er den Kindern im Winter, etwa um die Weihnachtszeit, die Geschichte vom Weihnachtsabend des armen kleinen Knaben.

Es war einmal ein kleiner Knabe, der wohnte mit seiner sterbenskranken Mutter allein in einem Häuschen mitten im Walde. Wie der Knabe hieß, — wer weiß es? Wollen wir annehmen, er war namenlos, namenlos wie das Elend, wie all' das unverständene Leid und das verschlossene Weh, das auf Erden wohnt.

Draußen war es schneidend kalt und kalt in der Hütte. Die dunkeln Tannen allein schützten mit ihren Kronen mitleidig vor Wind und Wetter.

Und der Knabe saß am Fenster und horchte auf die Windstimmen im Walde und auf die Seufzer der Mutter. Wußte er, daß sie sterben mußte? Er weinte nicht, er dachte nur an das Christkind und warum es ihn so ganz verlassen habe. Kein Bäumchen, kein Lichtchen, alles dunkel und schaurig um ihn her.

Stiller und stiller ward es im Stübchen. Die Schatten senkten sich tief herab, die Schatten der Nacht und des Todes. Glanzlos war der Himmel. — O, dachte der Knabe, wenn man mich doch nicht so ganz vergessen hätte! Leise hauchte er an die gefrorene Fensterscheibe und schaute hinaus. Doch, wie ward ihm da! Was sah er glänzen und funkeln? Einen Stern, einen großen, schönen, friedlichen Stern, mit vielen flimmernden Strahlen.

Das ist gewiß ein Christbaum, dachte der Knabe, den mir das Christkindlein schenken will. Er schien ihm nicht fern, nah, ganz nah, glaubte er ihn zu sehen. Da machte er sich leise auf und schlich hinaus, ihn zu suchen. Er achtete nicht der Kälte und ging weiter, immer weiter



in den dunkeln Wald hinein, seinem Stern entgegen, der durch die Zweige funkelte. Aber bald wurde er traurig; denn immer weiter trat der Stern zurück, je näher er ihn zu sehen glaubte.

Ich soll keinen Christbaum haben, dachte der arme kleine Knabe und setzte sich unter einen Tannenbaum in den Schnee, kauerte sich zusammen und weinte bitterlich. Aber die Thränen froren zu Eis, wie kleine Perlen, und die Augen schmerzten ihn. So schlief er ein.

Da kam das Christkind zu ihm, an der Hand seiner Mutter und sprach gar freundlich zu ihm: „Komm, mache dich auf, ich will dich zum glänzenden Sternlein, das eigentlich ja nur ein Bäumchen ist, hinführen. Komm, du sollst dich freuen, so sehr, wie kein Kind auf Erden.“

Und richtig, sie schwebten dahin, dahin durch den hellen Raum, über die mondverklärten Wolken, dem Stern entgegen. Weit unter sich sah der Knabe noch den Wald und die Hütte, aber ganz klein und wie in Nebel gehüllt. Das Christkindlein aber führte sie zu seinem Bäumchen,

alle beide, Mutter und Kind, und beschenkte sie reich, viel reicher, als alle Kinder auf Erden.

Das war die Geschichte vom kleinen namenlosen Knaben. —

Nicht nur das Märchenerzählen blühte im Winter am schönsten, sondern es bot die lange dauernde kalte Jahreszeit den Kindern auch sonst allerhand Kurzweil. So wurde Frohenheim alljährlich am 11. November, als am Martins-tage, wo die gebratene Gans mit Sauerkraut nie fehlen durfte, von der tollen ausgelassenen Schaar der „Martinsbettler“ heimgesucht. Nachmittags pflegten an diesem Tage die Bauern, in der abenteuerlichsten Weise verkleidet, oft in großer Anzahl, ihre übliche Martinsvisite zu machen, zum großen Jubel der Kinder, die sich an den grotesken Masken nicht satt sehen konnten. Einer von den Bauern war immer als Bär verkleidet und wußte durch sein natürliches Brummen und seine täppischen Sprünge bei dem jungen Volk ein Gemisch von Furcht und Heiterkeit zu entfesseln, ein anderer trat als Ziegenbock auf, während die Uebrigen, mit Flöten und Dodel-

fäcken eine wahre Janitscharenmusik verübend, in den sonderbarsten, selbsterfundnen Kostümen erschienen, in ungewendeten Schafspelzen, mit riesigen, kunstvoll aus Stroh geflochtenen Hüten, behangen und gekrönt mit Unmengen von Papierschnitzeln und Büscheln, die bei dem primitiven Gestampfe, das einen Tanz vorstellen sollte, lustig raschelten. Dieser Maskenempfang, bei dem es sehr laut und lustig herging, fand gewöhnlich in der großen Küche des Herrschaftshauses statt. Die Martins-Bettler wurden mit selbstgebrautem Bier bewirthet und erhielten zum Abschied ein reichliches Trinkgeld, das sogleich im nahen Hofsfurgen vertrunken wurde. Wenn sie lachend, lärmend und dudelnd Frohenheim verließen, so konnte man den Widerhall ihrer Freude noch lange in der Dämmerung vernehmen und die seltsamen Sprünge der Thiermasken sich auf der glitzernen Schneedecke abzeichnen sehen.

Herrlich war auch das Schlittschuhlaufen in Frohenheim! Die große Wiese, die sich stundenweit längs dem Birkenwalde ausdehnte und im Frühling von Trollblumen, Schwalbenangeln,

Anemonen und an vereinzeltten Stellen auch von Maiglöckchen dicht bewachsen war, bildete im Winter in Folge des Austritts eines im Sommer im tiefen Wiesengraße kaum bemerkbaren Bächleins eine, namentlich bei Thauwetter, spiegelblaue Eisbahn, die, wegen des niedrigen Wasserstandes völlig gefahrlos, wersteweit das wundervollste Schlittschuhlaufen ermöglichte. Das war eine unvergleichliche Lust, wenn die Buben, altmodische, hochgeschnäbelte Schlittschuhe mit Riemen an den Füßen, nachmittags auf dem spiegelglatten Wiesengrund in den bereisten Wald hineinglitten, durch dessen wie bezuckerte Zweige das Leuchten des Abendroth's erglomm.

Ja, der gefürchtete, lange nordische Winter war der eigentliche Liebling der Kinder, schon wegen des Weihnachtsfestes, das in Frohenheim mit ausgesuchter Lieblichkeit gefeiert wurde. Schon einige Wochen vor dem Fest pilgerte die kleine Kinderkarawane in Begleitung der Eltern in den nahen Tannenwald, um den wichtigen und weihewollen Akt der Auswahl des Weihnachtsbaumes zu vollziehen. Und wahrlich, diese Auswahl war

nicht leicht, da ein Baum schöner war, wie der andere! Hatte man sich endlich über den Ausgewählten geeinigt, so wurde der Baum durch ein an ihm befestigtes Papier bezeichnet und bald darauf vom Förster auf einem der breiten Bauernschlitten aus dem Walde geholt. Dann wurde er in der Küche aufgethaut und endlich zum Jubel der Kinder im Saale aufgepflanzt. Ja, diese Weihnachtsbäume in Frohenheim! Sie waren so groß und breit, daß sie vom Fußboden bis an die Decke reichten und fast den ganzen Saal verschatteten, dabei so dicht, daß man sich in den Wald versetzt fühlen konnte. Und dann ging es an das Schmücken, das stets mehrere Tage in Anspruch nahm. Nüsse und Tannenzapfen wurden vergoldet, aus buntem Glanzpapier kunstvolle Säcke und Guirlanden verfertigt und große gelbe Wachsstöcke entrollt, aus denen die Richter zu Hunderten geschnitten wurden. Es war dann aber auch ein seenhafter Anblick, wenn am Weihnachtsabend, den die Kinder bis zum ersehnten Moment in dunkler Stube mit Geschichtenerzählen verbrachten, der Vater mit einer Trompete das

Signal zur Bescheerung gab und die geblendeten Kinderaugen den im heiligen Glanze von hundert von Kerzen überirdisch strahlenden Lichterbaum erblickten. Wer vergißt wohl je den feinschen, himmlischen Glanz des Jugendlichtes, das vom Christbaum ausgeht und sich durch das staunende Auge bis tief in das Kinderherz hineinpiegelt! Ihr, die Ihr fieberisch jagt nach dem Glanz des Lebens, laßt Euch gesagt sein, unter dem Weihnachtsbaume der Jugend, da ist das Glück.

Die Bescheerungen in Frohenheim waren überreich und standen eigentlich in keinem rechten Verhältniß zu der sonstigen Einfachheit des Landlebens. Wenn all' das Spielzeug, das die glücklichen Kinder in Frohenheim bescheert erhielten, in einer stillen Christnacht, während fremde Kinder dem Weihnachtsmorgen entgegenträumen, lebendig werden wollte im Glanze des Wintermonds, der nach altem, traulichem Schimmer auspäht, was gebe das für ein freundliches Gewühl von Puppen, Trommeln, Zinnsoldaten, Bilderbüchern, Säbeln, Patrontaschen, Helmen und Nußknackern! — Jugend, freundliches Bild

des Lebens, wie unverbläßbar ist dein Schimmer.

Der erste Schnee! Welch' eine Fülle freundlicher Erinnerungen und lieblicher Bilder taucht mit diesen Worten zauberisch empor! Ueber Nacht ist ein weicher, flockiger Schnee gefallen; der dämmernde Morgen schaut verwundert auf die weiße, blendende Decke, die sich auf das flache Gelände gesenkt hat, die Dächer so sauber bedeckt und in flockigen Krystallen über die Zweige der laublosen Bäume ausgebreitet ist. Der erste Schnee! Mürrisch und verdrossen blinzelt der Haushund in die wirbelnden Flocken; die veränderte Szenerie scheint ihm nicht gerade übermäßig zu gefallen. In zierlich-schleichenden Schritten stapft das muntere Käzlein durch den Schnee; bei jedem Schritt erhebt es die Pfote und schüttelt sie zimperlich. Gravitätisch schreitet ein Dohlenpaar über den frischgefallenen Flaum, seine Spuren im Schnee zurücklassend. Von der Katze aufgeschreckt, erheben sich die beiden Schwarzröcke mit lautem Gekrächz und lassen sich, bedachtjam die Flügel hebend, in den schneegepuderten Nesten

eines Birnbaumes nieder. Da öffnet sich die Hausthüre; jauchzend und lachend strömt die Kinderschaar, den Schlaf aus den hellen, munteren Augen gewischt, hinaus in's Freie. Hei, wie die Schneeballen fliegen, wie die Wangen rosig erglühen, wie das junge Leben erblüht in dem frischen, reinen Hauch des ersten Wintertages! Da saust wieder ein Schneeball durch die Luft und reiht einem mürrisch dreinblickenden Buben — es giebt auch kindliche Philister — die Kappe vom Kopf herunter. Wie er sich bückt, um sein geraubtes Eigenthum zurückzuerobern, da gleitet er auf dem schlüpfrigen Boden aus und schlägt mit der Nachtseite seines Daseins zur Erde nieder. Nun erhebt sich ein schallendes, übermüthiges Gelächter; ein Hagel von Schneeballen prasselt auf den Wehrlosen nieder und, ob er will oder nicht, er muß sich zur Wehr setzen.

Der Schnee spielte bei den Belustigungen der Kinder in Frohenheim überhaupt eine große Rolle. Bei Thauwetter wurden riesige Schneemänner errichtet, wenn aber in Folge der gro-



ßen Schneewehen sich an den Hecken ganze Berge von Schnee gebildet hatten, dann wurden umfangreiche Höhlen und Grotten gegraben, mit Brettern gestützt und verkleidet und nach Anleitung arktischer Reisebeschreibungen „wohulich“ eingerichtet. Walter war uner schöp flich in den Erfindungen dieses Spiels und in der Anwendung der aus abenteuerlichen Büchern gesammelten Erfahrungen.

Wie die fliehenden Wolken am Himmel, zogen diese Erinnerungen an Walter's traumver sunkener Seele vorbei, dem Schatten spiel an der Wand vergleichbar, während das Mondlicht durch das Fenster der Kajüte, vom Spiegel des Decks reflektiert, auf sein Lager fiel.

---

## Drittes Kapitel.

---

„O Mutterliebe, warum bist Du so groß und so gut und so rein? Weil Dir Gott von Anbeginn zum Gefährten gab den Schmerz.“

M. R. von Stern, aus den Papieren eines Schwärmers.

### Die Mutter. Quellen zum Meer.

Es ist noch nicht von Walters Mutter geredet worden. Es ist auch eine schwierige und scheue Sache, von den Müttern zu erzählen, sintemalen die feinsten Geheimnisse in ihnen ihren Ursprung haben.

Die nämliche heilige und spröde Scheu, die Walter als Kind die Liebfosungen der Mutter von sich abwehren hieß, während er sie doch in

verborgener Zärtlichkeit ersehnte, fesselte ihn auch später mit unwiderstehlicher Gewalt.

Es ist aber nothwendig, daß der Geier Walter's Mutter kennen lerne, da ohne die Kenntniß des mütterlichen Ursprungs jedes Menschen Wesen und Gebahrung ein unbegreifliches Räthsel bleibt.

Walter's Mutter stammte aus einem vornehmen, stolzen und ursprünglich reichen Geschlecht. Auch in ihrem eigenen Wesen leuchtete der Stolz wie eine siegreiche Urkraft aus gemischten Eigenthümlichkeiten hervor. Dieser Stolz war in erstem Betracht ein Stolz auf die edle und ruhmvolle Abkunft; dann aber auch ein berechtigter Stolz darauf, daß sie in Wesen und Gesinnung mit ihrer Herkunft übereinstimmte. In der That gehörte Walter's Mutter zu jenen königlichen Frauengestalten, vor deren Stolz das Gemeine nicht nur in der Gesinnung, sondern auch im äußeren Gebahren in weifenlosen Schein versinkt und feige in das Dunkel seiner Herkunft zurückweicht. Schön, stolz und rein von Jugend auf, war sie von einer engherzigen, harten Mutter und einem gutmüthigen, tapfern und mildhumor-

vollen Vater, einem Haudegen und Eisenfresser, der sich als Husarenoffizier in drei Feldzügen mit Orden und Narben bedeckt hatte, in einer aus wilder Ungebundenheit und kleinlicher Beschränktheit widerspruchsvoll zusammengesetzten Weise erzogen worden. Aus dieser seltsamen Erziehung, die abwechselnd die Anleitung im guten Ton und ein sicheres Pistolenschießen übte, ging eine Frauengestalt hervor, die im guten alten Sinne des Wortes eine Dame war, ohne deswegen keine Frau zu sein.

Einen schroffen Gegensatz zu Walter's Mutter, Gertrud, bildete deren einzige Schwester Cornelia. Auch diese war von mächtigem Stolz befeelt; aber während der Stolz Gertruds seine tiefste Wurzel in einer edeln Gemüthsanlage hatte, beschränkte sich das auch äußerlich unangenehm bemerkbare Selbstgefühl Corneliens auf eine sehr gewöhnliche Art von Adelsstolz, wie denn meist diejenigen Personen am auffälligsten mit ihren Ahnen prahlen, die ihnen am Wenigsten Ehre machen.

Auch in ihrem Aeußern unterschied sich Cornelia sehr ungünstig von ihrer Schwester Gertrud.

Während letztere edel, groß und schlank gewachsen war, hatte erstere eine unproportionierte, kleine und durch frühzeitige Corpulenz beinahe lächerliche Figur. Gewissermassen, um sich an der ungalanten Natur zu rächen, entwickelte Cornelia die ihr von Geburt eigene Bosheit zu einem Höhengrade, der sie gerade noch davor bewahrte, lächerlich zu sein, um sie verhaßt zu machen. Am deutlichsten spiegelte sich ihr häßlicher Charakter in den kalten, stahlgrauen Augen. Diese Augen waren nicht, wie sonst gewöhnlich bei boshaften Menschen, klein und stechend, sondern ungewöhnlich groß und ordentlich strahlend von kalter, undurchdringlicher Härte.

Cornelia konnte nicht eigentlich im gewöhnlichen Sinne des Wortes dumm genannt werden. Sie besaß sogar einen gewissen ätzenden und stets verwundenden Witz, den sie aber nur als eine ungroßmüthige Waffe gegen Wehrlose, Abwesende oder unter ihr Stehende zu benützen wußte. Dieser Witz konnte sich unter Umständen zu schneidender Schärfe konzentriren, namentlich wo es sich um die Abwehr vermeintlicher oder wirklicher

Angriffe handelte. Selten aber ist ein geistiges Element so trostlos isolirt und einseitig entwickelt worden, wie der Witz dieser unliebenswürdigen Frau. Dieselbe, die durch ihren beißenden Sarkasmus unter Umständen zu blenden und sich dadurch den unverdienten Ruf einer gefährlichen Klugheit zu erwerben wußte, erwies sich in allen anderen Dingen als ideallos, unwissend, bornirt und gänzlich unfähig, das Große in irgend einer Gestalt zu erkennen, geschweige denn zu verehren. Cornelia gehörte zu den nichtigen und oberflächlichen Wesen, die nur durch das dämonische Element der natürlichen Bosheit vor dem Schicksal bewahrt bleiben, allgemein als dumm erkannt zu werden, was sie im Grunde ihrer Seele sind. Kommen solche Charaktere mit idealen Größen in Berührung, so sind sie in ihrer traurigen Unfähigkeit, sie zu begreifen, nur darauf bedacht, den tiefen Verdruß über die Erkenntniß der eigenen unwandelbaren Erbärmlichkeit durch Verkleinerung und Begeiferung zu verdecken. Im Grunde ihres Herzens aber fühlen sie sich dabei unzufrieden, unglücklich und leer; denn sie haben

immerhin Verstand genug, um zu erkennen, daß sie durchschaut und verachtet werden.

Cornelie hatte früh einen klugen, sehr viel älteren und sittlich ungleich höher stehenden Mann geheirathet, der sie durch die Macht seines eisigen Verstandes wie in Ketten gefesselt hielt. Sie liebte diesen Mann in ihrer Art, d. h. er imponirte ihr und war ihr außerdem durch seine materielle Stellung unentbehrlich: Mit beinahe äffischer Liebe aber hing sie an ihren Kindern, lauter Söhne, die weder den Witz der Mutter noch den Verstand des Vaters geerbt hatten, dafür aber einen hinlänglichen Grad glücklich organisirter Mittelmäßigkeit besaßen, um sich gut zum Fortkommen in der Welt zu eignen. Durch äußeres Glück verwöhnt, war diese Mutter mit ihren geistig in keiner Weise hervorragenden Kindern, die sie vergötterte, mit der Zeit von ihrer Vollkommenheit so tief durchdrungen, daß sie mit Geringschätzung nicht nur auf Fernerstehende, sondern auch auf die eigenen Verwandten herablickte, die weniger mit äußerem Glück gesegnet waren. So gewährte denn die ganze Familie,

mit Ausschluß ihres Oberhauptes, das gar nicht in diesen Kreis hineinzupassen schien, obwohl es ihn doch um sich versammelt hatte, den Anblick einer durch das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes an Geist bedingten Selbstgenügsamkeit.

Frau von Ramberg, ebenso wie ihre Tochter Cornelia, waren gegen die Verbindung Gertruds mit Karl Wendrich, die sie, da er einer jüngeren und wenig bemittelten Adelsfamilie entstammte, für eine Mezalliance hielten. Die engherzige Mutter sträubte sich denn auch mit allen Kräften einer hochmüthigen, gefühllosen Seele gegen diese, ihrer Meinung nach wenig glänzende Verbindung und wurde darin durch das lebhaftes Intriguenpiel Corneliens unterstützt, deren Zunge während der Brautjchaft der Schwester in nie rastender Bewegung war. Der menschlicher fühlende und trotz äußerlichen maßlosen Stolzes im Grunde weltbürgerlich gesinnte Vater gab jedoch in seiner entschiedenen, soldatisch unabhängigen Manier den Ausschlag. Die Folge dieser der Liebe entsprossenen Verbindung war ein furchtbarer Familienhaß, der sich von einer



Generation auf die andere vererbte, sich wie ein Mehlthau auf die Ehe der Eltern senkte und schon früh die Herzen der Kinder vergiftete.

Regelmäßig, wenn jene feinen, blaupapierenen Briefe, die die Großmutter in bestimmten Zeiträumen, mit der physiologischen Pünktlichkeit der Gallen=sekretion, nach Frohenheim sandte, dasebst eintrafen, gab es heftige Familienscenen zwischen den Eltern. Der Vater, in dem sich, vielleicht aus Gram über das Zerwürfniß mit den Anverwandten, ein schweres inneres Leiden entwickelt hatte, brauste nach der Ankunft solcher Briefe jedesmal in wildem Zorn auf. Die Eltern zogen sich bei dergleichen Anlässen in die Schlafgemächer zurück, und es ging dann, besonders von Seiten des Vaters, recht laut und heftig dabei her; nur selten ließ sich die sanfte und ermahnende Stimme der Mutter vernehmen, wenn sie etwa in schmerzlichem Tone erwiederte: „Aber Karl, vergiß Dich nicht, denk' daran, daß Du von meiner Mutter redest!“

Obwohl Walter schon als fünfjähriger Knabe in richtiger Ahnung des Sachverhaltes für den

Vater Partei nahm, dünkte ihn die in diesen Worten durch die Mutter bewiesene kindliche Pietät dennoch als eine große, heilige und gerechte Sache, so daß sich sein Herz qualvoll zwischen Vater und Mutter gespalten fühlte. Alle diese Scenen endeten damit, daß die Mutter stumm, mit gerötheten Augen und mit einem leeren seltsamen Ausdruck in den gramvollen Zügen, als besiegte Siegerin aus dem Zwist hervorging.

Dann begab es sich wohl, daß sie das eine oder andere von den Kindern heftig in die Arme schloß und bitterlich weinte.

Zu keiner Zeit seines Lebens hatte Walter seine Mutter inniger geliebt, als damals, wie denn all seines Daseins Liebe im Mitleid ihren tiefsten und einfachen Urgrund hatte. Die Großmutter und all die mütterlichen Verwandten, die es mit ihr hielten, begann Walter dagegen mit derselben unverjöhulichen Heftigkeit zu hassen, wie es der Vater that. Das Schicksal wollte es, daß er einen Theil dieses Hasses in späteren Jahren auf die Mutter selbst übertrug, der er es unflugerweise zum Vorwurf machte, daß sie nicht

gegen ihr eigen Fleisch und Blut offen Partei ergriff. In Wirklichkeit mußte jedoch Frau Wendrich das Zeugniß ausgestellt werden, daß sie unter schwierigen und höchst unglücklichen Verhältnissen mit seltener Klugheit und Selbstbeherrschung das Lebensschifflein der ganzen Familie dem sicheren Hafen des Friedens zugesteuert hatte.

Walter's Eltern waren zwei grundverschiedene Naturen, die sich außer in ihrer Liebe nur noch in ihrer lautersten Wahrhaftigkeit berührten. Der Vater, in dem trotz seiner adeligen Herkunft sich ein geheimes, demokratisches und adelsfeindliches Wesen zu verbergen schien, war, echt deutsch, aus derber Genußsucht und kühnstem Idealismus zusammengesetzt, während die Mutter, eine Aristokratin von Geblüt und Ueberzeugung, an sinnlichen Dingen nur wenig Gefallen fand und unter Anderm einen so empfindlichen Seelenstolz besaß, daß ihr selbst das Reden vom Essen und Trinken, welches sie als ein zwar nothwendiges, aber gemeines Ding betrachtete, tief innerlich zuwider war.

Auch die Frömmigkeit der Mutter war von

anderer Färbung, als diejenige des Vaters. Während der Vater selbst im Glauben an Gott auf dem festen Boden einer derben, sinnlichen Auffassungsweise stand, wodurch seine Religiosität den Anschein einer fröhlichen und kindlichen Ursprünglichkeit gewann, war die Mutter in religiösen Dingen zu einer zarten, spiritualistischen Schwärmerei geneigt, weniger geschickt, das Natürliche, als das Unausprechliche und Unerklärliche zu erfassen. Der Glaube des Vaters an Gott hatte bei all seiner Unerforschlichkeit doch etwas Irdisches, menschlich Belebtes an sich, während derjenige der Mutter auf reinsten, blassester Abstraktion beruhte, in die sich übrigens eine geheime Skepsis mischte, die ihr Gemüth nicht zu vollkommener Ruhe gelangen ließ. Der gesunde, sorglose väterliche Rationalismus bildete mit dem flüchtigen Spiritualismus der Mutter die verborgene Quelle der späteren religiösen Entwicklung Walters. In dem Ursprung von Vater und Mutter gabelte sich sein eigenes, innerstes Leben als eine Mischung von Idealismus und Sinnlichkeit, von aristokratischer und

demokratischer Gesinnung, von Schwärmerei und Rationalismus. Die Entwicklung seines eigenen Charakters stellte sich als ein ungeheurer Kampf der väterlichen mit den mütterlichen Eigenschaften dar, ein Kampf, in dem die Waage der Entscheidung unaufhörlich schwankte.

Walter's Mutter war sehr still, beinahe unbemerkt durch sein Jugendleben geschritten; wie ein freundlicher, zitternder, schnell erlöschender Sonnenstrahl hatte sie in sein junges Leben hineingeleuchtet. Da sie, vermöge des Alles beherrschenden väterlichen Einflusses, nur wenig Gelegenheit hatte, aktiv an der Erziehung der Kinder theilzunehmen, so war sie wenigstens unaufhörlich bestrebt, zu vermitteln, zu versöhnen und vorhandene Gegensätze in ihrer zarten und anspruchlosen Weise auszugleichen.

Selten wohl mag es eine Frauengestalt gegeben haben, die bei so viel natürlichem Stolz eine so vollendete Selbstbeherrschung besaß. Daß der wahre Stolz des Herzens mit Hingebung und Bescheidenheit gepaart sein kann, davon legte Walter's Mutter lebendiges Zeugniß ab.

Die Erinnerungen, die das Walten der Mutter in den früheren Jugendtagen in's Gedächtniß Walter's zurückriefen, waren verhältnißmäßig spärlich. Vielleicht erklärt sich dies daraus, daß sie ihre Liebe auf fünf Kinder vertheilen mußte, weswegen das einzelne weniger davon abbekam. Walter wäre das glücklichste Kind von der Welt gewesen, wenn er von seiner Mutter mehr und ausschließlicher hätte geliebt werden können. Eine scheue, spröde, trotzige Natur, hätte er eines doppelten Maaßes mütterlicher Liebe bedurft, anstatt mit den übrig gebliebenen Brocken vorlieb zu nehmen, die von der Geschwister Tischchen fielen. Denn von den Geschwistern war Walter das von der Mutter am wenigsten geliebte Kind. Als er noch ein kleiner Knabe war, fühlte er schon mit dem feinen kindlichen Instinkt des Herzens, daß ihn seine Mutter nicht ganz so warm wie die andern Geschwister und gleichsam nur aus Pflichtgefühl und widerwillig liebe. Erzählte ihm doch die Wärterin, daß sich die Mutter schon über ihn geärgert habe, als er noch ein Säugling war, weil er so unbändig laut und

anhaltend geschrieen habe. Sie sei besonders deswegen empört gewesen, weil sich das Kind so schändlich aufführte, obwohl es ganz gesund war. Möglich, daß sich durch dieses unmotivirte Kindergeschrei die erste Spur der vielen und großen Fehler Walter's verrathen hat.

Während Walter einerseits das bestimmte Gefühl einer als Kind erlittenen innerlichen Zurücksetzung hatte, war es ihm andererseits doch eine köstliche Erinnerung, daß seine Mutter zu Zeiten wie in plötzlicher heißer Aufwallung ihre Liebe zu ihm verdoppelt hatte. Namentlich geschah dies, wenn ihm Unrecht geschah oder wenn er krank war; dann kam sie wohl Abends still und geräuschlos an sein Bettchen geschritten, blickte sich zu ihm hinab, küßte ihn auf Mund und Wangen, streichelte sein Haar und flüsterte leise, freundliche Liebesworte.

Es ist unbegreiflich, aus welcher geheimen, trostiger oder schener Regung er es that, immer wehrte der Knabe die so heiß ersehnten Liebkoßungen in kindlich-albener Weise von sich ab, um später, wenn ihn die Mutter verlassen hatte, in heiße,

bitter-süße Thränen auszubrechen. Dieses seltsame Schmolten war Walter Zeit seines Lebens eigen gewesen und hatte ihn um die reinsten Freuden betrogen oder dieselben in Bitterniß verwandelt. Das einfältige Schmolten sowohl, als ein gewisses räthselhaftes Bemühen, den geliebten Personen härter und schlechter zu erscheinen, als er wirklich war, hatte ihm oft geschadet und ihn innerlich gerade von jenen Personen getrennt, die er am heißesten liebte. Das kindliche Schmolten steigerte sich in späteren Jahren zu jenem wollüstigen und selbstzerstörerischen Zug, den man an Selbstmördern und Melancholikern beobachtet, zu einer wilden Lust, sich in den Augen Anderer gewaltjam herabzusetzen, um an dem Contrast der verborgenen Selbstachtung einen geheimen Reiz zu finden, in den sich Qual und Freude zu gleichen Theilen mischten. Während die meisten jungen Menschen Opfer unvernünftiger oder verbrecherischer Handlungen sind, wenn sie unglücklich erscheinen, ergab sich die Tragik der Jugend Walters mehr aus dem krankhaften Bestreben, schlecht und hoffnungslos zu erscheinen,



da er sich zurückgesetzt fühlte und sich dafür durch eine zum Theil affectirte, zum Theil wirklich eingebilddete Härte und Gefühllosigkeit rächen wollte. Da aber Niemand von den Vorgängen in der Seele des Knaben und später des Jünglings die leiseste Ahnung hatte, so gelang ihm das thörichte Spiel nur allzu gut; man wußte nichts von seinem verborgenen Herzweh und glaubte ihm seine affectirten Fehler bedingungsloser als seine wirklichen. So erklärte es sich, daß der Knabe mit dem Herzen von Wachs für kalt und herzlos zu gelten begann, daß sich dieses Vorurtheil befestigte und er danach behandelt wurde.

Walter's Mutter war in ihrer Jugend eine schöne Frau. Wenn sie bei festlichen Gelegenheiten, oder wenn Gäste im Hause waren, im knappen Seidenkleide erschien, so gewährte sie das Bild stolzester und lieblichster Schönheit. Nach der Geburt ihres jüngsten Kindes begann sie zu kränkeln. Zu jener Zeit traf einer von den bekannten blauen Briefen der Großmutter ein, in dem sich dieselbe in den theilnehmendsten Ausdrücken nach dem Befinden der Tochter er-

kündigte; „der Junge aber“, so schrieb sie, „ist mir wurst“. Dieser Brief, von dem Walter zufällig Kenntniß erhielt, bestärkte ihn in der Meinung, daß seine Großmutter ein hartes und liebloses Weib sei.

Herrliche Stunden waren es, wenn sich die Mutter an's Klavier setzte und den Kindern Tänze oder Lieder vorspielte. Das Lieblingslied, das die Mutter herzbewegend zu singen wußte, handelte von den Augen. „Es sind zwei kleine Fensterlein in einem großen Haus, da schaut die ganze Welt hinein, die ganze Welt hinaus“. . . Angelockt von der Musik, verkroch sich Walter dann unter das Instrument, schloß die Augen und lauschte den Tönen, die ihn leise einlullten. Bei solchen Gelegenheiten erwachte seine verborgene Liebe zur Mutter mit leidenschaftlicher Gewalt, besonders wenn sie traurige Weisen spielte oder sich in wehmüthigen Phantasieen erging, durch die er in ihr sorgenvolles Herz unbemerkt hineinhorchte. Beglückt und gerührt war der Knabe eines Abends unter dem Klavier eingeschlafen. Mit rauhen Worten vom Vater geweckt und aus

dem Versteck hervorgezogen, fühlte er sich tödtlich verletzt und weinte, was als Troß und Eigensinn betrachtet und demgemäß bestraft wurde. Es ist wahrscheinlich, daß die wenigsten Menschen befähigt sind, sich in die Seele eines träumenden und erregten Kindes hineinzudenken, wodurch mit der besten Absicht in ihren Wirkungen unberechenbare Fehler begangen werden. Das Kind theilt in gewissem Sinne das tragische Schicksal der Thiere, indem es die zartesten und liebenswürdigsten Regungen seiner Seele nicht auszudrücken vermag.

Walter's erstes kindliches Gebet galt seiner Mutter. Er hatte es selbst erfunden, während er, unter dem Klavier versteckt, den geliebten Tönen lauschte. Es war eine Art Dankgebet zu Gott, daß er die Mutter nach schwerer Krankheit hatte gesund werden lassen. Am selben Abend begegnete ihm das Mißgeschick, einen Lampenschirm zu verbrennen, wofür er hart gescholten wurde. Abends vor dem Einschlafen hielt er dann eine kleine, verstohlene Zwiesprache mit Gott, worin er das Dankgebet zurücknahm, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, der Mutter wenigstens nichts Böses zu wünschen.

## Viertes Kapitel.

---

Ein Spiegel ist besser, als eine  
ganze Reihe von Ahnenbildern.

(Wolfgang Menzel.)

### Leute aus dem Jugendland.

Wie das so in adeligen Haushaltungen, selbst in den besten derselben, zu gehen pflegt, hatte das Dienstpersonal einen bedeutenden Einfluß auf die Erziehung der Kinder. Daß dieser Einfluß immer ein heilsamer gewesen wäre, läßt sich nicht behaupten. Außer den Eltern war es vorzugsweise die alte Dienerin, Frau Meinert, die sich mit der Erziehung der Kinder nach der ihr eigenthümlichen, primitiven Methode befaßte. Aus Gutmüthigkeit und Rohheit zusammengesetzt,

knuffte und hätschelte sie die Kinder abwechselnd, ohne daß es ihr je gelang, sich bei denselben in Respekt zu setzen. Selten wohl mögen in einem Menschen so widerstreitende Eigenschaften so harmonisch vereinigt gewesen sein, wie in dieser Frau. Goldehrlich im Grunde ihres Herzens, verschmähte sie es doch nicht, gelegentlich kleinere Diebereien zu begehen, triebartig, einem ererbten sklavischen Instinkt folgend. Treu und anhänglich, wie sie war, hätte sie nöthigenfalls für jedes Glied der herrschaftlichen Familie den Tod erlitten. Dagegen genügte selbst der mildeste Verweis, um Wuthausbrüche bei ihr hervorzurufen. Bei solchen Anlässen entfaltete sie jene maßlose Grobheit, zu der sie ihr eminentes Maulwerk in hohem Grade befähigte. Dabei war sie plump und ungeschickt wie ein Rhinoceros; ihr Lebensweg war bezeichnet durch ungezählte Trümmer und Scherben allerhand zerbrochenen Geräths; was sie mit den nervigen Händen angriff, das ging unfehlbar in Stücke, und worauf sie trat, da wuchs sozusagen kein Gras mehr. Wenn irgendwo in Küche oder Keller etwas flirrte oder krachte, so waren sich

Alle darüber einig, daß Frau Meinert wieder etwas „zerknallt“ habe. Wurden ihr darüber Vorwürfe gemacht, so war ihre stereotype Antwort: „Nich Gottchen, ich hab es doch nicht mit Fleiß gethan!“

Aus der Zeit jugendlicher Verirrung mit einem verschollenen Artilleristen hatte Frau Meinert eine Tochter, die Malchen genannt wurde und ein faules, naschhaftes, durch Sommersprossen entstelltes Geschöpf war. Malchen wurde im Wendrich'schen Hause erzogen und genoß auch einen Theil des Unterrichts in Gemeinschaft der Kinder desselben. Das hinderte Frau Meinert aber nicht, ihren mütterlich-erziehlischen Einfluß in der ihr eigenen drastischen Manier geltend zu machen. In gewissen Zeiträumen wurde Malchen mit der Birkenruthe geprügelt, so daß ihr Gewimmer das ganze Haus erfüllte. Wurde Frau Meinert dann befragt, wodurch das Kind die Strafe verschuldet habe, so gab sie wohl die tief sinnige Antwort: „Ein Kind muß Furcht haben“. Damit war natürlich gesagt, daß kein bestimmter Grund für die Züchtigung vorgelegen

sei. Auch nach hohen Festtagen bekam Malchen regelmäßig die Ruthe. „Die Feiertage müssen herausgeprügelt werden“, meinte Frau Meinert. Bedenkt man, daß das Ruthenbünd überhaupt den Zubegriff aller damaligen pädagogischen Weisheit im Baltenslande bildete, so wird man sich nicht darüber wundern, daß diese elementare Erziehungspraxis der Frau Meinert geduldet wurde.

Sie hatte gelegentlich bemerkt, daß Frau Wendrich ihren Kindern bei Husten ein ziegelrothes Pulver verabfolgte, das „Goldschwefel“ genannt und in alten Zeiten von den Aerzten viel verschrieben wurde. Als Malchen auch einmal an Husten litt, konnte man beobachten, wie die Alte ihr mit Gewalt ein rothes Pulver einflößte. Es stellte sich heraus, daß das Pulver durch Reiben zweier Ziegelsteine an einander gewonnen worden war. Nach Frau Meinert's paläonthologischen Begriffen genügte die UeberEinstimmung der Farbe des Pulvers, um den erwünschten Effekt hervorzurufen. Als ihr Vorhaltungen über diesen heillosen Unsinn gemacht wurden, entgegnete sie schnippisch: „Die gnädige

Frau geben auch immer Goldlack bei Verführung; es ist ja Allens eins, wenn es man nur roth ist“.

Man sollte kaum glauben, daß dieses mastodontische Wesen, das auch äußerlich etwas Vorsündfluthliches an sich hatte, seiner und zarter Gefühle fähig gewesen wäre, und dennoch war dies in hohem Maaße der Fall. Vor Allem war sie sehr empfindlich, eine Eigenschaft, die rohen Menschen sonst nicht gerade eigen ist; außerdem bejaß sie das feinste Mitgefühl und in gewissen Dingen einen seltenen Tact des Herzens. Es hat wohl nie eine Dienerin gegeben, die wie diese Frau Freund und Leid mit ihrer Herrschaft theilte. Ungeschickt und roh, wie sie war, konnte sie bittere Thränen über jedes Ungemach vergießen, von dem ihre Herrschaft betroffen wurde. Dasselbe Weib, das sich bisweilen wie eine Megäre ausnahm, hätte sich eher in Stücke reißen lassen, ehe sie fremderseits einen Angriff auf ihre Herrin geduldet hätte. Auch war sie, im Gegensatz zu vielen Frauen ihrer Art, verschwiegen wie das Grab. So kam es, daß sie ungeachtet ihrer vielen Fehler, nicht nur Zeit ihres Lebens im



Hause geduldet wurde, sondern auch eines so unbedingten Vertrauens genoß, wie es sonst nur bevorzugten Hausgenossen geschenkt wird.

Rührend war es zu beobachten, welche Mühe sich die plumpe und ungeschickte Frau gab, ihre Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit bei jeder passenden Gelegenheit an den Tag zu legen. An den Geburtstagen der Hausgenossen ließ sie es sich niemals nehmen, Thüren, Tische und Stühle mit Kränzen und Guirlanden aus Immergrün und Haidkraut zu schmücken, und schon am frühen Morgen, vor Sonnenaufgang, wurde das betr. Geburtstagskind von den mit hoher und fröhlicher Stimme gesungenen Klängen des Gesangbuchliedes „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ erweckt.

Im Dienstpersonal von Frohenheim waren so ziemlich alle umentbehrlichen Arten des Handwerks vertreten. Es gab dort nicht nur Koch und Kutcher, sondern Schreiner, Schuhmacher, Förster, Gärtner u. s. w. Ein origineller Kauz war namentlich der Schuster. Er führte den klangvollen Namen Martin Abendroth, war ein

sehr tüchtiger Arbeiter, litt aber an chronischen Drang zum Saufen. Sonst ganz fleißig und ordentlich, ergriff es ihn von Zeit zu Zeit mit wildem Weh und unwiderstehlicher Sehnsucht nach dem Krüge. Dann verschwand er für mehrere Tage, ja selbst Wochen, trieb sich meilenweit in allen Krügen umher und kehrte endlich an seine Arbeit zurück, als wenn nichts geschehen wäre. Als ihm einmal Vorhaltungen wegen dieses schändlichen Lebenswandels gemacht wurden und man ihn befragte, wo er sich solange umhergetrieben habe, antwortete er mit unverfrorener Liebenswürdigkeit: „Was, ich soll herumgesoffen haben? In wo, keine Idee! Ich muß nur von Zeit zu Zeit auf dem Lande gehen von wegen meinen nervösen Gemüth und meine angestrengtigte Nerven. Die glauben denn immer, daß ich ssaufen gehe, aberseht ich habe nur dem Klima jenossen“. Auf die Pflichten gegen seine zahlreichen Kinder aufmerksam gemacht, entgegnete er voll Rührung: „Ich nicht sorgen für meine Kinder? Andere sind schon so, aberseht ich (schluckzend), ich opfere mir für meine Kinder. Die

Abendröthe haben noch nie mich Hunger gelitten und werden auch nicht, wenn Gott Gesundheit giebt!" Das hinderte den Braven aber nicht, bald wieder in allen Krügen herumzuliegen, bis die letzte Kopecke versoffen war. Präordinirten Persönlichkeiten gegenüber bewegte er sich stets in den nobelsten und gewähltesten Ausdrücken, namentlich auch in Fremdworten, die er konsequent am unrichtigen Orte anbrachte. Wurde er zum Maßnehmen an den „Hof“ beschieden, wie in den Ostseeprovinzen das Herrschaftshaus genannt wird, so verfehlte er nie, sich in den zierlichsten und geschraubtesten Wendungen zu ergehen: „Be-lieben den hochgeborenen Fuß! Sehr ein ange-nehmer Tag heute. Die milden Lüfte erfreuen das menschliche Gemüth. Abericht an dem Fir-manende des politischen Horizontes ist es mehr oder weniger dieschter. Der Türk läßt sich nach. So, jetzt noch mit gnädiger Bewilligung das Maasß vom Blade! Wenn die Menschen sich mechten mehr dem Heheren zuwenden, dann mechte es besser sein. Meine Frau sagt auch immer, das kommt Allens von die Kottlosigkeit

her. Kann sein, kann auch nich sein. — Dabei blinzelte er lustig mit seinen kleinen, schwimmenden Schnaps-Augen und zeigte eine Nase, deren Färbung seinem Namen alle Ehre machte.

Zuweilen kamen auch Stimmungen der Selbst-erkenntniß über ihn und er gestand sein Laster. Er beschönigte es indessen etwa mit folgenden Worten :

„Ich pin sonst nur ein gewöhnlicher Pechdreher; aber scht wenn ich ssauffen thu', denn pin ich sehr edel, begeischtert, iteal und kut. Wenn nich, denn nich.“

Frohenheim hatte einen wunderschönen, großen Blumen- und Obstgarten. Um in den Kindern frühzeitig das Gefühl für Ordnung und Verantwortlichkeit, aber auch die Freude am persönlichen Besitz, zu wecken, war einem jeden ein Blumenstück und eine Anzahl Obstbäume als Eigenthum zugetheilt. Im Frühling, wenn der Garten bestellt und die Sämereien zur Ausfaat bereit gehalten wurden, entwickelten die kleinen Eigenthümer eine lebhafteste Geschäftigkeit. Da wurden Blumenbeete umgegraben, Samen gesteckt und die vom Frost beschädigten oder zer-

störten Sträucher und Zierpflanzen beseitigt und durch frischen Nachwuchs ersetzt. Eine Quelle ununterbrochener kindlicher Freude bildete dann die tägliche Beobachtung des Wachsthums der Saaten und Anpflanzungen.

Eine besondere Freude an dieser Gartenwirthschaft hatte Walter's einziges Schwesterchen Thea, ein stilles, in sich gefehrtes Geschöpf, das vor lauter Innerlichkeit dem oberflächlichen Beurtheiler einfältig erscheinen konnte. Schon frühzeitig zog sie sich von der wilden Brüderschaar zurück und ging ihre eigenen Wege. Stundenlang konnte das wunderliche kleine Mädchen mit ihren Puppen spielen, ohne daß man sie überhaupt bemerkte. Zuweilen ertappte man sie aber auch auf seltsamen, kleinen Monologen mit ihren Puppen. In diesem Gottesfrieden der Kleinemädchenwelt stürmte aber nicht selten die wilde Jagd der Knaben. Die Puppen wurden auf das Roheste aus ihren Betten gerissen, nicht selten sogar thätlich insultirt, und die kleinen, in der eigenen Küche hergestellten Puppenspeisen unter höhnischen und pietätlosen Reden vertilgt.

In solchen Fällen zog sich die Kleine, ihrer Machtlosigkeit bewußt, still weinend etwa wohl in ihr Gärtchen zurück, das, am sorgfältigsten von allen gepflegt, wie ein kleines Paradies inmitten eines Waldes von Himbeer- und Jasminsträuchern versteckt war. Unter einem Theestrauch, dessen rosablühende Zweige in duftigen Wolken über eine kleine Gartenbank beinahe bis zur Erde hinabhielen, versteckte sich das beleidigte kleine Mädchen und verarbeitete seinen Schmerz im Stillen, inmitten der geliebten Blumen. Wenn man sie dann nach einigen Stunden in ihrem Heiligthum fand, so hatte sie die Kränkungen meist schon längst vergessen und war heiter und freundlich.

Unverstanden von den roheren und sehr ländlich gesitteten Knaben und im gewissen Sinne auch von den Eltern, gerieth das tiefinnerliche, feinbeobachtende, liebenswürdige und warm empfindende kleine Geschöpf in einen Zustand der Isolierung, den es auch später nie ganz überwinden konnte. In diesem Zustand bildeten sich dann auch verfrühte mädchenhafte Fehler aus, die nicht

dazu dienen, das überlieferte einseitige und oberflächliche Urtheil der nächsten Umgebung richtig zu stellen. Man sollte geneigt sein, anzunehmen, daß sich die nächsten Blutsverwandten, z. B. die Geschwister unter einander, am besten kennen und am richtigsten beurtheilen müssen. Dies trifft aber durchaus nicht immer zu. Nichts gleicht der grausamen Consequenz eines von früherster Kindheit unter Geschwistern gehegten ungerichteten Vorurtheils, namentlich wenn es von den Eltern unbewußt genährt worden ist. Solch ein Vorurtheil kann nicht nur das Schicksal eines Menschen in tragischer Weise bestimmen, sondern sogar eine wirkliche Verzerrung seiner Individualität zur Folge haben. Aus diesem Grunde sollten es die Eltern grundsätzlich unterlassen, Urtheile über die intellektuellen und moralischen Eigenschaften ihrer Kinder in deren Gegenwart zu äußern.

Mit leidenschaftlicher Liebe hing Thea an ihrem Vater und dieser liebte sein einziges Töchterchen ebenfalls mit großer Zärtlichkeit. Oft, wenn die Kleine gekränkt oder mißverstanden

worden war, flüchtete sie sich an die Brust des Vaters, der sie mit sanften Worten tröstete, ihr das Haar streichelte, zuweilen wohl auch eine schreckliche Musterung unter den schuldigen Büben hielt.

Die Sommermonate brachte die ganze Familie Wendrich fast alljährlich in Meersdorf, einem kleinen Orte am finnischen Meerbusen zu. Das Städtchen, das zwei Kirchen, mehrere kleine Gasthöfe und Kaufläden und ca. 800 Einwohner, meist Fischer, besitzt, ist äußerst malerisch hart am Meeresstrande gelegen, der in der Nähe der Ortschaft in senkrecht abfallende, imposante Kliffen bis zur Höhe von 100 Fuß und darüber ausläuft. Nächst dem geliebten Walde in Frohenheim, dem Moor und der Haide war das Meer Walter's treuester Jugendkamerad. Oft lag er stundenlang träumend im Sande und starrte auf die lichtblaue Ostsee, über die wie gleitende Phantome die Segelschiffe am Horizonte dahinschwebten. Unerfättlich konnte er die monotone Musik der kurzen, kleinen Wellen anhören, die in regelmäßigen Intervallen an den Strand prallten.



Und wenn dann einmal in schäumender Sturzfluth eine schwere Woge hoch an's Land brandete, wenn die Möven gellend schrieten und der Laut ihrer Flügelschläge beinahe vernehmlich an's Ohr schlug, dann fühlte sich der Knabe berauscht, entzückt und in der Tiefe seiner Seele erhoben.

Aber es genügte dem kleinen Träumer nicht, das Meer zu schauen und seine Musik zu hören. Je länger er in die bewegte Fluth hinausstarrte, desto mehr drängte sich ihm das dunkle Gefühl zum Bewußtsein, daß ihm diese herrliche Natur noch etwas Besonderes zu sagen habe, daß er sich mit ihr in irgend einer ihm unfaßbaren Weise auseinander setzen müsse. An rohen Versuchen dazu fehlte es nicht. Er versuchte mit dem Meer zu reden, in seine wilden Melodien miteinzustimmen, und wenn man den scheuen Knaben aufmerkamer beobachtet hätte, so würde man bemerkt haben, wie er zuweilen beim rasendsten Sturm am Strande stand und in wilder Begeisterung trotzig und doch zugleich erschauernd monotone, wortlose Melodien in Brandung, Mövenruf und Sturmesrauschen hinausshrie. Athemlos,

durchnäßt und von geheimem Glück beseligt, kehrte er nach solchen verborgenen Duetten mit dem Meer, diesem größten Sänger der Welt, der nicht zu stolz war, die Knabenstimme in seine ewigen Lieder zu verweben, zu den Eltern und Geschwistern zurück. Diese sahen wohl vielleicht den Abglanz des Sturmes leuchtend in den fieberisch glänzenden Augen des Knaben; aber sie wußten es nicht zu deuten. Und so blieb denn ein ungelöstes Geheimniß zwischen dem Kinde und denen, die ihm nahe standen, ein Geheimniß, das seine Fäden um die Geschichte vieler grauer Jahre spannt.

Zuweilen versuchte der Knabe wohl auch, den Sturm der dunklen Gefühle und Ahnungen in das geschriebene Wort zu bannen. Aber es waren wirre und zusammenhangslose Rhythmen, die ihn nicht befriedigten. Walter's größte Liebhaberei war von jeher das Zeichnen gewesen. Einmal, als das Meer in blauer Ruhe dalag, machte er den schüchternen Versuch, es mitsammt den vorgelagerten Felsen und Inseln in sein Notizbüchlein abzuzeichnen. Es war der erste Ver-

such, nach der Natur zu zeichnen, und er fiel so aus, daß ihn jeder erwachsene Vaie belächelt haben würde. Der Kenner aber, namentlich wenn er die mehr als primitive Vorschule in Betracht gezogen hätte, würde in diesem ersten mißlungenen Versuch die Wahrnehmung haben machen können, daß hier die Grundgesetze der Perspektive unabhängig von irgend welcher Belehrung primär entdeckt worden waren.

Dieser Versuch bedeutete einen Wendepunkt im Seelenleben des Knaben. Bisher zerstreut, träumerisch und befangen, kam nun in sein ganzes Wesen eine seltsame Bewegung. Wie von einem stillen inneren Glück verklärt, erschien das früher apathische Kind. Ganze Hefte bedeckten sich mit seltsamen Zeichnungen, durch deren naive Unbeholfenheit bereits eine unverkennbare Naturfreude hervorleuchtete, theils rohe Zeichnungen von Wald und Meer, theils phantastische Carriaturen von Menschen und Thieren. Alles aber blieb im Verborgenen und Niemand ahnte etwas davon. Das Geheimnißvolle seines Thuns erhöhte das stille Glück des Knaben; es reizte und

beschäftigte seine Phantasie, daß er etwas Ungewohntes zum Leben drängen sah, das ihm allein bekannt war.

Es lebte ein sonderbarer Menschenschlag in Meersdorf, arbeitsam und sentimental, erwerbsflüchtig, träumerisch und phantastisch zugleich. Unter allen ragte Onkel Hellmuth Golm hervor, von den Kindern einfach Onkel Golm genannt. Er lebte von Kindheit an in Meersdorf und hatte Karl Wendrich's einzige Schwester Adda zur Frau.

Onkel Golm! Da steht er am Fenster und schaut auf das blaue, glatte, baltische Meer. Sein starkes Haar ist ergraut; ein langer weißer Bart, am Kinn gelblich vom Pfeifenrauch, bedeckt seine Brust bis fast an den Gürtel. Aus der Pfeife mit langem Rohr qualmt in blauen Wolken der feine Rauch des holländischen Knasters, den Kapitain Sörensen ihm geschenkt. Kapitain Sörensen von der „Alma“, Rotterdam.

Onkel Golm trägt einen schwarzen, faden-scheinigen, zugeknöpften Rock, der bis an die Kniee reicht. Der Rock ist nicht sehr sauber; die ganze

Brust ist von Fettflecken besäet, von wegen des langen Bartes. Die Füße stecken in abgetretenen schwarzen Tuschshuhen.

Aber gewaltig, löwenhaft ist der Kopf. Stahlgraue, fluge und gute Augen blitzen unter buschigen, weißen Augenbrauen mit einer Mischung von Ernst, Humor und Strenge. Auf der starren, geraden, edelgeformten Nase sitzt weitvorgeückt eine altmodische Stahlbrille, über die der Blick sich in's Weite hinausbohrt. Der Mund ist vom Bart verdeckt. Aber er wird wohl etwas milde ausschauen. Und dann die eisgraue Löwenmähne, der stolze, harte, wie aus Granit gehauene, mächtige Kopf! Dieser mächtige, alttestamentliche Kopf!

Das ist Dufel Golm, Gründer, Lehrer, Prediger, Arzt, Organist und Gerichtsvogt von Meersdorf. Ist er nicht noch etwas? Jawohl, er ist auch Chef der Feuerwehr und das kleine, oft vom Sturm gepeitschte und von Wellen bestäubte Spritzenhaus am Strande, mit der Inschrift „Gott zur Ehr', dem Nächsten zur Wehr!“ ist eine seiner vielen Stiftungen.

„Ich habe es mir gedacht, das Wetter schlägt um.“ Mit diesen Worten verläßt Dunkel Golm seinen Posten am Fenster und wendet sich mit schleifenden Schritten in's Schlafzimmer.

Da sieht es sehr unordentlich aus. Das nicht ganz saubere Bett ist zerwühlt und bietet jenen beklemmenden Anblick, wie ihn Betten zu bieten pflegen, auf denen sich Menschen schlaflos in Schmerzen wälzen, wenn draußen der Sturm wüthet und das Meer seine weißen Kasse peitscht, daß die Mähnen flattern.

Der Schreibtisch ist voll Staub. Da liegen Gänsefüße, Siegellacktaugen, Petschafte, Muscheln, Steine, Hämmer, Zangen, Nägel und meteorologische Instrumente bunt durcheinander. Rechts in der Ecke das Bett, hinter der Thür ein Schrank, auf dem sich verstaubte Hefte und Zeitungen hoch aufgethürmt befinden. In der Mitte, mit der Flanke zum Fenster gekehrt, der bewußte, große Schreibtisch, ein Ungeheuer aus vergangenen Jahrhunderten. Unter dem Tisch Säcke, Taue, Eisenzeug und allerlei verwittertes Gerümpel. An den Wänden, über dem Bett das

Bild des Vaters in holländischer Uniform. Darunter in verblichener, flüchtiger Schrift die Worte: „Nicht die Rechte, die ein Mensch ausübt, sondern die Pflichten, die er sich selbst auferlegt, geben ihm seinen Werth.“ Ueber der Thür ein bunter Porzellanteller mit der Aufschrift: „God save the house.“ Geschenk von Kapitain Stephensen, „King Charles“, Southhampton. An der dem Bett gegenüberliegenden Wand, neben der Thüre, die in das kleine Speisegemach führt, eine Copie des Meissonier'schen Bildes „Napoleons Rückzug aus Rußland“ in Stahlstich. Räthselhaft leer, tief und fern blicken die Kaiseraugen unter dem staubigen Glase. Sonst überall Seestücke, gute und schlechte. Das Meiste von eigener Hand gemalt.

Da stellt Dunkel Golm seine Pfeife in die Ecke. Aus einer Lade des Schreibtisches entnimmt er ein Heft und einen Bleistift. Damit bewaffnet, begiebt er sich durch das kleine Speisezimmer, wo der dicke braune Kater Fox schläft und schnurrt, in die Küche und in den Garten hinaus, wo er einen Thurm besteigt, auf dem

sich ein buntes Gewimmel von meteorologischen Vorrichtungen, Windfahnen, Rädern und dergleichen befindet.

Seitdem Dufel Golm alle seine Aemter niedergelegt, bilden die Wetterbeobachtungen seine einzige Beschäftigung. Er berichtet über dieselben regelmäßig an die Sternwarte in Pulkawa und hat als Lohn für seine jahrzehntelangen Arbeiten den Vladimir-Orden 3ter Klasse erhalten, der unter verrosteten Nägeln auf dem Schreibtisch zu sehen ist. Außere Ehren haben nie die geringste Wirkung auf ihn ausgeübt, und wenn ihn Glieder des kaiserlichen Hauses besuchen, was bisweilen vorkommt, in den Fällen, wo große Kriegsschiffe vor Meerzdorf ankeru, so empfängt er sie in seinem schlichten Heim mit der Würde des Patriarchen.

Walter war oft zum Besuch bei Dufel Golm, den er liebte und dem er auch seine kleinen Geheimnisse vertrauen durfte. Dufel Golm und das Meer, die beiden gehörten zusammen und waren das Beste und Interessanteste in Meerzdorf. Seit seiner frühesten Kindheit hatten diese



Besuche stets einen eigenen Reiz für Walter gehabt. Schon das Haus war in seiner Art ein Unikum. Sehr niedrig, war es von Bäumen fast ganz beschattet und einmal im Jahr in einem Wald von Fliederblüthen versteckt.

Aus der Bauart war nicht leicht klug zu werden. Nur der Kenner erkannte, daß das ganze Haus aus Schiffsüberresten zusammengesetzt war. Die Brigg „Alida“, die im Jahre 18.. bei Meersdorf strandete, war von Duke Golm auf Abbruch erworben und zur Begründung seines Hauses benutzt worden. So erhob sich aus Trümmern ein neues Heim. Die Gallone, ein hölzernes Jungfrauenbild, zierte das Portal. Durch dasselbe trat man in einen Pavillon, der fast unverändert die Gestalt der Kapitainskajüte hatte. Aus diesem Pavillon führte links eine Thüre in das Schlafzimmer der Frau Allda; aus diesem gelangte man in die Wohnstuben der Frauen. Da stand ein Glasschrank mit auserlesenen Büchern; überall, auf Tischen, Kommoden und Schränken waren überseeische Kuriositäten, Korallen, riesige Muscheln, Seesterne und

dergleichen aufgestellt. Es war wie in einem Naturalienkabinet. Und sonnig, ach wie sonnig! — war das Zimmer. Aus den Fenstern sah man hinaus auf das blaue Meer; wenn es stürmisch war, hörte man den Donner der Brandung und der Schaum der Wellen spritzte schier bis an die Scheiben. Hier versammelte sich die Familie zum Nachmittagskaffee, den die Tochter Erna meisterlich bereitete. Der Hausherr nahm aber nie an diesen Kaffeegesellschaften Theil. Selten trat er einmal mit seiner dampfenden Pfeife geräuschlos ein, sprach ein paar freundliche oder ironische Worte und verschwand ebenso geräuschlos. Das ganze Weibewesen und Geplausch war ihm eigentlich in der Seele zuwider.

Aus diesem Zimmer gelangte man in das jungfräuliche Gemach von Erna Solm. Musterhafte Ordnung, Sauberkeit und Nettigkeit herrschte hier. Erna war eine ewig seufzende, mond-scheinhaft-schwärmerische, ältliche Jungfrau, die fast immer verzückt gen Himmel blickte, vortrefflich Anchovis einzumachen wußte und die seltene Kunst besaß, gleichzeitig Kalbskoteletten zu hacken

und mit Ekstase Longfellow's Gedichte zu lesen. So einförmig und eigentlich trübe ihr ganzes Leben in der tödtlichen Einsamkeit und Abgeschlossenheit Meerstdorf's verflossen war, so hielt sie dieses Leben doch für einen seltenen und bedeutamen Roman und wußte, wenn sie aufthaute, mit der von der Mutter ererbten blühenden Phantasie die wunderbarsten Sachen von Verlobungen mit hochgestellten Personen zu erzählen, die mit acht Kappen und Vorreitern nach Meerstdorf gekommen seien, um sie heimzuholen. Aus Edelmoth und weiblicher Würde habe sie aber alle diese herrlichen Parthieen ausgeschlagen, um den alten Vater nicht allein zu lassen. Wenn dieses Thema auf's Tapet kam, lächelte Onkel Golm fein und vielsagend und sagte wohl etwa einmal: „Ja, ja, liebe Erna, ich weiß, Du hast mir Fürstenthümer geopfert; aber es war doch gar zu grausam, daß Du den Großfürsten in den Tod getrieben hast.“ Dann senkte die Jungfrau tief auf, blickte verklärt zur Stubendecke und sagte: „Der Weg der Pflicht ist auch der Weg zum Glück“. Und Onkel Golm erwiederte: „Ja=

wohl, mein Döchtling, da hast Du Recht!“ Und es schimmerte wie Mitleid und Gärtlichkeit im Grunde seiner Augen.

Aus Erna's jungfräulichem Heiligthum führte eine Tapetenthüre an der rechten Seitenwand in das Speisezimmer. An dieses grenzte das schon beschriebene Schlafgemach Onkel Golm's und wiederum an dieses die Fremdenstube, in der u. a. ein altmodischer Flügel prangte, der im Sommer zum Dörren von allerlei heilsamem Kraut und im Winter zur Lagerung der Äpfel diente. Onkel Golm war orthodox in Sachen der Musik; er hielt das Klavierspiel für eine schmachliche Weibersache und ließ nur die Orgel gelten, wenn Sturm und Brandung in die Bach'schen Fugen brüllten.

Und Frau Abda? Ja, Frau Abda! Das Wort ist leicht gesprochen, aber das Geheimniß ihrer Seele nicht damit ergründet. Eigentlich verrückt war Frau Abda nicht, aber sie hatte in die große Summe edler Eigenschaften, als da sind lebendige Phantasie, Klugheit, Willenskraft und Treue, eine so bedeutende Dosis originärer

Verrücktheit mit auf den Lebensweg bekommen daß sich alles in ihr zur Frage verzerrte. Der Treue gegen die ihr Nächststehenden stand ein bösertiger Verfolgungswahn gegenüber, der in Tobjucht und raffiniertes Ränkespiel ausarten konnte und Dufel Golm das Leben sauer machte; ihre Willenskraft, die sie im Ertragen von widrigen Schicksalen groß erscheinen ließ, war gepaart mit einer krankhaften Herrschsucht, die nicht den Schatten eines Widerspruchs duldete; ihre Klugheit und Menschenkenntniß war wunderbar verquickt mit den verrücktesten Vorurtheilen und Einbildungen, die sie nicht selten für die einfachsten Wahrheiten blind machten; ihre Phantasie, die einen unverkennbaren Zug zum Künstlerischen hatte, verwickelte sie ununterbrochen in die gewagtesten Lügen und brachte sie in den Ruf einer gefährlichen Verläumderin und Intriguantin, während sie doch nur eine von Geburt an Unglückliche war. Das Seltsamste an dieser Mischung aber war, daß Frau Adda für alles Große, Edle und Erhabene in Kunst und Leben eine ehrliche und tiefe Begeisterung, gegen alles Mittelmäßige

und Kleinliche aber einen ungeheuchelten Widerwillen hatte. Dabei fehlte ihr gänzlich die Fähigkeit der logischen Association, so daß sie unvermittelt aus einem geistreichen Gespräch in Fragen der Kunst in ein endloses Salbadern über einen vor Jahren verlorenen Prozeß hineingerathen konnte, in dem es sich um eine streitige Viehweide gehandelt hatte, wobei sie mit unheimlicher Geschwindigkeit Akten, Karten und Dokumente hervorbrachte und mit blitzenden Augen Reden hielt, die jedem Advokaten neidißches Staunen abgenöthigt hätten. „Und ich sage Euch, der Name Golm ist rein; die finsternen Complotte mächtiger und von Oben her unterstützter Personen sind wie Spreu zerstoßen an dem unbegreiflichen Rechtsinn des Hauses Golm“. Dazu bemerkte Onkel Golm zuweilen trocken: „Thu doch die Karten und Scharteken fort, liebe Adda! Dein Lamento seit 30 Jahren ist eine größere Calamität, als der Verlust dieses armseligen Fezens Weideland.“ Hierauf ein zugleich mitleidiger und vorwurfsvoller Blick der Frau Adda. „Ja, ja, mein lieber Golm, es ist das Unglück

meines Lebens, daß ich in meinem eigenen Hause keine drei Worte ruhig reden kann.“ In Wahrheit beherrschte die alte Frau durch ihr nimmerrastendes Wort das ganze Haus und beinahe die ganze Ortschaft, die sie ununterbrochen in Athem erhielt. In ihrer Jugend war Frau Abda auffallend schön und ebenso sinnlich gewesen. Spuren von Beidem blieben ihr bis in ihr hohes Alter treu, das durch krankhafte Hypochondrie zu einer beinahe unerträglichen Last für die ganze Umgebung wurde. Wollte man ihr glauben, so litt sie an 19 verschiedenen, organischen Krankheiten, von denen jede an und für sich schon tödtlich gewesen wäre. Die eine große wirkliche Krankheit, an der sie litt, war aber nicht in der Liste der 19 enthalten.

Dufel Golm's größter Lebensschmerz aber war sein einziger Sohn Boris, den er trotz allen moralischen Sträubens dagegen liebte, während er ihn gleichzeitig verachtete. In seinem Aeußeren das abgeblaßte und aller edlen Züge entkleidete Ebenbild des Vaters, hatte Boris von der Mutter die lodernde Sinnlichkeit, eine noch

gesteigerte Lebhaftigkeit der Phantasie, krankhafte Herrschsucht, schrankenlose Eigenliebe und eine bis zur Queralanz entwickelte Rechthaberei geerbt, ohne daß nur eine der edlen Eigenschaften der Mutter auf ihn übergegangen wäre. Es war, als wenn sich die ganze Summe der versteckten Fehler von Generationen in ihm angesammelt hätte, um sich einmal austoben zu können.

Als Knabe zeigte Boris nicht alltägliche Gaben, die zu schönen Erwartungen berechtigten. Aber schon mit Beginn der Pubertät stellte sich auf der ganzen Linie ein fluchtartiger Rückgang in der Entwicklung des ganzen geistigen und sittlichen Lebens ein. Trägheit, Lüge und rohe Sinnlichkeit verdrängten alle Spuren edlerer Anlage und ließen schon den zwanzigjährigen Jüngling als einen Verlorenen erscheinen. Dabei war Boris weit davon entfernt, ein Koné und Lebemann zu sein, der im tollen Rausch der Jugend, ein Opfer seines Blutes, die höheren Pflichten besinnungslos der Genußsucht opfert. Das hätte ihm der Vater verziehen; ja er hätte



sich vielleicht sogar gefreut, den Sohn in einer großen Leidenschaft untergehen zu sehen. Aber Boris war weit davon entfernt, in diesem Sinne ein Opfer seiner Leidenschaften zu sein. Er war vielmehr schon als Student ein richtiger Philister der Gemeinheit und verzettelte seine Tage in kleinen schmutzigen Händeln, Intriguen und Liebschaften, die ihn selbst bei den leichtlebigsten seiner Commilitonen verächtlich und sogar zum Gespött der Halbwelt machten. Dabei stellte er nicht einmal sehr übertriebene Anforderungen an den Geldbeutel seines Vaters, brachte es aber zu Stande, den guten Namen der Familie durch unkorrektes Verhalten in Bagatellen auf's Spiel zu setzen.

Als Boris die Universität verließ, besaß er mehrere uneheliche Kinder, die er mit den gewöhnlichsten Weibspersonen gezeugt hatte. Er hatte sich damit nicht den Ruf eines Lebemanns, sondern den eines schmierigen Charakters erworben. Ohne das von ihm selbst erwählte Studium der Theologie absolviert zu haben, kehrte Boris nach Meerzdorf zurück, wo ihm der Vater eine

kleine Stellung in der örtlichen Verwaltung verschaffte, die er bald wegen unlauterer Praktiken quittiren mußte, was ihm Gelegenheit bot, einen viele Jahre währenden Prozeß gegen die Meersdorfer zu führen. Dieser Prozeß hielt den kleinen Ort unaufhörlich in Bewegung, zerrüttete das Leben der Familie und gefährdete selbst Onkel Golm's unerschütterliches Ansehen, so daß er alle seine öffentlichen Aemter niederlegte. Das hinderte aber Frau Abda nicht, einen ungeheuerlichen Cultus mit dem Sohn zu treiben, den sie meisterlich als verfolgte Unschuld und als das Urbild aller männlichen Tugenden darzustellen wußte. Des lieben Friedens wegen war ihm ein eigenes Haus eingeräumt worden. Wenn er die Eltern besuchte, so geschah es nur, um sie zu bedrohen, ihnen Geld abzupressen und sich in prahlerischen Reden über seine Lebenspläne zu ergehen. Namentlich das Letztere war Onkel Golm ein Greuel, da er ja nur allzugut wußte, daß Alles was Boris begann, mißglückte.

Große kaufmännische Speculationen, in die er sich einließ, ohne die mindeste Geschäftskennt-

niß zu besitzen, gaben ihm erneute Gelegenheit, seiner Prozeßwuth und seiner Prahlerei zu fröhnen. Dabei war sein großes, sehr verwahrlostes Haus fortwährend angefüllt von suspekten und schlampigen Weibern, sowie von einer Schaar halbwüchziger Mädchen, die er seine „Pflegkinder“ nannte.

Angeblich seiner schwankenden Gesundheit wegen mußte eines dieser fünfzehn- bis sechzehn-jährigen Mädchen fast immer das Schlafgemach mit ihm theilen; ihr Bett stand neben dem einzigen und der schon ergrauende, zur Hälfte kahlköpfige Mann entblödete sich nicht, allen Hausgenossen und der ganzen Ortschaft den ärgerlichen und anstößigen Anblick dieser Verhältnisse zu bieten.

Als er wieder einmal solch' ein blutjunges Geschöpf „adoptirt“ hatte, wurde es selbst Frau Ndda zu arg und sie stellte ihn zur Rede. „Denk' doch, lieber Boris, was die Leute sagen werden, mach' diesem anstößigen Verhältniß ein Ende und laß' das Mädchen zu seinen Eltern zurückkehren!“

„Was ist das nun wieder für ein einfältiges Geschwätz“ erwiderte Boris wüthend. „Wenn man solch' ein unglückliches, verwahrlostes Geschöpf aus Barmherzigkeit zu sich nimmt, um es zu einem ordentlichen Menschen zu erziehen, so sind gleich lose Mäuler bereit, um einem gemeine Motive anzudichten. Es wird mir wirklich bald zu arg mit Euren Klatschereien!“

„Aber wenn Du die Kleine aus Mitleid zu Dir genommen hast, so brauchst Du die Barmherzigkeit doch nicht so weit zu treiben, daß das Mädchen bei Dir schlafen muß“: antwortete Frau Adda mit dem zugleich milden und malitiösen Ton, der ihr eigen war, wenn sie sich überlegen fühlte.

„Ich muß schon wegen meiner Kränklichkeit Jemanden des Nachts bei mir haben. Man weiß ja nicht, was einem passieren kann“: brunnnte Boris verlegen in den Bart.

Frau Adda aber meinte mit der Geberde einer Samariterin: „Wenn Du Nachts wirklich eine Pflegerin brauchst, so soll unsere alte gute Kathrine bei Dir schlafen. Es paßt sich nicht, das Kind bei Dir schlafen zu lassen“.

Boris, der den blutigen Hohn dieser mütterlichen Worte wohl empfand, stürzte wüthend davon, fest entschlossen, das „Pflégkind“ nicht von seinem Vaterbusen reißen zu lassen, und als er Abends mit seinem Freunde, dem stets rundstendenden Kaufmann Koriander im „Geblähten Segel“ zusammentraf, schwefelte er nicht wenig von seinen bedrohten Vaterpflichten. Koriander aber meinte, von fortwährendem Schlucksen unterbrochen: „Soll denn ein Christenmensch und Birger von Meerzdorf nicht einmal mehr seine hechsten Flichten nachkommen dhun derfen?“

Es gab außer den Eltern noch Jemand in Meerzdorf, der sich über die Lebensweise des jungen Golm schier zu Tode grämte. Das war die ehrsame Jungfrau Clementine Straudmann, ein hübsches, fleißiges, etwas verschüchtertcs Wesen, das still und zurückgezogen mit dem Vater und zwei Brüdern, die das Fischergewerbe trieben, in einem bescheidenen, sonnigen Häuschen hart am Meere hauste. Clementine hegte seit frühestcr Jugend eine tiefe und zarte Neigung zu Boris, und als sie seinen schlimmen Lebens-

wandel bemerkte, gesellte sich zu dieser Neigung auch noch das christliche Begehren, den armen Sünder von den ihm drohenden Schlingen der Versuchung zu erretten.

So verblündete sich denn Clementine mit Frau Abda, um das „Pflegkind“ zu entführen. Eines schönen Nachmittages, als Boris gerade mit seinem schmucken, norwegischen Segler auf der Rhede kreuzte und nach erwarteten Schiffen Ausschau hielt, wurde Aline unter einem Vorwande in das Strandmann'sche Häuschen gelockt, aufgepackt, an die Bahn gebracht und sofort zu den Eltern zurückspediert. Die Kleine war ganz selig, dem Adoptiv-Verhältniß zu entrinnen und meinte naiv: „Ach, der Herr Goltz waren immer sehr freundlich mit mir, aber ich hab' immer so fürchterlich Angst vor ihm müssen haben wegen die viele schreckliche Anfälle.“

Als Boris von seinen Wasserfahrten zurückkehrte und das „Pflegkind“ ausgeflogen fand, schäumte er förmlich vor Wuth. Er begab sich sofort zur Mutter, die ganz harmlos in der Pavillon-Stube saß und Zeitung zu lesen schien.

Wie ein Wahnsinniger brüllte er die Mutter an:

„Wo ist Aline? Ich will mein Kind wieder haben, ich lasse mir mein Kind nicht rauben! Wenn Du mir nicht sogleich sagst, wo Ihr das Kind hingethau habt, so sollst Du meine Hand zu fühlen bekommen.“

Dabei packte er die Mutter am Arm und schüttelte sie, daß ihr graues Haupt wie eine welcke, bestaubte Blüthe im Sturmwind schwankte.

Zu diesem Augenblick war Onkel Golin, durch den Lärm angelockt, geräuschlos in seinen Luchschuhen in das Zimmer getreten.

„So, so, die eigene Mutter schlagen. So weit ist es also mit Dir gekommen.“ Und das stahlgraue Auge mit eisiger Strenge auf den Sohn heftend, die Stimme zu Donnergewalt erhebend, schleuderte ihm der Alte die Worte in's Gesicht: „Schurke, der Du mein eigen Fleisch und Blut bist, mir graut vor mir selbst, daß ich nicht die Kraft in mir fühle, Dich zu tödten! Hurer, Schänder, Lügner und Betrüger, — willst Du auch noch die Hand an die Mutter legen? Hinaus mit Dir aus meinem Hause, oder ich will Dir mit eigener Hand den Weg weisen!“

Gebannt von des Vaters flammendem Blick, froch Boris wie ein gezüchtigter Hund von dannen. Auf der Straße, die längs dem Meeresstrande die Ortschaft der Länge nach durchschnitt, traf er Clementine an. Sie bemerkte seine Erregung und ahnte sogleich den Zusammenhang.

„Wo ist Aline?“ herrschte er das erschreckte Mädchen an.

„O Boris“, erwiderte sie mit sanftem und klagendem Ton, „wie kannst Du uns Alle so unfähig unglücklich machen? Sieh, ich meine es gut mit Dir, laß' mich Dich um Jesu Christi Willen ansehn, werde ein anderer Mensch! Aline ist fort und“ . . . . .

„Was“, brüllte Boris, „Du bist auch im Complot, verdammte Hure!“ — — — Und indem er sie am Handgelenk packte, schleuderte er sie von sich, daß sie wie leblos zu Boden stürzte. Dann eilte er, wie von Furien gepeitscht, in die Nacht hinaus. Das Echo seiner Flüche hallte von fernher in den heiligen Meeresfrieden und dann war Alles still. Am Strande nur der



gleichmäßige Rhythmus der kleinen Wellen, die von Zeit zu Zeit über die Kiesel rollten.

Am andern Morgen fand man die Leiche der Mißhandelten am Strande. Gedemüthigt und in tiefster Seele verwundet, hatte sie sich von der Hafnbrücke in's Meer gestürzt und war ertrunken.

Als man Boris mit Schonung von dem Ereigniß Kenntniß gab, antwortete er mit einer gemeinen Geberde.

Der alte Fischer jammerte um sein verlorenes, in den Tod geheftetes Kind, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Dann faßte er sich und sprach: „Die Rache ist mein, spricht der Herr, ich will vergelten.“ Die Söhne aber gelobten Rache zu nehmen.

Boris hatte die Gewohnheit, Abends einsame Spaziergänge zu machen, und war schon von Weitem an seinem sonderbaren Kostüm kenntlich. Im Sommer trug er eine weiße, schmierige Kapitänsmütze und im Winter eine altmodische Pelzkappe und zu allen Jahreszeiten wegen seines fahlen Kopfes und neuralgischer Schmerzen

unter der Kopfbedeckung ein buntfarbiges Taschentuch, dessen Ecken an allen vier Richtungen hinunterhingen oder im Winde flatterten.

Es war an einem trüben und stürmischen November-Abende, als die Brüder Strandmann dem einsamen Spaziergänger auflauerten. Hinter einem großen Stein am Strande hatten sie sich versteckt und harrten ihres Opfers, das sie zu tödten fest entschlossen waren.

Und richtig, da sahen sie ihn kommen. Die Hände auf dem Rücken, die Zigarre im Munde, von der feurige Funken in die Nacht hinauswirbelten, schritt er langsam einher.

Mit einem Mal stutzte er und blieb stehen. Dann, mit dem Instinkt des Thieres, das seinen Todfeind wittert, kehrte er plötzlich um und rannte wie ein gehetzter Hirsch dem Meeresstrande entlang nach Meersdorf zurück, während ihn die Brüder verfolgten. Noch lange sahen sie die Zipfel seines geblühten rothen Taschentuches unter der Kappe hervor im Winde flattern, und als er sich einmal umwandte und den Verfolgern sein fahles, angsterfülltes, durch den sonderbaren

Kopfsputz beinahe lächerlich erscheinendes Gesicht wies, da übermannte sie der Ekel und sie ließen von der Verfolgung ab.

Seit jener Zeit machte Golm junior keine abendlichen Spaziergänge mehr. Er wurde scheu und mißtrauisch, verließ seine Wohnung fast gar nicht mehr und nur selten sah man ihn halbvernummt und scheu über die Gasse eilen. Das hinderte ihn aber nicht, einen großen Prozeß wegen einer Schiffsladung Anchovis anzuzetteln, der bis an das ferne Norwegen Wellen trieb. Der junge Golm war eine gefürchtete und gemiedene Person geworden.

Dufel Golm litt schwer unter dem Druck der öffentlichen Achtung seines Sohnes. Dennoch ließ er ihn nicht gänzlich fallen, sondern verkehrte väterlich mit ihm und beobachtete ihn mit einer Mischung von Mitleid und Neugier. Wenn er den Sohn mit den großen, stahlgrauen Augen mißtrauisch anblickte, so war immer die stumme Frage darin zu lesen: Ueber was für Teufeleien mag er jetzt wohl wieder brüten?

Walter hing mit schwärmerischer Liebe und

Verehrung an dem Alten; war er doch der Einzige, der den künstlerischen Zug des Knaben erkannte und in seiner Weise zu entwickeln suchte. Unermüdtlich zeigte und erklärte Onkel Golm die alten Seestücke, die an den gebräunten Wänden hingen, nicht ohne auch Bemerkungen über die Technik der Marine-Malerei einfließen zu lassen. Er lehrte Walter, an der Beleuchtung der Bilder genau die Tageszeit der Darstellungen zu erkennen, aus verschiedenen kleinen Anzeichen die ihnen zu Grunde liegenden Witterungsverhältnisse zu errathen und weichte ihn in alle Abstufungen der Bewegung des Meeres vom leisen Kräuseln der spiegelnden Glätte bis zum rasenden Sturm ein.

Mit diesem Anschauungsunterricht begnügte sich Onkel Golm aber nicht. Oft machte er meilenweite Märsche mit dem Knaben längs dem Meeresstrande und lehrte ihn, die lebendige Fluth mit Maleraugen betrachten. Zuweilen bereitete er ihm wohl auch die Freude, ihn auf seine einsamen Segelfahrten zwischen den Inseln mitzunehmen. (Diese Inseln, von einem wackeren,

schwedischen Völkchen bewohnt, das die Ebbe der Völkerbewegung hier zurückgelassen hatte, bildeten inmitten der esthnischen Umgebung eine eigentliche Sprach-Insel. Die Bewohner, die sich allen Versuchungen zum Trotz unvermischt erhalten hatten, sprachen nicht nur schwedisch, sondern hatten sich auch in ihren öffentlichen Einrichtungen die alten Gebräuche bewahrt. Sie beschäftigten sich hauptsächlich mit Fischfang; aber auch die Ziegenkäse und Erdbeeren der Insel erfreuten sich weit und breit eines guten Rufes. Die treue Anhänglichkeit der Insel-Vente an ihre nationale Eigenart ließ sich auch darin erkennen, daß sie die überlieferte Pferde-Race, kleine, muntere Pferdchen, ähnlich den Gotländern, rein erhalten hatten. Auch hatten sie besonders konstruirte Boote, die sich von denen des Festlandes unterschieden.)

Dufel Golm flüchtete sich gewöhnlich auf sein Segelboot, wenn er Gemüthsbewegungen gehabt hatte und seine Seele in Aufruhr war. Ein wahrer Künstler im Segeln, gewährte es ihm den größten Genuß, bei starkem Winde und

stürmisch bewegter See auf seinem trefflichen Boot durch den Wellenschaum zu fliegen. Der Zwang beständiger Aufmerksamkeit, die haarscharfe Berechnung der Bewegung von Wind und Wasser, die Beherrschung der wilden Elemente und deren Benutzung und Dienstbarmachung durch seinen ehernen Willen bereiteten ihm die größte Freude und beruhigten ihn. Walter aber jubelte, wenn er den Alten auf diesen Fahrten begleiten durfte.

Meist saß Dunkel Golm unbeweglich am Steuer, den Blick in das wogende Meer gebohrt. Zuweilen sprach er aber auch kurze, abgerissene Worte, erklärte die Gefahren, denen ungeübte Segler unfehlbar zum Opfer gefallen wären und die er spielend überwand, und entwickelte, haarscharf und kühn im rasendsten Wellengewühl lavirend, die Theorien seiner Kunst. Diese Segel-Parthieen wären von allen Nichtseeleuten unfehlbar als Tollkühnheit bezeichnet worden; die fremden Seeleute selbst, die diese Fahrten vom Hafen aus beobachteten, schüttelten zuweilen die Köpfe und sahen sich bedeuksam an. In Wirklichkeit aber war Dunkel Golm der vorsichtigste Seemann

von der ganzen Welt, der nur die Kunst des Segelns bis zu einem so hohen Grad genialer Sicherheit ausgebildet hatte, daß bei ihm für Vorsicht gelten konnte, was bei Andern Tollkühnheit hätte genannt werden müssen.

Nur einmal, bei besonders bewegter See, verließ auch ihn beinahe die starre Ruhe, mit der er sonst der Gefahr trotzte. Ein unerwartet heftiger Windstoß fuhr in das Segel, gerade in dem Augenblick, wo das Boot einen ungeheuren Wellenberg erklimmen wollte. Mast und Segel tauchten in die Fluth und das Boot schöpfte so stark Wasser, daß Walter bis auf die Haut durchnäßt wurde. Der Knabe fürchtete sich aber nicht, sondern jubelte vor Freude. Dunkel Golm war erbleicht; in seinen harten Augen flackerte es zuerst wie von Zorn und Schreck und die Brauen zogen sich so stark zusammen, daß die ganze Stirn tief durchfurcht schien. Dann aber glätteten sich seine Züge und ein milder Ausdruck von Zärtlichkeit und Liebe zog wie Sonnenschein über sein granitenes Gesicht. Die Mütze war Walter vom Kopfe gefallen und der scharfe, salzgeschwäng-

erte Wind spielte mit seinen Haaren. Da legte sich eine schwere Hand auf das Knabenhaupt und Onkel Golin sprach:

„So ist's recht, mein Jung. Man soll sich nicht fürchten vor Gottes Hand. Die schlimmsten Schrecken der Natur sind Liebe und Barmherzigkeit, verglichen mit der Bosheit der Menschen. Lieben, lieben, lieben muß man die Natur, auch wenn sie rast; denn immer ist Gottes Spur darin erkennbar. Nur vor der Canaille Mensch darf man ein Grauen haben, denn sie allein ist fähig, Gott zu verleugnen.“ —

Ein Steuerdruck und das Boot flog wie ein Pfeil, sicher wie in eisernem Geleise, durch den Wellenschaum! —

---



## Fünftes Kapitel.

---

„Was für und für so ruhelos  
Dich dunkel treibt auf Deinen Wegen,  
Es ist das erste Flügelregen  
Des Falters in der Puppe Schooß.  
Dir selbst bewußt kaum, ist Dein Leid  
Ein Heimweh nach der Ewigkeit.“

Geibel (Juniuslieder).

Erste Liebe. Allerlei aus Meersdorf.  
Wartau. Junge Leiden. Im Kriegsdienst.  
In Lübeck, Hamburg und Bremen.

**M**eersdorf war auch der Schauplatz der ersten Liebe Walters. Im Sommer war das kleine Nest am Strande bevölkert von mehreren Familien, die des wundervollen Meerbades wegen das unbequeme Wohnen in primitiven Garten-

häusern und Hütten monatelang erduldeten. Es waren Adelsfamilien aus der Umgebung, Kaufleute aus der benachbarten großen Stadt, kleine Beamte u. s. w., die hier ihre Sommerfrische genossen. Fast jeden Sommer wohnte hier auch die Familie Halling, vier Schwestern, die von ihren frühverstorbenen Eltern ein verfallendes Rittergut, etwa 40 Werst von Meerzdorf, geerbt hatten. Die älteste, Julie, ein ernstes, mütterliches Wesen im Alter von 28 Jahren, leitete den kleinen Haushalt und erzog die jüngeren Geschwister, wenn man nämlich die saufte Herrschaft der dunklen Augen Erziehung nennen durfte. Die jungen Damen gehorchten der Schwester auf das Wort und nur selten kam es vor, daß Julie einen halben Widerspruch mit ermahnenden Worten brechen mußte. Und das hatte wahrlich nicht wenig zu bedeuten. Marie, die zweite Schwester, war eine schroffe, eigenwillige Natur, Margarete, die dritte, ein blondes, schlanke Geschöpf mit süß-geschürztem germanischem Schmollmündchen und einem kleinen Anflug von Sommersprossen, die ihr reizend standen, war ein weib-

licher „Flegel“ zwischen 17 und 18 Jahren, der den Mangel eigentlicher mütterlicher Erziehung durch ein mehr wie emanzipirtes Wesen erkennen ließ, und Jenny, die jüngste, ein Backfisch von 14 Jahren, der den angeborenen Hang zu Schelmerei und Ungezogenheit meisterlich durch sanften Augenaufschlag zu verbergen wußte. Dieses gefährliche Schwestern-Kleeblatt verstand Julie in bewundernswerther Weise allein durch die Macht ihrer unwiderstehlichen Augen in Zaum zu halten.

Walter verkehrte viel im Hause der Hallings. Die Mädchen sahen den träumerischen und doch zugleich heiteren Knaben gern und neckten sich mit ihm in jener harmlos-schelmischen Manier, die jungen Mädchen eigen ist. Während Julie und Marie ihn sanft bemutterten, bildete sich bald den jüngeren Schwestern gegenüber eine artige, kleine Courmacherei heraus. Walter war bald bis über die Ohren in Margarete verliebt; er äußerte seine Neigung aber nicht in der täppischen und zudringlichen Manier der Knaben, sondern er warb um das junge Mädchen in der zarten und diskreten Weise des Mannes. Die

Hoffnungslosigkeit dieser Liebe breitete zudem einen leichten Schleier der Resignation auf sie aus und verlieh ihr etwas Rührendes, während sie sonst vielleicht albern und lächerlich erschienen wäre.

Margarete fühlte sich durch die treue und zurückhaltende Werbung des um 4 Jahre jüngeren Knaben halb geschmeichelt und halb belustigt, und während sie das seltsame Verhältniß in neckisch-abwehrender Weise als eine amüsante Thatsache hinnahm, entfaltete sie halbverborgen ein allerliebsteß Spiel erster weiblicher Koketterien, das um so reizender war, als es die erwachende feurige Leidenschaftlichkeit eines jungen Frauenherzens in zarter Weise verrieth. Und gerade weil diese Leidenschaftlichkeit, die wie ein feiner Duft die schlanke, biegsame, Mädchengestalt umgab und sie auf jedem ihrer Schritte begleitete, keinen eigentlichen Gegenstand hatte, entfaltete sie ihren unbewußten Reiz am lieblichsten. Frei von dem Wunsch nach Besitz, strahlte die ganze rührende Zärtlichkeit der Frauenseele in ihrer beinahe überirdischen Reinheit, gleich dem ersten

Morgenglühen, das die Spitzen der Berge küßt und mit sanftem Lichte vergoldet, während über den tiefen Thälern und grünen Seen noch der Morgennebel träumend ruht.

Julie bemerkte das Spiel, aber hinderte es nicht, weil sie es als unschuldig erkannte und darin vielleicht sogar eine nützliche Ablenkung der früh erwachten schwesterlichen Zärtlichkeit erblickte. So durfte denn Walter manchen lieben Sommer hindurch für seine angebetete Margarete schwärmen, ohne daß ihn das Machtwort irgend einer Autorität daran gehindert hätte. Am frühen Morgen schon, wenn die erste kühle Brise den Meerespiegel kräuselte und die kurzen, kleinen Morgenwellen in raschen Rhythmen an den Strand schlugen, wanderte Walter einsam an das Meer hinaus, um für die Geliebte seltene Muscheln, Blumen oder Binsen zu sammeln, mit denen sie ihr jungfräuliches Kämmerlein zu seinem Stolz zu schmücken pflegte. Oder er sammelte duftige Waldbeeren, mit denen er in der Frühe beim ersten Frühstück die Mädchen überraschte. Das war dann ein Lachen und Necken, als wenn ein

Dach voll Tauben durcheinander gurrte. Auf großen grünen Blättern wurden die würzig duftenden Beeren servirt und neckische Reden flogen hin und wieder über den Kaffeetisch. Die Schwestern wußten wohl, daß diese frühe Guldigung einzig Margarete galt, und es war anmüthig zu sehen, wie diese lachend die schwesternlichen Neckereien abwehrte, während doch zuweilen ein flüchtiges Roth der Verlegenheit über ihre Wangen huschte und sie dem ernstesten kleinen Freier dann und wann einen scheuen forschenden Blick zuwarf. Zuweilen aber kränzelten sich die Lippen auch zum Spott, das feine, etwas unregelmäßig gezeichnete Mäschen schürzte sich hochmüthig und die schweren, aschblonden Flechten, die fast bis zum Gürtel hinunterhingen, flogen herausfordernd durch die Luft bei einer energisch abwehrenden Bewegung des koketten Köpfchens.

Selten traf Walter mit Margarete allein zusammen. Wenn der Zufall es aber einmal fügte, daß er mit dem geliebten Mädchen allein war, so war er stumm und schen vor Glück, während ihn das Herzklopfen beinahe erstickte.

Er betrachtete schwärmerisch die Geliebte, ließ die heißen Blicke über ihre ganze schlanke Gestalt hingleiten und sog mit Wonne den feinen Duft ein, den ihre hellen Sommerkleider ausströmten, ohne daß sie je künstliche Wohlgerüche benutzt hätte. Es war ein reiner Duft wie von Korn, der sie umgab, die Athmosphäre höchster Seligkeit für Walter.

Zuweilen naschten sie zusammen Beeren in dem großen, etwas verwilderten Garten, der die Halling'sche Sommerwohnung umgab. Aber es traf sich auch, daß sie zusammen Bootfahrten und längere Spaziergänge am Meeresstrande machten. Margarete war dabei nicht frei von Verlegenheit. Nicht als wenn sie für den so viel jüngeren Knaben etwas anderes als kameradschaftliche Zuneigung empfunden hätte; sie fürchtete sich wohl vor der noch unerfüllten Gluth des eigenen Herzens, das gerade, weil es keinen Gegenstand hatte, sich vielleicht selbst an einen Knaben hätte verlieren können. Zu stolz, ihre Verlegenheit deutlich zu verrathen, verbarg sie dieselbe unter wilder kameradschaftlicher Ausge-

lassenheit. Da wurden Wettläufe am Meeresstrande veranstaltet bis man athemlos in den Sand sank, Bäume und Zäune erklettert, ja selbst kleine Ringkämpfe und Schlägereien in Szene gesetzt, bei denen Walter in halb unbewußter Ritterlichkeit den leichten Sieg gern der Geliebten überließ, der es ein großes Vergnügen zu bereiten schien, ihr vermeintliches Uebergewicht an Körperkraft handgreiflich zu beweisen. Der starke und behende Knabe ließ sich das gefallen, weil es ihm die Angebetete näher brachte und er einen unbeschreiblichen Reiz dabei fand, sich von ihr, wenn auch nur zum Schein, mißhandeln zu lassen. Eines dieser Spiele, die mehr verhüllten als verriethen, bestand darin, daß sich die Beiden mit Weidengerten in den Händen verfolgten. Wem es gelang, den Andern zu erschassen, der machte von der Gerte einen scheinbar unbarmherzigen Gebrauch. Die sanften Schläge prallten aber wirkungslos an Magareten's lustigen Sommerkleidern ab, während Walter in feinem leichten Leinen-Anzuge die ungestümen Zärtlichkeiten der älteren Geliebten zuweilen



schmerzlich empfinden mußte. Sie entwickelte in der Hitze des Gefechts bisweilen einen an Raserei grenzenden Zorn, den er sich gar nicht erklären konnte, der ihn aber seltsam erregte. War sie zu weit gegangen, so bat sie wohl schelmisch um Verzeihung und fuhr ihm lieblosend mit der weichen Hand über den glühenden Knabekopf.

Einmal führte sie ihr Spaziergang am Meeresstrande weiter als gewöhnlich. Es war ein heißer Julinachmittag. Margarete, schlank und duftig in ihrem weißen Sommerkleide mit breiter Masche um die Hüften, war schön wie der junge Morgen. Draußen ruhte das Meer still und glitzernd in der Sonne. Nur selten strich ein sanfter Lusthauch über den sich kaum merklich, wie angeblasen, trübenden Spiegel und die Segelschiffe krochen langsamer als sonst am Horizont dahin.

Margarete war still, in ihren Augen aber lag ein tiefes Beichten, gleich dem Lichte eines träumenden Alpsee's, den die Morgenröthe aus Duft und Nebel wach küßt.

„Heute können wir nicht um die Wette lau-

feu; es ist zu heiß. Wollen wir zum Bauern nach Dagerort hinaus, dort können wir saure Milch und gebratene Butten essen.“

Margarete sagte es scheinbar unbefangen, aber mit einem leichten Zittern in der Stimme, das außer Walter Niemand wahrgenommen hätte. Das schöne junge Geschöpf glühte vor Liebessehnsucht und Gesundheit und bot die knospende Brust umsonst dem kühlenden Meereshauch, der sie schmeichelnd umspielte und ihr liches Schläfenhaar kränzelte.

Sie waren schon oft in größerer Gesellschaft beim Dagerorter Bauern gewesen, aber noch nie allein und nie auf diesem Wege längs dem Meeresstrande. Der kürzere und sonst bevorzugte Weg führte gerade landeinwärts, meist durch Buschwerk und schattigen jungen Wald.

So schritten die Beiden schweigend in der Sonnengluth. Der Sand und die kleinen Muscheln knirschten unter ihren hastigen leichten Schritten und der trocknende, bräunliche Seetang athmete seine salzig-fauligen Dünfte aus. Walter schlug das Herz vor Wonne bis hoch in den

Hals hinauf. Er verschlang mit verstohlenen Blicken die annuthige Gestalt an seiner Seite und hätte am liebsten an ihrem Halse gehangen und die blühenden Schmolllippen geküßt. Er wagte es aber nicht und hegte die wahnsinnige Hoffnung in seinem Herzen, daß Margarete sich selbst vergessen und in einem solchen Moment der Vergessenheit ihn an ihre Brust ziehen werde. Dabei gab er sich keinen Illusionen hin. Er wußte, daß Margarete ihn, den Knaben, nicht liebe und nicht lieben könne. Der Gedanke schon verursachte ihm einen Taumel von Glück, daß sie ihn in der ungestillten Sehnsucht ihres jungen Herzens und in Ermanglung eines gleichalterigen Gefährten zum Spielzeug einer flüchtigen Erregung des Blutes machen könne. O, wie wollte er sie dann durch die Gluth seiner Küsse überraschen, wie wollte er der Stolzen die Leidenschaft seiner frühen Männlichkeit zeigen, möge sie ihn dann auch für immer fliehen! Wie wollte er sich ihrer würdig erweisen und sie davon überzeugen, daß er in seinem Herzen kein Kind mehr und zu gut sei, als Spielzeug zu dienen!

Sie kamen unterdessen an einen kleinen Bach, der, unter Schilf und Binjen sich erweiternd, in das Meer mündete. Fliegen und Vögel schwärzten über dem seichten Wasser und in der Nähe flogen ein paar Enten auf. Das Wasser blitzte an ihrem schillernden Gefieder und Margarete jauchzte auf vor Daseinswonne.

„Wie kommen wir aber hier hinüber? Nirgends ein Boot oder eine Brücke. Wir werden wohl umkehren müssen.“

Margarete lachte. Es war kein unbefangenes, sondern ein halb ersticktes, nervöses Lachen. „Du dummer Junge! Es fällt uns gar nicht ein, umzukehren. Schnell Schuhe und Strümpfe herunter, wir waten einfach hindurch!“

Dabei setzte sie sich auf den Sand und fing an ihre Schuhe und Strümpfe zu lösen.

Walter schaute ihr verwirrt zu; ein Nebel umdunkelte seine Sinne, er glaubte das Bewußtsein zu verlieren vor Wonne, Furcht und Scham. Margarete aber war wieder unbefangen, sie stand baarfuß, hochgeschürzt im Sande und das Weiß ihrer zierlichen Knöchel leuchtete wie erwärmter Marmor.

„Wird's bald, Du dummer Junge! Ich glaube gar, der Schlingel geniert sich vor mir. Was man sich nicht einbildet! Schnell, oder ich werde noch ärgerlich.“

Hastig, wie um seinen Muth zu zeigen, folgte Walter ihrem Beispiel und bald wateten und patschten die Beiden im lauwarmen Wasser, Margarete jauchzend und kreischend beim Ausgleiten auf den schlüpfrigen Kieseln und sich an den schwanken Schilfen haltend, die ihr doch keinen Halt boten. In der Mitte des Bachbettes wurde das Wasser tiefer. Margarete mußte ihr Kleid bis an die Kniee schürzen, erröthete und wurde still. Walter, der bis jetzt das süße Bild mit durstigen Blicken verschlungen hatte, wurde dagegen plötzlich übermüthig und heiter. Er fühlte sich dem verlegenen großen Mädchen gegenüber mit einem Male als überlegener Mann, wies unbefangen seine derben, gebräunten Beine und gewann es sogar über sich, einige sarkastisch sein sollende Bemerkungen zu machen. Das dünkte aber Margarete so überwältigend komisch, daß sie in lautes Gelächter ausbrach und darüber

ihre Situation vergaß. Laut lachend erreichten die Beiden das jenseitige Ufer. Margarete ließ ihre Schuhe und Strümpfe in den Sand fallen und nun wälzten sie sich im warmen Sande wie die Kinder.

Und wieder verstummte Margarete zuerst. Sie setzte sich aufrecht in den Sand, umklammerte ihre Kniee mit den Armen und starrte, wie in Sinnen versunken, in die sich neigende Sonne, die das Meer wie flüssiges Gold erscheinen ließ. Dann senkte sie tief auf, beugte das süße Haupt und brach in Thränen aus.

Hatte das kindische Gelächter ernüchternd auf den erhitzten Knaben gewirkt, so erregte dieser Anblick seine Leidenschaft zu neuer, unbezähmbarer Gluth. Er warf sich, stammelnd und irre Liebesworte flüsternd, vor die Geliebte hin, umfaßte ihre Kniee, küßte ihre nackten Füße und begrub zuletzt, zitternd am ganzen Leibe vor Lust, den Kopf in Margaretens Schooß.

„Aber Walter! Bist Du unsinnig geworden! Steh' doch auf und komme zu Dir! Du weißt wohl nicht, was Du gethan hast. Glaubst Du,

ich bin Deine Geliebte, Du einfältiger Junge? Steh' endlich auf, ich will dafür sorgen, daß Du noch heute zur Besinnung gebracht wirst!"

Diese zornig hervorsprudelnden Drohungen Margaretens verfehlten aber völlig ihre Wirkung. Selig hielt Walter die Geliebte umschlungen, brennende Küsse auf ihr Kleid und ihre Glieder pressend und den feinen Duft des jungfräulichen Leibes in selbstvergessener Gier in die zum vollen Leben erwachte Seele schlürpfend.

Nicht die Drohung von Schlägen, ja nicht der Tod, hätten den in stürmischen Augenblicken zum Mann gereiften Knaben jetzt von der Geliebten losreißen können.

Endlich stieß ihn Margarete zornig von sich. Sie erbleichte, die Brauen waren krampfhaft zusammengezogen, der Mund herb geschürzt. Hastig, mit dem Rücken zu Walter gewendet, kleidete sie sich an, während er, wilden Triumph im Herzen, das Gleiche that. Und im Stillen nahm er sich vor, diese Stunde für immer festzuhalten, sie in ihrer ganzen Wonne nicht mehr loszulassen und sich ihrer zu freuen sein Leben

lang. Dazwischen mischte sich auch ein Gefühl der Reue, daß er sich so leichten Kaufes hatte abwehren lassen. Wie ferne Ahnung dämmerte ihm das Bewußtsein auf, daß in dieser Stunde, unter den Küssen eines frühreifen Knaben, ein holdes Frauengeschöpf zu einem Gefühl erwacht sei, dessen sich ein Anderer freuen werde.

Zum Dagerorter Bauern gingen sie aber doch und saure Milch und gebratene Butten mußten den seltenen Tag doch noch beschließen! Margarete war ruhig und heiter geworden. Als beim frugalen Mahl Walter einen Appetit entwickelte, wie er nur Knaben in diesem Alter eigen ist, kräuselte seiner Spott die Lippen des Mädchens.

„Walter, Walter, Deine Liebe ist nicht echt. Ein richtiger Liebhaber, so habe ich gelesen, ist immer appetitlos. Ich will übrigens Gnade vor Recht ergehen lassen und deinen dummen Streich für mich behalten. Die Strafe bleibt Dir dies Mal erspart, aber wir gehen nie wieder allein spazieren.“

Diese trübe Wahrheit sollte bald ihre Be-



stätigung finden. Schon im nächsten Sommer verlobte sich Margarete mit einem sehr viel älteren Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft. Die Hochzeitsreise entführte das Paar nach Italien. Einige Muscheln und Briefe nur erinnerten den verlassenen Knaben an das verlorene Glück. Diesen Trophäen gesellte sich später noch ein fein geschliffener Dux, den er aus Venedig als Geschenk erhielt. Es stand darauf zu lesen: „Souvenir de Venise.“ —

Dunkel Golm mußte aus irgend welchen Anzeichen diese Liebe errathen haben. Eines Tages klopfte er Walter vertraulich auf die Schulter und sagte:

„Ja, ja Walter, die Weiber sind eine böse Race. Wer sich mit ihnen einläßt, ist verloren. Erst ungarnen sie einen mit ihrer Liebe und hernach verrathen sie einen. Sei ein Mann und tröste Dich! Das einzig Reale in der Welt ist die Kunst und ein gutes Seestück allen Weibern unbedingt vorzuziehen.“

Dabei lächelte der Alte bedeutungsvoll, während er seine Pfeife ausklopfte. Walter aber

dachte für sich, daß er diese herbe Lebensweisheit doch lieber durch eigene Erfahrung erwerben wolle. Das Selbsterfahren, dünkte ihm, sei die wahre Wissenschaft.

Von den Belustigungen in Meerzdorf ist nicht viel zu erzählen. Der Tag verstrich den Badegästen mit Essen, Baden, Segeln und Spazierengehen, ähnlich dem Leben in andern Badeorten. Zuweilen, unter dem Einfluß des unternehmungslustigen und runduftenden Kaufmanns Koriander, auf dessen gebräuntem Firmaschilde einige trommelnde Hasen Absonderliches zu verheißten schienen, nahm das öffentliche Leben aber doch einen höheren Aufschwung.

So hatte der alte Thunichtgut, der niemals nüchtern angetroffen werden konnte, mit einigen Saufknippanen im „Gehlähten Segel“ die Idee ausgeheckt, einen Mäßigkeitsverein zu gründen. Zur Feier der Geburt dieser Idee wurden acht Flaschen Rum und sechs Flaschen Arrak geleert. Zuletzt lag Koriander lallend unter dem Tisch und schnalzte unter demselben hervor verworrene Sachen über „dem Gemeinwohl“.

Aber es war nicht Koriander's Sache, eine einmal, und sei es auch im Raufsch, ausgeheckte Idee fahren zu lassen. Er versprach sich von ihrer Verwirklichung, abgesehen von der stets willkommenen Trinkgelegenheit, irgend ein besonderes Gaudium. So berief er denn in den „großen Saal“ des „Geblähten Segels,“ in welchem ein größer gewachsener Mensch nicht aufrecht hätte stehen können und dessen Wände von Fliegen-dreck überall gesprengelt waren, eine Versammlung zur Berathung ein. Bei dieser Gelegenheit hielt er die nachfolgende denkwürdige Rede:

„Meine Herren! Ich danke Sie herzlich for tie Pünktlichkeit, womit Sie meinem Rufe von wegen tem allgemeinen Wohl gefolgt sein. Sie Alle wissen, wie tas Vaster der Trunksucht auch eu unsere gute Stadt Meerzdorf herrschen dhut und jerade unter ten edelsten, besten und — man kann wohl ssagen — scheinialsten Birgern wiethet. (Hier stärkte er sich ganz harmlos mit einem halben Glase Bier, worauf er, die knallrothe Nase schneuzend, fortfuhr). Einige Birger, was die einsichtigen und ssachverständigen sein, haben sich

entschlossen, die Bollerei Einhalt zu gebieten, und zwar turch Abhaltung von Bastards (Bazars) und Auffiehrung von gute Sticke von hanerkannte Tichter. Tenn Geld, und Geld und nochmal Geld ist vor Allens nethig, wie schon der tapfere Malborndt ssagte, als er Marva nahm. Es ist uns nach reifliche Iberlegung nich meglich, den Feind am Leibe zu jehen, ohue dem nethigen Zelde zu haben. Also, theire Mitbirger, helfen Sie uns zu unser menschenfreundliches Werk, in-tem Sie die ibrigens unwiderruslich jesaßten Beschlisse Ihrigerseits rattifruktiren.“

Schwitzend setzte sich Koriander, wischte mit gelbgeblütem Taschentuch das geröthete Gesicht und den Specknackn und blickte herausfordernd um sich. Während er einen dampfenden Groc „genehmigte“, wurde in der That der Beschluß gefaßt, zum Besten eines zu gründenden Mäßigkeitsvereins Kozgebue's „Kleinstädter“ aufzuführen. Ein junger Mann von sprichwörtlichem Durst, namens Ehrlich, übernahm die Heldenrolle, während sich die Meersdorferinnen über die Damenrollen absolut nicht einigen konnten. Nach viel

Zank und Streit kam die Vorstellung im „großen Saal“ des „Geblähten Segels“ endlich zu Stande. Ueber die Aufführung verdient vor Allem berichtet zu werden, daß der zweite Akt eine bedauerliche Verzögerung wegen totaler Betrunktheit des Helden erfuhr. Indessen konnte er durch energische Anwendung von „Stinkspiritum“, wie Koriander sagte, wieder leidlich zur Besinnung gebracht werden, so daß die ferneren Akte ohne besondere Störung vor sich gingen. Der Held machte allerdings einen etwas geknickten Eindruck, die Zuschauer hielten das aber für eine durch den Geist der Rolle bedingte Finesse. Koriander war ganz im „Elisium“, wie er sich selbst ausdrückte. Er engagirte in der Begeisterung Erna Golm auf dem nachfolgenden Ball zur Mazurka, welcher Tanz sicher den Meid jedes strebsamen Sionx-Indianers erregt haben würde. Zum Schluß wirbelte er die tragisch dreinblickende Tänzerin ein halbes Dutzend Mal um sich herum, daß die Röcke flogen, und küßte die sich Sträubende zu guterlezt schallend auf den Mund.

Erna war verzweifelt. „Dieser Herr hat mich kompromittirt; ich muß die Stadt verlassen. O, ich Unselige, daß ich immer die Leidenschaften der Männer erregen muß!“

So klagte sie. Auch von Selbstmord war die Rede. Schließlich hauchte sie aber ihre jungfräuliche Klage in eine sapphische Ode aus, deren Inhalt ungefähr dieser war, daß sie den Schimpf wegen des wohlthätigen Zwecks der Affaire dulden wolle, ohne Klage, aber auch ohne Hoffnung. Koriander aber, der Präsident des Mäßigkeitsvereins geworden war, „wirkte“ noch viele Jahre unerschläfft in den Räumen des „Geblähten Segels“. Walter, der der Theater-Aufführung ebenfalls beigewohnt hatte, war hochbeglückt von dem Erlebten. Er wälzte sich vor Heiterkeit auf dem Bodenteppich umher, als er das Gesehene und Gehörte zu Hause berichtete.

Solcher Art waren die öffentlichen Belustigungen in Meeressdorf. Dann und wann gab wohl auch eine durchreisende Musiker-Gesellschaft Konzerte im Kirchengarten. Dann strömte ganz

Meersdorf zusammen und die Damen glänzten in vorjüüdsfluthlichen Toiletten.

Der Aufenthalt der Badegäste währte von Mitte Juni bis Ende August. Dann war der kleine Ort plötzlich wieder vereinsamt, konnte aber dafür seine geheimen Originalitäten um so ungestörter entfalten. Koriander's eigentliche Thätigkeit begann gewöhnlich erst mit der Abreise der Badegäste, deren Anwesenheit ihm immerhin einigen Zwang auferlegte und die von den konservativen Elementen der Bürgerschaft überhaupt für eine nur in Interesse des Geldbeutels zu duldende Thatsache gehalten wurde.

Ende August verließ auch die Familie Wendrich das liebe alte Nest am Meere, Walter mit heißer Sehnsucht und ungestilltem Weh im Herzen. Er brauchte sich nur das Rauschen des Meeres, den salzigen Duft des Seewindes vorzustellen, und es tauchte sogleich auch die liebe Gestalt Margaretens auf, die seine Phantasie beherrschte, auch nachdem sie Gattin und Mutter geworden war. So blieb Margarete das Ideal seiner Knabenjahre. Das Wieder-

sehen mit ihr, das Spielen mit ihren muntern Kindern bildete noch lange später den tiefsten Reiz seines Lebens.

Im Herbst sehen wir die Wendrichs wieder in Frohenheim. Die Kinder wuchsen heran und es wurde ihre Erziehung, wie gebräuchlich, einem Hauslehrer und einer Gouvernante übertragen. Namentlich der Erstere, ein biederer deutscher Seminarist, dessen Bildungsgrad kein übermäßig hoher, dessen beschränktes Wissen aber ein gründliches und methodisch geordnetes war, übte einen heilsamen Einfluß auf die Entwicklung Walter's aus. Besonders verdankte er ihm die frühzeitige Stählung des Körpers durch Abhärtung und systematische Leibesübung. Mit den Gouvernanten, die meist nervöse und verschrobene Frauenzimmer waren und häufig gewechselt wurden, war es dagegen weniger gut bestellt. So wirkte während eines Jahres in Frohenheim Fräulein Rosalie Altenau, eine ältliche Jungfrau mit spitzer Nase und altmodischen Ringellocken an den Schläfen, die seit vielen, vielen Jahren einen unheilbaren Liebesgram zu verwinden



hatte. Sie seufzte unaufhörlich, strich im Herbst durch das raschelnde dürre Laub und blickte verzweiflungsvoll auf die fallenden Blätter, gleichsam als wenn dieselben jetzt erst ihre todten Hoffnungen begräben. Das hinderte sie aber nicht, in stillen Stunden ihren Gram durch das Beeren ganzer Confitüren-Töpfe zu versüßen, so daß Keller und Borrathskammer nicht fest genug vor der Trauernden verschlossen werden konnten. Natürlich machte sie auch Gedichte, meist im wehmüthigen Genre, zuweilen aber auch mit kühnen Anläufen zum Humoristischen, indem sie die menschlichen Schwächen erbarmungslos in den Gestalten von Käfern und anderen Insekten geißelte. Was Walter bei dieser Art von Erziehern lernen konnte, daran hatte er Zeit seines Lebens nicht allzuschwer zu tragen.

Der Gesundheitszustand des Vaters, der sich stets verschlechterte, hatte den Verkauf Frohenheims zur Folge. Bevor Karl Wendrich die schöne Besizung verkaufte, hatte er zuerst den Versuch gemacht, sie zu verpachten. Aber er erlebte wenig Freude dabei. Die Pächter bestahlen

ihn wo sie nur konnten und er selbst fand nicht mehr die Kraft, die Verwaltung zu beaufsichtigen. Auch mußte er von den konservativen Gutsnachbarn, denen der von Wendrich in edelster Absicht begonnene Parzellen-Verkauf des sog. Bauernlandes ein Dorn im Auge war, viel Anfeindungen und Kränkungen erfahren. Mit blutendem Herzen riß er sich von der Besizung los, die er eigentlich erst selbst geschaffen. Auch Frau Wendrich und die Kinder trauerten. Diese hingen sich ihren Lieblingspferden weinend an den Hals und nahmen von jedem der vertrauten Plätze in Wald, Feld und Garten wehmüthigen Abschied für immer.

Walter fiel die Trennung von Frohenheim äußerlich am wenigsten schwer. Früh bildete sich bei ihm die Eigenheit heraus, kalt und ungerührt zu erscheinen, gerade wenn ihm das Herz zu brechen drohte. Auch mischte sich bei ihm in den Abschiedsschmerz ein brennender Durst nach dem Neuen.

Die Familie siedelte nach der nahen Kreisstadt Wartau über, einer alten, durch Kriege

und Feuersbrünste oft zerstörten Stadt, die, freundlich an den Ufern eines schiffbaren Stromes gelegen, mit ihren alten, verwitterten Dächern und Giebeln und dem silberglänzenden Rathhausdache ein liebliches Bild gewährte. In der Mitte der Stadt erhob sich eine mit schönen alten Parkanlagen versehene Anhöhe, von der eine alte stolze Domruine mit zerbröckelnden gothischen Fensterhöhlen, ein Denkmal entschwundener Herrlichkeit, träumend in's Thal blickte.

Walter bezog in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder das Gymnasium in Wartau. Aber es schien ein Unstern über seiner Schülerlaufbahn zu walten. Sein nur wenig älterer Bruder Arthur (die beiden anderen Brüder hießen Max und Robert), dessen Begabung eine mittelmäßige, dessen Fleiß und Ehrgeiz aber bedeutend waren, überflügelte ihn bald. Doch war es nicht nur diesem Umstande, sondern mehr dem streberhaften Ehrgeiz, den durch denselben bedingten unaufhörlichen Angebereien des Bruders und dem durch die Kurzsichtigkeit des Vaters leider begünstigten System der Ueberwachung des Jüngeren durch

den Aelteren zuzuschreiben, daß das Verhältniß der Brüder zu einander ein immer kälteres wurde und zuletzt in offene Feindschaft ausartete.

Arthur machte sich die Situation zu Nutze; er wußte sich mit dem Nimbus der Vortrefflichkeit, der Pflichttreue und des Fleißes zu umgeben und bemühte sich mit der ganzen Gehässigkeit eines neidischen und thörichten Kindes, den jüngeren, um Vieles lebhafteren, begabteren und leichtlebigeren Bruder in den Augen der Eltern herabzusetzen und sie gegen ihn einzunehmen. Solange die Brüder ein und dieselbe Klasse besuchten, war es eine tägliche Erscheinung, daß der ältere bei der Rückkehr aus der Schule gewissermaßen pflichtgemäß über den jüngeren die Berichterstattung übernahm. Diese unkindliche, unfameradschaftliche Controlle über einen beinahe gleichalterigen Bruder verdarb nicht nur den Charakter des einen, sondern sie vergiftete auch das Herz des anderen. Die Brüder, die sich schon in der Schule feindlich gegenüber standen, blieben einander auch fremd für's Leben.

Diese zwischen den Brüdern eintretende Er-

kaltung wirkte auch zurück auf die Stellung Walter's zu Schule und Haus. Dem Bruder entfremdet, suchte er Anschluß an gleichalterige Kameraden und Mitschüler, und da er bei aller frühreifen Gluth seines Temperaments vollkommen naiv und selbst für sein Alter merkwürdig unerfahren war, so erschien die Wahl seines Verkehrs nicht immer glücklich. Ältere Genossen, denen der schlanke, träumerische Knabe mit den frauenhaft weichen Zügen des Gesichts und des Körpers, mit dem leichten, selbstvergessenen Sinn und der treuen kameradschaftlichen Hingabe gefiel, gesellten sich ihm und weiheten ihn — nur allzu früh für seine entzündliche Seele — in ihre Ungezogenheiten ein. Er fühlte sich davon zwar Anfangs durch Ekel abgestoßen; bald aber empfand er die gefährvolle Süßigkeit verbotener Reize und taumelte glückstrunken in den Fieberwald geheimer Wonnen, wo der betäubende Duft giftiger Blüthen ihn umspann und seine Seele in farbige Träume wiegte. Der Knabe wurde blaß und nervös, zerstreut und träge. Stundenlang konnte er träumend vor sich hinstarren,

während seine glühende Phantasie ihm die holdesten Bilder vorgaukelte. Eine schmerzliche Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, tiefe Unzufriedenheit mit sich selbst und der farblosen Gegenwart, Trauer und Bitterkeit erfüllten sein vereinsamtes Herz.

Nicht selten überkam ihn ein Tumult des Blutes, ein Drang der Selbstpeinigung, der sich bis zur Sehnsucht der Selbstvernichtung steigerte und die absonderlichsten Formen annahm. Sich nach dem Bade nackt in das Dorngebüsch zu stürzen, um mit zerrissener und zerkratzter Haut, bebend vor Schmerz und Lust und mit fieberisch pochendem Herzen, daraus hervorzugehen, war ihm eine Wonne. Zuweilen suchte er dunkle Bodenkammern auf, um gegen sich selbst zu wüthen. Eine Gerte oder ein Drahtgeflecht in Händen, ruhte er nicht eher, als bis das warme Blut herunterrieselte und wonnige Schauer der Lust, gemischt mit der Sehnsucht des Todes, ihm fast die Besinnung raubten.

Gleichzeitig erfüllte eine tiefe Bitterkeit sein Herz. Er fühlte sich hoffnungslos, verlassen und

von Niemand verstanden. Auch der Glaube an Gott gerieth in's Schwanken und der früher arglose und fromme Knabe erging sich im Kreise der Mitschüler zuweilen in Blasphemieen, vor denen er dann selbst zurückschrak. Der Zufall wollte es, daß ihm zu jener Zeit die epochemachenden Werke von Charles Darwin und die Büchner'schen Schriften in die Hand kamen. Gierig verschlang er diese Bücher, die ihm eine Bestätigung seiner eigenen Zweifel und Aufsetzungen zu sein schienen. Die Existenz Gottes, die Unsterblichkeit des Lebens, die Thatsache einer sittlichen Weltordnung: Alles schien ihm erschüttert, während nirgends ein schützender Halt sich darbot. Zuletzt verhärtete sich sein Herz und er wendete sich bewußt zur Verneinung, da ihm diese allein unerschütterlich und im Wechsel der Zeit unveränderlich zu sein schien. Die Eltern und Erzieher aber hatten von diesen Vorgängen im Innern des Knaben so wenig Kenntniß, daß sie dieselben unbewußt sogar begünstigten. Von der Annahme ausgehend, daß er für das Studium der Naturwissenschaften vorherbestimmt sei, ver-

sorgten und beschenkten sie ihn mit Büchern, die seinen Irrthümern nur allzureichliche Nahrung boten. Bücher wie Darwins „Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei Menschen und Thieren“, aber auch Pamphlete wie Paul Lindan's „Briefe eines deutschen Kleinstädter's“ konnte man auf dem Weihnachtstische des kaum fünfzehnjährigen Knaben finden. Weltanschauungen, die sich nicht einmal in den Köpfen genialer und gereifter Neuerer, geschweige denn im öffentlichen Bewußtsein abgeklärt hatten, übernahm er als unanfechtbare Thatsachen und zog daraus seine kindischen Schlußfolgerungen.

Während Walter solchergestalt dem elterlichen Hause und seinen Geschwistern entfremdet wurde, fand er einen zweifelhaften Ersatz im Verkehr mit Mitschülern, die erfahrener, raffinierter und schlechter erzogen waren, als er. Als der vereinsamte Knabe nun auch noch von seinem Bruder überflügelt und in Folge der Versetzung desselben in eine höhere Schulklasse von ihm getrennt wurde, da fühlte er sich vollends verlassen und ging seine eigenen dunklen Wege.



Das Leiden des Vaters hatte sich bis zur Unerträglichkeit verschlimmert und war zu einer Qual für das ganze Haus geworden. Bei oft geringfügigen Anlässen loderte ein wahnsinniger Zähzorn im Kranken auf. Dann schrie und tobte er und vergriff sich namentlich an den Kindern, die ihn zu fliehen begannen. Walter, der zuletzt der Prügeljunge für Alle geworden war, setzte dem väterlichen Zähzorn den passiven Widerstand eines durch keine Mißhandlungen zu erschütternden Trozes entgegen.

Einft erhielt er vom Vater wegen eines mißverstandenen Auftrages einen furchtbaren Faustschlag ins Gesicht, der ihn halb bewußtlos niederstreckte. Als er sich, keuchend vor innerer Erregung und lodernden Zorn im Blick, erhob, spie ihm der Vater in's Gesicht. Da erfaßte maßlose Wuth den Knaben. Er schlenderte dem Vater einen Schimpf in's Gesicht, stieß ihn von sich und floh. Nach zwei Tagen von Gensdarmen gefangen, die ihn hungrig und frierend im Walde fanden, wurde er in's elterliche Haus zurückgebracht und jener patriarchalischen Züchtigung

unterworfen, die bei Knaben seiner Art zugleich mit dem Vertrauen auch Scham und Ehre tödtet.

Walter fühlte sich in tiefster Seele geschändet, um so mehr, als der Vorfall in ganz Wartau bekannt geworden war und die Kinder mit Fingern auf den bösen Buben wiesen, der den Vater geschlagen habe. Von diesem Augenblick an begann Walter den Vater zu hassen. Die Bärtlichkeiten, die ihm dieser später erwies, erhöhten nur das Gefühl des Hasses bis zur Verachtung und sogar bis zum Ekel. Einmal um Mitternacht, als der Vater sich in Herzkrämpfen wand, wurde Walter aus dem Bett gerissen, und halb nackt an das Bett des Kranken gebracht. Karl Wendrich stöhnte und ächzte vor Schmerz. Er nahm den vor Frost und Schlaftrunkenheit zitternden Knaben in die Arme, drückte ihn an die franke Brust, streichelte ihn mit seinen eiskalten Händen und flüsterte leise Liebesworte. Walter blieb stumm, erwiderte nicht die Liebesungen und blickte den Vater mit kaltem, verständnißlosem Staunen an. Dieses Knabenherz, weich wie Wachs und durch einen freundlichen Blick sonst

leicht zu rühren und zu gewinnen, es blieb dem Vater gegenüber kalt und abweisend.

Da erfaßte den Kranken bitterer Zorn. Er stieß den Knaben von sich und sprach: „Bring' ihn fort, Gertrud! Der Junge ist wie von Stein. Das wird ein Nagel zu meinem Sarge.“ Und während der franke Mann sich in Qual und Kummer auf seinem Lager wand, schluchzte ein einsames Kind, versteckt in den Kissen, in den fahlen Morgen hinein.

Von diesem Tage an war Walter für die Familie und für den weiteren Kreis der Freunde und Verwandten mit dem Stigma der Herzlosigkeit versehen. Wie ein Schatten verfolgte ihn der Fluch dieser frühen Brandmarkung und sein Herz verhärtete sich in Trotz.

Damals begann man dem Knaben im elterlichen Hause den Vorwurf des Hanges zu schlechter Gesellschaft zu machen. Der Irrthum gebar Lieblosigkeit, die Lieblosigkeit neuen Irrthum. Walter's Eltern glaubten, es sei eine geheime böse Macht mit unnachlässlicher Strenge in ihm zu bekämpfen. Man hielt ihn für faul

und er war nur träumerisch; man hielt ihn für lügenerisch und er war nur phantasievoll; man hielt ihn für verdorben und er war nur trunken von der Schönheit der Welt, seiner Gespielen und Gespielinnen, berauscht von der pochenden Lebenskraft in ihm selbst, verliebt wie Narziß, der sich in sein Spiegelbild im Strome vergaffte; man hielt ihn für einen Trozkopf, und er war nur scheu und empfindlich wie ein junger Waldvogel, den eine plumpe Hand aus dem flaumigen, verborgenen, geheimnißbrütenden Neste zu reißen trachtet.

So hatte Walter die Tragik des Unverstandenseins sehr früh empfunden. Gänzlich unfähig, die besondere, von der gewöhnlichen Norm abweichende Natur des Knaben zu verstehen, trachteten die Eltern sowohl als die Schule, dieselbe erbarmungslos in die hergebrachte Schablone zu pressen. In der gährenden Heiterkeit des Knaben, die ihren Ursprung in unbändiger, glühender Phantasie hatte, erblickte man ein Element früher Verderbniß und bemühte sich, gerade Dasjenige unmachthichtlich niederzukämpfen,

was die Individualität und mit dieser den eigenthümlichen für die ganze Zukunft des Kindes entscheidenden Keiz desselben bildete. Trotz, Mißtrauen, früher Haß, Vereinsamung: Das waren die Empfindungen, mit denen die naive Kindesnatur naturgemäß auf die verfehlte Erziehung reagierte, und unbemerkt bildete sich daneben ein geheimes Selbstbewußtsein aus, das, unbemerkt für die Umgebung, das mißverstandene Kind über den Unverstand der Erwachsenen frühzeitig hinaushob.

Walter Wendrich hatte das 15. Lebensjahr erreicht, als sein Vater an einem schweren inneren Leiden dahinstarb. Damit war für ihn der letzte Halt im elterlichen Hause gefallen. Wenn auch der Vater in Folge seines Leidens in den letzten Jahren seines Lebens die Erziehung seiner Kinder selbst nicht zu leiten vermochte, so besaß er doch jenen gesunden Instinkt väterlicher Gerechtigkeit, die tiefere Zerwürfnisse in der Familie nicht aufkommen läßt. Nach dem Tode des Vaters begann Walter den Bruder, die Mutter und vor allem die Schule, in der

das Beste, Edelste und Feinste seiner Natur in dummer und brutaler Weise geknebelt wurde, mit feindlichen Augen zu betrachten, und je mehr er sich unbewußt und bewußt in Widerspruch zu der seiner Natur feindlichen Autorität stellte, um so mehr begann diese in der ihr eigenen Dummheit und Gehässigkeit die Seele des Kindes zu vergiften. Als Walter die Schule und mit ihr das elterliche Haus verließ, da waren es feindliche Gefühle, die ihn begleiteten; er haßte die Angehörigen, die ihn richtig zu beurtheilen und demgemäß zu behandeln außer Stande waren; er haßte die Schule, die mit rohen und ungeschickten Händen die Blüthe seiner Jugend zerpfückt hatte; er haßte jene überlieferte starre Form der Erziehung, die aus Bequemlichkeit und Unwissenheit die oberste Pflicht aller Pädagogik außer Acht läßt, der Eigenart des zu Erziehenden Rechnung zu tragen, das Ungewöhnliche vom Gewöhnlichen zu unterscheiden und das Seltene nicht mit dem Maaße des Trivialen zu messen.

Die Heiterkeit der Kindheit war dem mäch-

tigen Freiheitsdrang des Jünglings gewichen. Als der türkisch-russische Krieg im Jahre 1876 ausbrach, stellte sich Walter mit kaum vollendetem 17. Jahre als Volontär in die Reihen der Armee, um in den strengen Formen der Disziplin, die auf den Grundsätzen demokratischer Gerechtigkeit beruht, einen Ersatz für die seiner Kindheit angethane Ungerechtigkeit zu finden. Der militärische Dienst war in mannigfacher Beziehung von außerordentlichem Nutzen für Walter. Nicht nur lernte er die russische Sprache kennen, deren Reichthum und Schönheit nicht selten von den Balten in bornirtem Haß verkannt wird; nicht nur gewöhnte er sich an körperliche Strapazen und Selbstbeherrschung, sondern er eignete sich auch dort die erste Grundlage seiner Menschenkenntniß an. Wenn die Eltern und Lehrer des aus bevorzugten äußeren Verhältnissen hervorgegangenen Jünglings hätten ahnen können, welche Wohlthat für ihn die Atmosphäre selbst der schmutzigsten russischen Kaserne nach dem übertünchten Glend seiner ersten Jugendjahre war, sie hätten sich an die Brust

schlagen müssen und rufen: *nostra culpa, maxima nostra culpa.*

Walter fühlte sich unter den als roh und ungebildet verschrienen Soldaten glücklich; er machte die Entdeckung, daß die größte Rohheit nicht unter dem sog. gemeinen Volk, sondern in den Salons besteht. Von Kindheit an durch einen gewissen demokratischen Zug zum Volke und überhaupt zur sogen. schlechten Gesellschaft ausgezeichnet, ertappte er sich zu seiner eigenen Verwunderung darauf, daß er jene rohen und unwissenden Bauernburschen aus den Gouvernements Tula und Orel lieb gewan. Und diese Zuneigung beruhte auf Gegenseitigkeit. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, einigten sich die Leute darüber, ihrem „Freiwilligen“ alle nur möglichen Verlegenheiten und Unfälle aus dem Wege zu räumen. Standen Besichtigungen der Waffen und Uniformstücke bevor, so waren dieselben gewiß schon blank gepuzt und gereinigt, wenn Walter an die Arbeit gehen wollte. Das war aber nicht Diebedienerei oder die Sucht nach Trinkgeldern, sondern einfach Zuneigung zu dem



ernsten jungen Menschen, dessen sanftes Wesen nicht in diese Umgebung hineinzugehören schien. Welche Wonne war es in der Vagerzeit, früh um 3 Uhr, das Gewehr auf der Schulter, durch den großen kühlen Tannenwald von Thorensthal nach dem Schießplatz zu marschieren! Marfetender-Wagen rasteten vor der Schußlinie, Cigaretten rauchende Offiziere in ihren weiten grauen Mänteln standen in kleinen Gruppen bei einander und tauschten die Liebesabenteuer des letzten Abends aus. In die blaue, ferne Haide hinaus aber piffen und zischen die Kugeln der Berdan-Gewehre, um, begleitet von einem eigenthümlich klagenden Laut, mit monotonem Rhythmus klopfend in die Scheiben zu fallen. Zwischen den pfeifenden Kugeln aber schwärzten und summten, haidehonigbeladen, die fleißigen Bienen, unbekümmert um das mörderische Thun der Menschen . . . . Und dann die Heimkehr im Kreise der singenden Soldaten, deren bald lustige, bald schwermüthige Weisen, das Echo des in Glück und Trauer athmenden unermesslichen Slavenlandes, den stillen Tannen-

wald bis hinauf in die grünen harzduftenden Gipfel erfüllten, die sich sinnend im Abendglanze wiegten.

In der Ferne aber tönen über die im Abendwinde schaukelnden Zelte des Sommerlagers die elektrisirenden und doch das Herz mit Trauer und Wehmuth — Todesahnung mit schwellender Lebenslust gemischt — erfüllenden Klänge des Regimentsmarsches. Die Trompete schmettert, die dumpfen Paukenschläge der persischen Trommel dröhnen dazwischen und schwellend schlägt das tapfere Soldatenherz. O Vaterland, o Heimath! Was ist doch das Dogma der Nationalität für eine Phrase, verglichen mit der kindlichen Liebe zu der Scholle, auf der man geboren!

Und es ist Winter. Der tiefe Schlund der mattbeleuchteten Kaserne ist verschleiert von dem Dunst der Soldatenpfeifen. Da liegen sie müde auf den Britschen, die braven Jungen, die alle Tage bereit sind, ihr Herzblut für die liebe Heimath herzugeben. Einige, unter ihnen Walter, sitzen noch am Tisch und löffeln aus einem großen

geblühten Napf mit kleinen flachen Holzlöffeln ihre dampfende Erbsensuppe, die, mit abgeschmolzenen Speckwürfeln auf der Oberfläche, bei Peibe nicht so schlecht ist, wie die lieben Deutschen es einander gedankenlos nachschwätzen. Walter gegenüber sitzt der brave Befreite Markow, der ihm die ersten Elemente des Exerzierens beigebracht hat, und blickt mit hellem Wohlgefallen auf seinen feinen Schützling, der sich die Soldatensuppe so gut schmecken läßt. Er ist über 6 Schuh hoch, wie eine Tanne gewachsen, blond, mit einem richtigen Römerkopf und germanischen Augen. Und hat er nicht vielleicht einen Tropfen germanischen Bluts in den Adern? Hat nicht vielleicht die große germanische Völkerwelle einen Tropfen deutsches Blut hinausgespritzt in das kümmerliche kleine Gärtchen an der Kama, mit seinen träumenden Sonnenblumen, seinen Gurken, seinen riesigen gelben Kürbissen? Und sind nicht die Menschen nach den Worten des Zimmermeister=Sohnes allesammt Brüder und berufen, sich von Herzen lieb zu haben?

Man ruft zum Abendgebet. Der Vorbeter verneigt sich vor dem kleinen, gebräunten und glitzernden Heiligenbild in der Ecke, in der das heilige Lämpchen schaukelt. Die Soldaten umringen ihn im Kreise. Und nun ertönt in tiefen, gutturalen Klageklängen der rührende Abendgesang der Soldaten. Der Vorbeter singt einen Vers und die Anderen wiederholen ihn, oft in kunstvollen, zu Herzen dringenden Variationen. Nicht nur kindliche Frömmigkeit klingt darin, sondern klagendes Heimweh, Entsagung und Vertrauen. Und Walter steht als Letzter im Kreise und betet, glaubenslos aber gerührt, mit den Bekennern des fremden und mit Unrecht verachteten Glaubens. Er, der Ungläubige, schüttet sein krankes Herz aus vor dem heiligen russischen Gotte, der die dunklen Gesichte seines guten Volkes liebevoll leitet und auch der deutschen Unterthanen nicht vergißt, der ihnen freundlich und nachsichtig ihren alten Glauben läßt und auch zu ihnen spricht: Kommt her zu mir, die Ihr mühselig seid! — — —

Und Walter fühlt sich hier, am guten, ein-

fältigen alten Herzen des russischen Volkes, geborgen und beschützt. Er lacht des Russenhasses seiner fanatischen Landsleute und ist glücklich wie ein von fahrenden Leuten adoptirtes, verlassenes und verwaistes Kind.

Die Truppe garnisonirt in der Festung, hoch am Ufer des blauen Stromes, der in das Meer mündet. Kanonnenmündungen starren hinab in die ruhelos treibende Fluth. Um die eisernen Rohre aber schaukeln Zittergräser und Glockenblumen. Walter ruht hier oben im nickenden Grase und träumt hinaus, nicht in das fremde Vaterhaus, hinaus in die räthselvolle Welt, auf das blaue Meer, den schemenhaft gleitenden Schiffen nach. Freiheit! Freiheit! Eiserne Rüstungen bedrohen dich und in eisernen Rüstungen findet man dich. Frei ist das Herz, das sich sehnt und sich bescheidet. Frei ist die Sehnsucht, frei der Traum. Der Traum! —

Zur Strafe für den in Ungnade gefallenen Divisionskommandeur wurde die Division, der Walter's Regiment angehörte, noch im letzten Moment, nachdem schon der Befehl zur Mobili-

sation ertheilt war, zum Fernbleiben vom Kriegsschauplatz verurtheilt, was allgemein als Schimpf empfunden wurde. Einige Offiziere ließen sich sofort in aktive Regimenter versetzen, die Gesuche der Freiwilligen und Volontäre um Versetzung wurden aber abschlägig beschieden. Die Daheimbleibenden suchten ihren Aerger über die Zurücksetzung durch verdoppeltes Jagen nach Vergnügungen zu betäuben. Im Sommerlager ging es her wie in einem Bienenkorbe und elegant gekleidete Damen der Halbwelt schwärzten unaufhörlich ein und aus.

Als Walter nach Beendigung des Krieges den Waffenglanz ablegte, um aus eigenem freiem Entschluß in seiner Geburtsstadt die journalistische Carriere zu ergreifen, da war der Groll in seinem Herzen erloschen und er fühlte sich über die Unvernunft seiner früheren Feiniger im Stillen erhaben. Der kaum erst Zwanzigjährige legte eine souveräne Gleichgültigkeit gegenüber dem hornirten Vorurtheil seiner durchaus mittelmäßigen Umgebung, seiner für die Merkmale des nicht Alltäglichen unempfänglichen Verwand-

ten und seiner in Genußsucht, Selbstzufriedenheit und kleinlichem Klatsch tief versumpften Landsleute an den Tag. Es kirsirten von ihm scharfe und boshafte Bemerkungen, die ihn bei den Betroffenen verhaßt machten. „Livland ist ein Capua des Charakters und ein Borneo des Geschmacks“: Dieses malitiöse Wort brachte ihn schließlich bei den „Wohlgeimnten“ in den Ruf des Mangels an patriotischer Gesinnung. Schon damals war sich Walter vollkommen klar darüber, daß er in der versumpften Athmosphäre seiner Heimath nie zu einer gedeihlichen Entwicklung seiner Natur gelangen werde. Während sich die Verwandten, Vormünder, Basen und Tanten noch die Köpfe darüber zerbrachen, wie sie wohl die Carriere des mißrathenen Angehörigen leiten und regeln könnten, war derselbe schon längst fest entschlossen, die lästigen Ketten zu zerbrechen, um sich zur ersehnten Freiheit zu erheben.

Allerlei Erziehungs=Curiosa mußte sich Walter allerdings noch vorher gefallen lassen. Einer seiner Vormünder war unheilbar an Bersol=

gungswahnsinn erkrankt. Der Andere, Herr Augustin von M ö h n , ein kleiner, sehr würdiger Herr, drei Käse hoch, mit stets zwinkernden, gewissermaßen schmunzelnden Augen und ungeheurem Redebedürfniß, fühlte in Folge dessen den verdoppelten Drang, sich um die Erziehung des leichtsinnigen Mündels verdient zu machen. „Mit Trinken fängt es an und mit Amerika hört es auf, gerade wie bei Carl Köehler!“: mit diesen tief sinnigen Worten schloß eine kleine Standrede, die er Walter einmal über die Gefahren des Trinkens hielt, während er selbst eine verdächtig geröthete Nase hatte und feinen Allasch-Doppeltümmel aus einem Kristall-Gläschen schlürfte, in welchem löblichen Thun er durch Frau Wendrich unterstützt wurde, die seinen Worten ernst und mit bedeutungsvollen Blicken folgte und in den Pausen der Abstinenz-Predigt fortwährend die ermunternden Worte sprach: „Aber Herr von M ö h n , noch ein Schälchen Allasch!“

Während der Muster-Pädagoge Walter zerfnirscht und reuig wädhnte, wurde er in Wahr-



heit von diesem nur auf seinen ästhetischen Werth als Carrikaturen-Modell beobachtet. Mit Jubel ließ Walter dieses kleine alte Original auf sich wirken; seine erzieherische Gravität, deren tiefe Komik sogar der Mutter verschlossen blieb, dünkte ihm eigens zu seiner persönlichen Erheiterung geschaffen.

Leider wäre der brave alte Herr mit den guten Grundsätzen beinahe selbst nach Amerika gekommen. Er machte Bankerott und wurde blödsinnig. Man mußte Gewalt anwenden, um seinen Drang, Zeitungen buchstäblich zu verschlingen, darniederzuhalten.

Es kostete Walter keinen schweren Entschluß, als er sich an einem schönen Maitage auf dem schmucken Dampfer „Trave“ nach Lübeck einschiffte, um seiner heißgeliebten Heimath und der ihm lästigen Sippchaft Lebewohl zu sagen. Beim Abschied mag Frau Wendrich wohl eine Ahnung davon aufgedämmert sein, daß in diesem in die Welt hinausziehenden Sohne sich etwas verkörpere, wofür ihr bisher alles Verständniß gemangelt hatte: Der Zug zum Großen.

Es war ein Hochgenuß für Walter, als er auf den bewegten Fluthen der Ostsee zum ersten Mal den herben Hauch voller Freiheit empfand und hinter sich eine Welt des Zwanges, der Unernunft, der Unwissenheit, der Mittelmäßigkeit und Kleinlichkeit versinken sah.

Die Fahrt nach Lübeck war wundervoll. Die See lag ruhig und glitzernd da, 'gleichsam erwartungsvoll, wie die Seele des jungen Reisenden, der seinen Blick in die Ferne bohrte. Am Abende des dritten Tages langte das Schiff in Lübeck an. Mit welcher Freude landete Walter auf dem Boden des theuren deutschen Mutterlandes und durchschritt er die Gassen der guten alten Stadt Lübeck! Der Mond lag auf den Dächern und schüttete sein Silberlicht auf das Pflaster. Die Bäume und Sträucher grüntem und blühten. Die Häuser und Menschen erschienen Walter so sauber und puppen-schachtelmäßig nett, die Dienstmädchen mit ihren schneeweißen Hauben, die schäfernd vor den Thüren standen oder durch die Straßen huschten, als wenn sie eben aus einem Nippes-Schrank her-

ausgenommen worden wären. Seinem naiven Empfinden erschlossen sich allenthalben geheime Herrlichkeiten, an denen Andere blasirt vorübergingen. Am Morgen des ersten Tages besuchte er das alterthümliche Haus der Schiffergesellschaft mit seinem Schnitzwerk und Getäfel, den von der Decke herabhängenden Segelschiffen, seinen Emblemen, Wappen und lauschigen Nischen, ebenso das berühmte Friedenhagen'sche Zimmer, dessen prächtiges Schnitzwerk ihn fesselte. Dann besuchte er auch die Marienkirche, mit dem hundertjährigen Kalender, den zwölf Aposteln, die Schlag 12 Uhr Mittags, durch ein überaus kunstvolles Uhrwerk in Bewegung gesetzt, einen würdigen Rundgang um das Chor machen, den schönen Overbeck'schen Gemälden, wie der „Grablegung Christi“, und dem „Todtentanz“, jener eigenthümlichen, bizarren Freskenmalerei. Ein merkwürdiger Spruch macht den Beschauer auf die tiefe Bedeutung des Kunstwerks aufmerksam: „Still Vermessener der Du durch manch' unnützes Wort diesen geheiligten Ort entweihest. Hier findest Du keine Plauderkapelle, sondern

im Todtentanz Deine gewisse Stelle, still demnach. Laß das Mählwerk (!) immerwände (!) mit Dir reden und vor dem Ende Dich überreden, daß der Mensch sei und sein werde — Erde“. Das Gemälde stammt aus dem Jahre 1460 und ist anno 1701 renovirt worden.

Kleine Ausflüge in die liebliche Gegend von Lübeck füllten die ersten Tage aus. Walter schloß sich einer lebenswürdigen deutschen Familie an, in Gesellschaft derer er angenehme Fußtouren und Ausfahrten machte, nach Schwartau an der Trave, Groß-Parin etc. Auch schleuderte er viel vor dem Burgthor umher.

Am Abend des zweiten Tages in Lübeck traf Walter auf der Straße ein junges Mädchen, das er auf dem Dampfschiff kennen gelernt hatte. Die Kleine, die ohne Wissen der Eltern in Rußland ein Leben der Schande geführt hatte, war telegraphisch an das Sterbebett der Mutter berufen worden. Nun war sie zu spät gekommen. Das gute Mütterlein lag still und stumm unter Blumen gebettet und schaute das irre geleitete Kind nicht mehr mit vorwurfsvollen Augen an.

Die Kleine schlug die Hände vor's Gesicht und weinte herzerbrechend. Walter geleitete sie im Glanz des vollen Mondes hinaus vor das Burgtbor, herzliche, tröstliche Worte zu ihr redend. Aber das Schluchzen wollte kein Ende nehmen. Da schloß er, von brüderlichem Mitleid entbrannt, das Mädchen in die Arme, küßte sie, streichelte ihr Haar und bat sie, das Andenken der Mutter durch gute Entschlüsse zu ehren. Dann werde die Verblichene wohl verzeihend herniederschauen. Da beruhigte sich das junge Geschöpf und schaute sinnend zum Sternenhimmel. Das Mondlicht aber küßte das geschwisterliche Menschenpaar, den priesterlich tröstenden Jüngling, dessen eigenes Herz zum Springen voll war, und die hübsche kleine Sünderin, bei der die echten Kindesthränen das Brandmal der Schande abgewaschen hatten. Die Wellen der Trave glitzerten und es ging von ihnen das dumpfe Gemurmel, daß diese Welt zum Lachen schön und zugleich zum Weinen traurig sei. Gedankenvoll kehrte Walter in sein stilles Gemach zurück; Glockenklänge zitterten durch die Nacht und die Nacht war voll Fliederduft und Ahnung.

Man rieth Walter, einen Dampfer des Norddeutschen Lloyd zu benutzen und von Bremen nach New-York zu fahren. Er beabsichtigte schon am folgenden Tage mit dem „Hoheustauffen“ abzureisen; da aber der Dampfer überfüllt war, so mußte er einige Tage warten. Er benutzte die gewonnene Zeit, um die schöne, große und interessante Stadt Hamburg kennen zu lernen. Am Alsterbassin, im Hotel „Europe“, nahm er Wohnung.

Hier in Hamburg hob Walter den Becher der Lust noch einmal jubelnd an die durstigen Lippen. An einem Abend besuchte er das Stadttheater. Winkelmann sang hinreißend den „Hohengrin“ und Walters nach einfacher Schönheit lechzende Seele war hingerissen vom Genuß. In Wagner glaubte er die Verkörperung seines Ideals gefunden zu haben. Die einfache Wucht der Instrumentation, die wundervolle Anpassung des poetischen Wortes an den Ton, der kolossale Ideenreichtum des Componisten schienen ihm den Gipfel des in der Kunst überhaupt Erreichbaren zu bedeuten. Und diese gewaltige Kunst,

ſie war gebannt in die ſchmetternde, metallene Stimme eines gottbegnadeten Sängers, der, ſelbſt ein genialer Künſtler, die Kongenialität mit dem Componiſten bis in die Fingerſpitzen erkennen ließ.

An dieſem Abende ging Walter zum erſten Male eine Ahnung von dem gewaltigen Gedanken der Univerſalität der Kunſt auf. Immer und immer wieder, während noch die mächtigen Harmonieen in ihm auf und ab wogten, rauschenden, funkelnden Alpenquellen vergleichbar, die ſich in einen tief grün ſchimmernden, träumenden See ergießen, verſuchte er ſich das Bild der einen großen Kunſt auszumalen. Aber immer haſtete ſeine Phantaſie an lachenden Landſchaftsbildern, ſchimmernden Fruchtbäumen, wogenden, roſtbraunen Kornfeldern, leuchtenden Seen und ſilbernen ſich dahinſchlängelnden Strömen. Die Töne nahmen helle, freundliche Farben an und der bei aller ſcheinbaren Monotonie unerhörte Melodienreichthum Wagner's verwandelte ſich in eine koloffale Traumlandſchaft mit ſhattigen, grünen Bergen, ſchweigenden grünen Seen, ſilbernen

Quellen und dämmernden Schneehöhen. Dann Gewitterschwüle. Schwarze Wolken stürmen über das Gebirge, Blitze zischen zuckend in den See und perlender Regen schwebt über den von schrägen Sonnenstrahlen geküßten Spiegel, begleitet von diesem grellen Licht. Und nun löst sich die Dissonanz des Gewitters, der Regen tropft leise, ein unendliches Blühen und Dufteu füllt das Land, Glockenklänge grüßen aus der Ferne, gemischt mit dem melodischen Geläute grasender Heerden, Gräser und Gebüsche funkeln, Gottes Athem haucht von den Almen und es ist Friede, Friede, Friede.

So lösten sich in Walter's suchender Seele Poesie und Musik, wovon er erfüllt war, in die Bilder der mit Augen sichtbaren Welt. Ihm sangen die Quellen und ihm rauschten und glitzerten die Töne, ein Chaos von wonnigen Gefühlen, das ihn zugleich beunruhigte und entzückte.

Tags ruderte Walter auf der Elbe herum und betrachtete die großartigen Speicheranlagen und Docks. Auch fuhr er über das Alsterbassin nach Uhlenhorst und Harvestehude, wo schimmernde



Willen und duftige leuchtende Gärten ihn erfreuten. Auch fesselte ihn das seltsame Bild der alterthümlichen Hamburger Wasserstraßen, der sog. Fleets, die, namentlich zur Zeit der Ebbe, einen malerischen Anblick gewähren.

In Hamburg sollte Walter einen deutsch-ländischen Verwandten kennen lernen. Ein alter Herr von Kretschmann, Sohn des früheren Coburger Ministers dieses Namens, der seinen Namen in der Zeitung gelesen hatte, suchte ihn im Hotel auf und stellte sich ihm als Verwandter vor. Seine Mutter war eine Schwester von Walter's Großvater gewesen und hieß Christel Wendrich. Der alte lebenswürdige Herr forderte ihn auf, ihn zu besuchen, was er auch that. Der Alte wohnte außerhalb der Stadt, in Gimsbüttel, an der Schäferstraße. Die Wohnung war mit der Pferdebahn zu erreichen. Die beiden einander unbekanntem Verwandten, der Alte mit schneeweißem Haar und der junge mit braunen Locken, saßen lange einträchtiglich beisammen und tranken einige Flaschen Wein. Der freundliche und redselige Greis kramte eine Menge genealogischer

Tabellen und Wappen hervor und stellte die Verwandtschaft umständlich und mit historischer Gewissenhaftigkeit fest. Während dieser Beschäftigung trat eine ältliche, sehr blaß und elend aussehende Dame in's Zimmer, die der Alte als seine einzige Tochter vorstellte.

Julius Emannel von Kretschmann war Major a. D., verabschiedeter Kavallerie-Offizier, und hatte unter Garibaldi, in preußischen, amerikanischen und holsteinischen Diensten gefochten.

Als Walter sich von dem alten Verwandten gerührt verabschiedet hatte, hörte er im Treppenhause schnelle Schritte. Es war die franke Tochter, die ihm folgte. Sie hatte Thränen in den Augen und ihre bleichen Lippen kämpften zuckend das Weinen nieder. Mit dem Ausdruck hoffnungslosen Jammers näherte sie sich Walter, legte ihm die mageren, durchsichtigen Hände auf die Schulter und sprach:

„Wir werden uns niemals wiedersehen. Ich bin im höchsten Grade schwindelhaftig und habe nur noch kurze Zeit zum Leben. Ach, mein Gott, wie fällt es mir schwer, den alten guten Vater,

der außer mir Niemand mehr auf der Welt hat und der an meine Pflege gewöhnt ist, allein zu lassen! Er ahnt es nicht, wie bald, der Aermste. Leben Sie wohl, reisen Sie mit Gott und behalten Sie uns in freundlichem Andenken!“ —

Walter war tief bewegt und stotterte unzusammenhängende Trostesworte hervor. Es fiel ihm schwer auf die Seele, die guten Leute, die er so schnell lieb gewonnen, einem düstern Schicksal überlassen zu müssen. Plötzlich fiel es ihm auch auf, daß er in den wenigen Tagen auf deutschem Boden nun schon zum zweiten Male ein bis in den Tod trauriges Menschenkind hatte trösten müssen. Selbst in der Seele beschwert und trostbedürftig, vergaß er sich beim ersten Eintritt in die große Welt in fremdem Leid.

Walter war in Bremen angekommen und hatte in Hillmann's Hotel Wohnung genommen. Die erste Nacht war sehr unruhig, weil im Hotel mit Pauken und Trompeten eine frohe Hochzeit gefeiert wurde. Bis zum hellen Morgen quollen die schmetternden Töne aus dem erleucht-

teten Hause in die duftige Sommernacht hinaus.  
„Schmerz und Lust, Geschwisterpaar!“

Etwas übernünftig, wanderte Walter am folgenden Morgen in die fremde, schweigende, holländisch reinliche Stadt hinaus. Die Domkirche mit der Bleikammer und den Mumien, die Börse mit den schönen Fitgerschen Gemälden und der berühmte Rathskeller nahmen sein Interesse gefangen. Er betrachtete den Schauplatz von Hauff's berühmten Phantasieen. Die zwölf Apostelfässer, die Jungfer Rose, Bacchus, der frisch angestrichen worden war, Alles stand da wie im Traum des Dichters. Es kam wie eine ferne Ahnung über den sinnenden Beschauer, daß die Welt des Geistes für uns Menschen doch das eigentlich Bekannte und Vertrauliche sei. Die Sichtbarkeit des Bremer Rathskellers rückte ihm die Hauff'sche Dichtung nicht näher, sondern schien ihm nur eine längst bekannte Bestätigung zu sein. So bringt einem der Dichter die Welt näher, indem er in die verborgene Tiefe der Dinge hineinführt und ihre Belebtheit darstellt.

Es wurde Walter eigenthümlich zu Muth, namentlich nachdem er eine Flasche „Hochheimer Hölle“ getrunken hatte. Als er träumend an das Tageslicht trat, schien ihm der steinerne Roland auf dem Rathhausplatz bedenklich zu schwankeu.

Am Abend besuchte Walter das Tivoli-Theater, wo unter persönlicher Leitung von Franz von Suppé „Fatiuiza“ gegeben wurde. Es war nicht der elementargewaltige Eindruck der Wagner'schen Musik, aber es ging doch ein elektrisches Fluidum aus von dem Taktstock des beliebten Wiener Maëstro. Nach der Vorstellung stellte sich Walter dem Componisten vor und leerte einige Flaschen Sekt mit ihm. Es war ein liebenswürdiger, feister, glatzköpfiger alter Herr, der mit viel Behagen allerlei anzügliche Schnurren zum Besten gab. — —

Walter befindet sich an Bord des Dampfers „Main“ in Bremerhaven und träumt. Er sieht sich auf dem Wartauer Bahnhof, dem Schauplatz einer kurzen, schmerzlichen Trennung, an Bord der „Trave“ auf den graulichen Wogen der Ost-

see, in der alten Hanfsastadt Lübeck, in den dumpfen Räumen eines alterthümlichen Weinkellers. Ein ganzes Panorama entrollt sich vor seinem geistigen Auge. Das schöne, elegante Hamburg mit seinen prächtigen Msterpartieen, der wundervollen Mhlenhorst. Prachtvolle Gärten, Blüthenpracht, Mailuft, Blumenduft, reizende Tanzmusik, perlender Wein, holde Frauengestalten. — — — — Da, durch das bunte Tongewirr, durch den leichten Operettenschaum Offenbachs und Sappés, beginnen ernstere Akkorde durchzudringen. — Hohengrin! Sanfte, liebliche Melodien, abwechselnd mit erschütternder, überwältigender Tonfülle. Es lösen sich alle Erinnerungen in ein einziges Motiv: das rührende, sehnsuchtglühende Schwanenlied. Und weiter eilen die von Träumen beflügelten Gedanken, vom schönen Elbgestade hin zum grünen Ufer der Weser. Ueberall Sonnenschein, Frühlingsduft und =Reben! Ein erquickendes Bad in den Fluthen der Weser, ein zauberisch berauschender tiefer Trunk, kredenzt im Bremer Rathskeller. „Hochheimer Hölle“ in grünlichem Pokal, ein

Aposteltrunk aus dem weiten Bauche des „Zafobus“ und dann Mondschein, fluthender Mondschein auf den Dächern der träumenden Stadt.

Bremerhaven! Träge wiegt sich der riesige Oceandampfer auf den schmutzig-gelben Fluthen. Einförmig brechen sich die breiten, langweiligen Bogen an dem unförmigen Riesenleibe des dampfenden und schnaubenden Unthiers. Abschiednehmen, Händeschütteln, wehende Tücher, thränende Augen. Arme, unglückliche, deutsche Auswanderer! — Da steht ein blondhaariges, plattdeutsches Mütterchen, vergebens bemüht, unaufhaltsame Thränen zurückzuhalten. Schmerzlich zuckt es um die Rippen des jungen, sechszehnjährigen Burschen, der sich zum ersten Mal und wohl für immer von seiner Mutter trennt. „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden.“ Scheiden, Scheiden. Die Schiffsmusik spielt in rührender Einfachheit den Bocaccio-Marsch, der Dampfer setzt sich in Bewegung. Majestätisch durchschneidet er die schäumenden Fluthen. Die grünen freundlichen Ufer schwinden. Letztes Winken! Wem mag es gelten?

Nicht ihm, dem Unbekannten, dem Fremden.  
„Verlassen, verlassen, verlassen bin ich, wie der  
Stein auf den Straßen“ — — — —

Wie schwarzer, gefurchter Basalt, von rauschenden, funkelnden Quellen überrieselt, so starrt die verdunkelte Seele des Einsamen in die unflorte Zukunft. Das ist ein Tönen, Plaudern, Brausen und Klingen in der Nacht unbewußter Tiefe. Und ein Schluchzen und Lachen. Tönet, ihr Quellen, brecht hervor, geheimnißvolle Gewässer des Innern! Ein entzücktes Ohr öffnet sich euch entgegen, staumende, glückverwirrte Augen starren euch an und eine heiße, zitternde Seele lechzt nach dem Athem der Schönheit, nach Freiheit. Freiheit!

Quellen, Quellen zum Meer.

---



## Sechstes Kapitel.

---

„Ein Adler saß am Felsenbogen,  
Den lockt der Sturm weit über's Meer,  
Da hatt' er droben sich verslogen,  
Er fand sein Felsenest nicht mehr,  
Tief unten sah er kaum noch liegen  
Verdämmernd Wald u. Land u. Meer,  
Mußt höher, immer höher fliegen,  
Ob nicht der Himmel offen wär'.“

(Zehr. v. Eichendorff.)

### Am Thore.

**W**alter hatte fest geschlafen. Wie Nebel schwebten Bilder aus der Heimath durch seine Träume.

Schon war das salbe Licht des Mondes erloschen. Müde glitzerten noch einige erblaffende

Sterne am Firmament. Es hatte sich ein leiser Wind erhoben und am Bug des Dampfers brachen sich die Wellen in falbem Schaum. In mattem Schimmer ruhte der unendliche, graublau atlantische Ocean.

Walter erwachte durch Stimmengewirr, durch das Hallen vieler Schritte auf dem Deck des Dampfers und durch das plötzliche Berstommen des ebenmäßigen Schraubengeräusches.

Der Coloß erzitterte und wiegte sich leise hin und her. Walter erhob sich und schaute zum Kajüten-Fenster hinaus. Vor ihm lag die graue Fluth des Meeres, deren Horizont sich im Nebel verlor. Er kleidete sich rasch an, verließ die Kajüte und stieg auf das Deck hinauf.

Droben herrschte reges Leben. Die Passagiere der ersten und zweiten Kajüte hatten den Schlaf schon längst aus den Augen gerieben und schauten mit überwachten Gesichtern in den grauen Morgen. Da waren sie auch, die lustigen Tyroler-Mädchen, eine Sängergesellschaft, die in der neuen Welt ihr Glück versuchen wollte. Ihr Lachen schallte silbern auf den im frühen Morgen

schimmernden Meeresspiegel hinaus und entschwebte auf ihm in die Ferne. Walter hatte mit den munteren Mädchen während der zwölftägigen Reise freundlich verkehrt, hatte mit ihnen geplaudert, getrunken und im Angesicht des blauen Meeres zum süßen Wein Mandeln geknackt und flüchtige Küsse geraubt. Nun neigte sich die Fahrt ihrem Ende zu und er mußte sich bald von seinen fröhlichen Reisegefährtinnen trennen.

Zahllose Delphine trieben ihr übermüthiges Spiel im Fahrwasser des Dampfers. In größerer Entfernung schleuderte ein Wal dampfende Strahlen in die Luft. Schwärme von Seevögeln, die Vorboten des Festlandes, umkreisten das Schiff, bald niedertauchend in die bläuliche Fluth, bald schwebend und sich verlierend in unerreichbarer Ferne, da das Auge keine Grenzlinie mehr findet zwischen Nebel und Wasser, zwischen Aether und Meer.

Die Cigarre im Munde, in gekennhafter Kleidung, ein Täschchen kokett über die Schulter gehängt, stolzierte mit steifen Schritten der Baron auf dem Verdeck umher. Er führte den stolzen

Namen „von Memmendorf=Justerburg=Schwere-  
noth“, nicht zu verwechseln mit derlinie derer  
„von Schwerebrett“, wie er Walter Tags zuvor  
weitläufig auseinander gesetzt hatte.

Der junge Herr war von seiner Familie,  
wie man sagt, „abgeschoben“ worden und wollte  
nun auch in der neuen Welt sein Glück versuchen.  
Vor wenigen Tagen erst hatte er seine Uhr beim  
Steward versetzt, um einige Mark in „stärkende“  
Getränke umsetzen zu können, für die er eine  
ausgesprochene Vorliebe hatte. Auch hatte er bei  
Walter eine kleine Zwangsanleihe gemacht, nicht  
ohne sich mit heiligen Eiden zu verschwören, daß  
er den Betrag bei der Ankunft in New York sofort  
mit Dank zurückgeben werde. Er ließ durch-  
blicken, daß es ihm an Geldanweisungen nicht  
fehle.

Der Kapitain Barre stand auf der Commando-  
brücke. Sein stahlblaues, scharfes Auge heftete  
sich in den Nebel und die Morgenbrise spielte  
in seinem wohlgepflegten blonden Bart.

Da wurde eine Bewegung auf der linken  
Seite des Dampfers bemerkbar. Ein Boot legte

an, der Lotse kletterte geschickt an der Leiter empor, begrüßte flüchtig den Kapitain und übernahm das Commando.

Der Nebel begann sich zu lichten und der Dampfer setzte seine Fahrt langsam fort. Auf dem Deck wogte ein wirres, buntes Durcheinander. Engländer in karierten Anzügen, Deutsche, Franzosen, Menschen aller Stände, Nationen und Altersstufen: Alle nur von dem einen Gedanken erfüllt, das Ziel ihrer Reise erreicht zu haben. Auf dem Zwischendeck sah man zusammengeballt eine vielköpfige Menge ärmlich gekleideter Passagiere: Juden, Polen, Russen, Slowaken, Italiener, Iren, eine Musterkarte des Proletariats der ganzen alten Welt. Hunderte von hungrigen, gierigen Blicken bohrten sich hinein in das dämmernde Zwieliht.

Nun waren die Sterne erloschen. Es mochte um die vierte Stunde sein. Da verklärte sich mit einem Male im Osten der Himmel. Das falbe Nebelgrün nahm eine violette und röthliche Färbung an und plötzlich tauchte wie ein flüssiger Feuerball am Horizont die Sonne aus dem Decan.

Goldne Lichter verbreiteten sich blitzartig über den Spiegel der sich mit dem Einschlafen der Morgenbrise wieder völlig glättenden Fluth und schwammen bis in das Fahrwasser des Dampfers. Im Westen zerriß der Nebelschleier und es wurde ein Streifen Land sichtbar. Segelschiffe glitten unhörbar in der Morgendämmerung. Links wurde eine Insel sichtbar, träumend und thauig im Frühlicht, Staten=Island, und rechts tauchte die Landzunge von Long=Island auf.

Es war klarer, prachtvoller Morgen geworden. Ein Kanonenschuß dröhnte durch die feierliche Stille. Fort Lafayette wurde sichtbar. Noch zitterte das Echo des Kanonendonners über die Bay von New York, als Walter von der Linde des Forts das Sternenbanner der Union im Morgenhauch herniederwehen sah. Die Thürme der Kirchenstadt Brooklyn tauchten aus dem Nebel und das wirre Häusermeer schien wie in Purpur getaucht. Wie ein Riesenspinngewebe hing in der silbergrauen Luft ein schwindelndes, traumhaftes Gebilde: das Stahlgerüst der Brooklyn=New=Yorker Brücke.

Walter lehnte an der Schiffsbrücke und schaute staunend auf die fremde Welt, die ihm aber plötzlich so vertraut erschien, als habe er sie früher im Traum gesehen. Immer näher rückten die fremdartigen Bilder. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Wie ein Silberband erglänzte der Hudson. In Gold versunken glitzerte der leise athmende Ocean. Unmengen von Dampfern, Fährbooten, Trajektschiffen, Segelbooten, Schleppdampfern und allen möglichen abenteuerlichen Fahrzeugen bewegten sich chaotisch im dampfenden Lichte der Fluth. Schrille Pöiffe, dumpfes Stöhnen, Stimmengewirr schlugen an Walter's Ohr.

Da lag sie vor ihm, ein schweigendes, ahnungsvolles Räthsel, die Riesenstadt New York, das röthliche Häusermeer in feinen Dunst getaucht, und er glaubte das dumpfe Brausen der Weltstadt zu vernehmen.

Frei von Furcht und Beklemmung blickte Walter in die neue Welt. Nur ein Empfinden erfüllte ganz seine Seele: Freiheit, Unabhängigkeit, Erlösung. Und da legte er in seinem Innern

das Gelöbniß ab, von nun an nur der Freiheit zu leben. Das verklärende Sonnenlicht, das wehende Banner, der jauchzende Pöbel auf dem lichtdampfendem Spiegel des Stromes, der stumme Gruß der unermesslichen Riesenstadt, sie erschienen ihm als Vorboten eines neuen Lebens, eines Lebens der Freude, der Arbeit und der freien Kraft. Durstig athmete er das farbige Licht der Zukunft, ungeduldig, den funkelnden Becher an die Lippen zu setzen, lechzend nach freiem Werden in der Erkenntniß der Welt und ihrer zitternden Bewegung in Raum und Zeit.

Der Dampfer landete in Hoboken. Der Strom der Passagiere erster und zweiter Cajüte wälzte sich an das Land und verlief sich auf den hundert Bahnen des Hafens der Weltstadt. An Walter hatte sich, nicht zu seiner Freude, der Baron von Memmendorf angeschlossen. Er langweilte ihn nicht nur durch fade Bemerkungen, in denen er sein Staunen und seine Bewunderung ausdrückte, sondern auch durch das Geständniß seiner Rathlosigkeit und seines Geldmangels. Die Beiden mietheten sich eine Droschke und fuhren



auf dem Fährboot nach New York hinüber. Ihr Ziel war das evangelische Fremden-Asyl an der Washington-Street.

In einer guten Stunde langten sie dort an und wurden vom Inhaber des Hauses, einem früheren Missionar Namens Borkemann, empfangen. Walter bezahlte die Kutsche, während der Baron sich den Anschein gab, als suche er in den Taschen nach kleinem Gelde.

Beim Eintritt in das dürftige, geschmacklos eingerichtete Hotel schallte den Beiden deutscher Choralgesang entgegen. Es gehörte zu den geschäftlichen Grundätzen des Hotelbesizers und Missionars, seine Gäste sofort bei ihrer Ankunft mit geistlicher Nahrung zu erquicken, vermuthlich um sie über die großen Mängel des Irdischen und die hohen Preise, die für dasselbe im evangelischen Fremden-Asyl bezahlt werden mußten, zu trösten.

Herr Borkemann selbst nahm Platz an dem kleinen Harmonium, spreizte seine verdächtig langen Diebesfinger und entlockte dem Instrument wehmüthige Töne. Nachdem er Walter

und dessen Begleiter ebenfalls zum Gottesdienst eingeladen hatte, fuhr er mit hoher Stimme in der Leitung des Gesanges fort. Nach Beendigung desselben hielt er eine salbungsvolle Predigt, in der er die Gäste ermahnte, dem Himmel für den gütigen Schutz zu danken, den ihnen derselbe auf der gefährlichen Seereise habe angedeihen lassen; warnte sie vor den Gefahren der Großstadt, pries ihnen eindringlich die Vorzüge des evangelischen Fremden-Asyls und wie sie nirgends besser, billiger und gottseliger in New York aufgenommen sein könnten wie bei ihm. Er schloß seine Rede mit einem inbrünstigen Gebet, das für den Fall eigens zugerichtet zu sein schien. Auch blickte er verzückt zur schmutzigen Stubendecke hinauf und rang seine Hände, daß die starken, dünnen Knochen vernehmlich knackten.

Dann ging es zum Frühstück, das aus einer ärmlichen Kaffeebrühe und Brodschnitten bestand. Aber der geistliche Empfang, der den guten Deutschen durch den Missionar zu Theil geworden war, hatte so vertrauenerweckend auf

sie gewirkt, daß ihnen der schlechte Kaffee wie Nektar und Ambrosia erschien.

Nach dem Frühstück eröffnete Herr Börkemann Walter und dem Baron, daß die Rechnung für Kost und Logis mit 2 Dollars täglich in Gottes Namen vorausbezahlt werden müsse, wobei er nicht ermangelte, noch einige fromme Phrasen zum Besten zu geben, womit er wohl den Glauben erwecken wollte, er betreibe sein Fremden-Asyl nur um der Liebe Jesu Christi willen. Eine confisziertere Galgenphysiognomie war Walter selten vorgekommen. Neußerlich ganz den Habitus feierlicher Frömmigkeit zur Schau tragend, das Gesicht von ehrwürdigem grauem Bart umrahmt, trugen die Züge Börkemann's trotz ihres stereotypen frommen Ausdrucks durchaus den Charakter der Gemeinheit. Bäuernde, kalte, grausame Augen schienen jedem der Gäste bis in die tiefsten Tiefen des Portemonnaies hineinzutasten, und Walter sagte sich: Die Frömmigkeit scheint sich gut zu bezahlen in diesem Lande. Der erste Schritt in die neue Welt führte ihm das ekelhafte

Bild erwerbsmäßiger religiöser Heuchelei vor Augen.

Walter hatte sich in Gemeinschaft des Barons, der sich in hochtrabenden und unzufriedenen Redensarten erging, in sein Zimmer einquartiert. Dasselbe war schmutzig und spärlich möblirt, wohl auch um Jesu Christi willen. Baron Memmendorf hatte große Pläne. Er brannte vor Ungeduld, sich in das Gewühl der Stadt hineinzustürzen und ihre Genüsse kennen zu lernen. Als würdige Einleitung zu diesen Genüssen erhob er ein neues Darlehen von Walter, das er zurückzuerstatten versprach, sobald er die bewußten großen Schätze, wie er sich prahlerisch ausdrückte, auf seiner Bank erhoben haben würde.

Es herrschte eine grauenhafte Hitze. Obwohl Fenster und Thüren weit geöffnet waren, drang kein Luftzug in das Zimmer, die Blätter der Kastanien-Bäume im Battery-Park senkten sich in der glühenden, unbewegten Atmosphäre schläfrig zu Boden. Schaaren von Fliegen durchschwärmten die Zimmer.

Munter plaudernd kleideten sich die Beiden um und erfrischten sich durch Abwaschungen, wobei der Baron seine Lebenspläne für die neue Welt mit großen Worten entwickelte. Diese Pläne gipfelten darin, daß er möglichst bald eine reiche Amerikanerin heirathen wollte. Der Aermste ahnte nicht, wie bald er mit einer Serviette unter dem Arm und gefüllten Biergläsern in den Händen in einer Restauration an der „Bovary“ werde paradien müssen.

Frisch gekleidet und frisirt, traten die Beiden, von den Segenswünschen des Missionars begleitet, der sie vor den Gefahren der Großstadt warnte und namentlich mit dem Gelde sparsam umzugehen rieth, auf die Straße. In Battery-Parck fesselte sie ein seltsamer Anblick. Wohl ein Duzend Menschen beiderlei Geschlechts umstanden einen kleinen Wagen, auf dem ein reisender Missionar — schon das zweite Exemplar dieser Gattung — einen langathmigen Sermon zum Besten gab. Der Mann trug langes schlichtes Haar, war in einen schäbigen schwarzen Anzug gekleidet und sah gelbsüchtig

aus. „Feudaler alter Herr das“, meinte der Baron, der bei den wiederholten geistlichen Ermahnungen heftigen Durst verspürte. Sie traten in das Kellerlokal einer Bierwirthschaft am Broadway, wo sie bei einem kühlen Trunk Lagerbier rasteten.

Als Herr von Memmendorf die Entdeckung machte, daß es „freien Gunch“ gebe und daß in den meisten Bierwirthschaften New Yorks diese weise Institution bestehe, da zweifelte er nicht länger, daß ihm in der neuen Welt eine glänzende Carriere beschieden sei. Er räumte fürchterlich auf unter dem „freien Gunch“ und sein drittes Wort war „feudal“.

Trotz der furchtbaren Hitze begab sich Walter mit seinem Gefährten auf die Wanderung in die Stadt. Der Blick in den Broadway aufwärts gewährte ein imponantes Bild. Große palastähnliche Gebäude; ein reges Leben, dessen Gewühl undurchdringlich zu sein und dessen wogendes Chaos sich in schier endloser Perspektive vor den Augen der Wanderer im bläulichen Dunst der Großstadt-Atmosphäre zu ver-

lieren schien. Walter staunte wie träumend in dieses ungewohnte Leben. Es schien ihm unbegreiflich, wie dieses undurchdringliche Gewühl sich in Ordnung lösen könne, wie diese träge, dicht Kopf an Kopf zusammengedrückte Masse von Menschen und Fuhrwerken zweck- und zielbewußt vorwärts zu streben vermochte.

Vor einer Kirche hielten die Beiden auf ihrer Wanderung inne, um das Bauwerk zu betrachten. Der schöne gothische Bau bei der Einmündung der Wall-Street in den Broadway war die in Braunstein aufgeführte Trinity-Kirche. Am imposanten Postgebäude vorbei schlenderten die Wanderer über den Cityhall-Platz in die Chatham Street. Aus derselben lenkten sie in die Bowery und zuletzt in die Mott Street. Dort herrschte ein buntes Gewühl: Kinder, auf den Straßen sitzend und Wassermelonen essend, Musterverkäufer, ihre meerduftende Waare feilbietend, flanirende elegante Bummler, hausirende Juden, Italiener mit Früchten, Zeitungsträger die mit laut freischender Stimme die „Morning Papers“ anpriesen, farbige Schuhputzer, wie rasend

daherlaufende Depeschenträger, langbezopfte Chinesen, gluthängige Creolinnen und Quadronen, Lumpensammler, Annoncenträger, Reklame-Wagen in schreienden Farben und Aufschriften, das Alles wogte mit rauschendem Getöse, während eine Unzahl von Pferdeeisenbahnwagen, Omnibussen, Leichenwagen und Fiakers sich Bahn zu brechen suchte und hoch über dem Gewühl mit rasender Eile die Hochbahn in beängstigenden Curven dahinbrauste.

Im Menschengewühl fielen besonders die schlitz-  
äugigen, langbezopften Söhne des himmlischen Reiches auf, die in ihren blauen Blousen, mit ihrer felt-  
samen, blauen, barettartigen Kopfbedeckung, win-  
zige aufwärts gekrümmte Schuhe an den ver-  
krüppelten Füßen, eifrig schnatternd, einen ebenso  
fremdartigen, als belustigenden Anblick gewährten.  
Man hätte glauben sollen, daß dieser Anblick  
den New Yorkern ein längst gewohnter sei;  
dennoch konnte Walter beobachten, wie sich just  
eine ganze Cavalkade von Straßenjungen an  
den Zopf eines der ihnen verhaßten Chinesen  
geheftet hatte. Wie eine wilde Jagd ging es



durch die Straßen: chinesische und englische Flüche gellten dazwischen, Passanten und Cartreiber brüllten Beifall, krausharige Neger und Mulatten zeigten ihre schneeweißen Zähne. Das kreischte und tobte und piff und rasselte und war doch nur ein vereinzelt Bild im riesenhaften Pandämonium des New Yorker Straßenlebens.

Walter und der Baron befanden sich mitten in der chinesischen Colonie, die das Häuser-Dreieck umfaßt, das durch die Bovery-, Mott- und Canal-Street gebildet wird. Ueberall waren chinesische Geschäfte, Grocery-Läden, Wirthschaften, Theestuben, Tempel und Opiumhöhlen zu sehen. Neugierig betraten die Beiden eine chinesische Restauration an der Bell Street. Es wehte ihnen sofort ein intensiver Opiumdampf entgegen. An der Decke hingen gedörrte und geräucherte Fleischwaaren, zum Theil verdächtiger Art, Geflügel, Schweinsrippen etc. Rechts von der Thür prangte ein fetter, abgezogener Hundekadaver, Petersilie in den Naslöchern. Walter ließ sich Thee und Backwerk geben, das heiß aus dem Ofen servirt wurde und trefflich mundete,

während der Baron, der beständig Hunger hatte, sich an einer undefinirbaren Fleischportion delectierte, die er „feudal“ fand.

Durch allerhand Zeichen bedeuteten die chinesischen Kellner den beiden fremden Gästen, daß sie sich nach der Mahlzeit in die benachbarten Gemächer zum Opium-Rauchen begeben sollten. Es reizte Walter, einmal eine Opiumhöhle kennen zu lernen, und so folgten sie der Einladung. Durch einen langen dunkeln Corridor traten sie unter Führung des Chinesen in eine im Verhältniß zu der sonstigen Beschaffenheit des Hauses und seiner Lage im schmutzigsten und verrufensten Theil der Stadt elegant eingerichtete Zimmerflucht. Die Dielen waren mit kostbaren Teppichen belegt, große Spiegel hingen an den Wänden, kleine Mahagony-Tische und türkische Divans standen in den Nischen. Dicker Opiumqualm lagerte in den halbdunkeln Gemächern und ließ erst allmählig die ziemlich zahlreichen Besucher erkennen, die Theils aufrecht an den Tischen saßen und rauchten, theils schon in Schlaf versunken auf den Divans lagen. Es

waren auffallender Weise keine Chinesen, sondern lauter Weiße und Mulatten, elegant gekleidete „Damen“ in Sammet und Seide, mit Lackshuhen und schwarzseidenen Strümpfen, die sie reichlich sehen ließen, feine aber abgelebt aussehende ältere Herren und farbige „Inevoyables“ in blendender Wäsche und mit grellen Cravatten.

Es wurde kein lautes Wort gesprochen. Nur aus einer halbversteckten Nische drang ein leises Wispern in den gutturalen Lauten der Mongolen.

Der Chineser hatte zwei elegante Pfeifen mitgebracht, längliche, glänzende Rohre mit winzigen Köpfchen und erbsengroßen Oeffnungen darin. In diese schmierte er aus einem lackirten Büchschchen die braune Opiumsalbe hinein, entzündete die Pfeifen, rauchte sie zierlich an und übergab sie den erwartungsvollen Gästen.

Der Baron, der das Rauchen natürlich auch „feudal“ fand, qualmte in starken Zügen und warf sich der Länge nach auf den bereitstehenden Divan. Walter wollte der bitter süß beizende Rauch nicht schmecken und er legte die Pfeife

nach wenigen Zügen auf die Seite. Wie Ohnmacht legte es sich auf seine Sinne und er glaubte das ganze Bild zu träumen. Im Spiegel gegenüber sah er deutlich das Bild einer fest schlafenden „Dame“. Ihr Gesicht war aschfahl, Schweiß stand auf der Stirne, unter den Augen waren tiefe, bläuliche Schatten und aus dem halbgeöffneten Munde ging es wie leises Stöhnen. Das Kleid hatte sich verschoben und ließ die von schwarzseidenen Strümpfen umspannten Beine und den Spitzenaum der Hosen sehen.

Der Baron hätte sich hier am liebsten häuslich niedergelassen. Aber Walter, der ein Grauen vor diesem chinesischen Spuk empfand, zahlte und mahnte zum Aufbruch. Und immer weiter, ziel- und planlos, wanderten die so ungleichen Gefährten in den Brodem der fremden Großstadt hinein.

Betrachten wir uns die beiden Gestalten. Der Baron war ein kleiner, zierlicher, geckenhaft gekleideter Mensch im Alter von vielleicht 22 Jahren. Sein gewichstes Schnurrbärtchen, seine etwas aufgestülpte Nase und seine grauen, immer

wie erstaunt in die Welt blickenden Augen verliehen seinem Gesicht einen unfäglich albernen Ausdruck. Er fuchtelte fortwährend mit einem Spazierstöckchen in der Luft herum und führte in jenem schnarrenden, hochmüthigen Ton, der preußischen Offizieren und Corpsstudenten eigen zu sein pflegt, die hochtrabendsten Redensarten.

Walter Wendrich war von hoher Gestalt, leicht vornübergebeugt, aber von wohl proportionirtem Körperbau und leichter, elastischer Bewegung. Unter dem breiten Panama-Hut zeigte sich ein Gesicht, dessen Ausdruck es einem Physiognomen nicht leicht gemacht hätte, ein bestimmtes Urtheil über den Charakter des Trägers zu fällen. Der Ausdruck dieses Gesichtes hatte etwas Schlafes, Melancholisches, Naives und gleichsam Erwartendes. Alle Linien waren unausgeprägt, ein weiches, fast weibliches Kinn, ein kleiner Mund mit etwas sinnlichen Lippen, eine gerade Nase von naive-kindlicher Form und ein Paar Augen, aus denen Mergier, Wohlwollen und scharfe Beobachtungsgabe sprachen. Die Farbe der Augen war schwer zu bestimmen, sie schien

die verschiedensten Nuancen zu haben. Bald schimmerte es blau, bald braun, grau und sogar grünlich. Im Affekt aber erschien das Auge tiefschwarz und die Nasenflügel vibrierten.

Betrachtete man das Gesicht genauer, so schien sich in demselben ein Ausdruck verhaltener Leidenschaft zu verbergen. Frühe Menschenkenntniß bei mangelnder praktischer Lebenserfahrung, intensive Klugheit, verbunden mit kindlicher Sorglosigkeit, träumender Ernst und naive Leichtlebigkeit: Alles in Allem ein weißes Blatt, auf dem das Leben seine Runenzeichen noch nicht tief eingegraben hatte.

Auf seiner Wanderung war das Paar aus dem Chinesen-Viertel in das Neger-Quartier gerathen. Halb betäubt von der Hitze und Ausdünstung des Tages, schritten die Beiden durch die Sullivan Street, als plötzlich mitten im tollsten Straßengewirr die sanften Klänge einer Orgel und wehmüthig klagender Chorgesang erschollen. Halbnaakte Mulattenkinder, deren schneeweiße Zähne sich in das roseurothe Fleisch der von ihnen mit Bier genossenen Wassermelonen

vergruben, spielten auf der Straße, während in den Kinnsteinen einige kohlrabenschwarze Säuglinge, sehnsüchtig weinend, ihre Arme nach den Becherbissen ausstreckten. Zur Linken wurde ein unscheinbares Kirchlein sichtbar. Die Kirchenthüre stand weit offen und träumend traten die Beiden ein. Eben war das fromme Klagelied, das sich wie das Echo längst vergangener Leiden anhörte, verklungen. In Andacht tief versunken, harrte die kleine Gemeinde ihres Hirten. Man sah kein weißes Gesicht. Wohin die Blicke sich wandten: blitzende Augen, rothe, wulstige Lippen, kohlschwarze und braune Gesichter. Alle waren im höchsten Putz, denn es war Sonntag, die Frauen in Kleidern von schreienden Farben und in Hüten mit bunten, phantastischen Federn, die Männer in schneeweißer Leibwäsche, mit grünen, blauen und rothen Cravatten, die platten Füße theils in enge Lackstiefel gezwängt, theils nackt.

Walter lächelte über diesen Anblick, er staunte über Alles und nahm die fremdartigen Bilder gierig in seine Seele auf.

Da öffnete sich zur Rechten des Altars eine Thüre, langsamen, feierlichen Schrittes trat der Prediger herein und bestieg die hohen Stufen, die hinauf zur Kanzel führten. Es war ein Vollblut-Neger mit krausem Wollhaar. Vom schwarzen Antlitz und dem ebenso schwarzen Ornat stach blendend weiß die Halskrause ab. Er hielt einen salbungsvollen, eindringlichen Sermon, von dessen Inhalt Walter nichts verstand, da er des Englischen nicht mächtig war.

Nach der Predigt wurden noch einige schöne Lieder gesungen. Unterdeß stahlen sich die beiden Eindringlinge, um dem Gedränge zu entgehen, zur Thür hinaus. Ein die Kirche erfüllender, eigenthümlicher Geruch, etwa wie ihn die Schafe ausdünsten, alterierte die Nerven.

An der nächsten Straßenecke wurde ein Bündel Bananen eingekauft. Mit Appetit aßen die durstigen Wanderer von der feinen, aromatischen Frucht.

Der Baron lamentirte über die „unvernünftige“ Hitze und proponierte einen Ausflug an die See. Es war in der That eine drückende



Schwüle, die auf den rothbraunen Backsteinhäusern der Stadt lagerte. In tiefer, wolkenloser Bläue wölbte sich der Himmel über das endlose Häusermeer, das in der sengenden Backofengluth dunstverschleiert dalag und dessen brandende Wogen riesenhaften Straßenverkehrs an den ermatteten Anprall der todten See erinnerten. Es war, als wenn in der blutwarmen Atmosphäre alles Leben im Stocken begriffen sei.

Selbst der ohrenbetäubende Lärm des Börsenquartiers an der Wallstreet, in welche die Wanderer auf ihren Kreuz- und Quergängen gelangt waren, gemahnte an den ersterbenden Hauch eines in Schlaf versinkenden Raubthiers. Das Getöse der Bowery erschien wie in beginnender Ohnmacht gedämpft. Die Blätter der Bäume in Bowling-Green ragten bewegungslos in die glutherstarrte Luft.

Schweißgebadet, die Hüte in den Händen, die Röcke über den Arm gehängt und mit weit geöffneter Weste, in einem Aufzuge, wie er nur in Amerika erlaubt ist, schlenderten die beiden Entdeckungsreisenden in der Mittagsgluth durch das Gewirr der Whitehall Street.

Walter schug vor, in die gastlich=geöffneten, vornehm=fühlen Räume der Restauration Delmonico einzutreten, um sich an einem eisgefühlten „mixed drink“ zu erquicken. Aber nach dem Genuß des umständlich gemischten Getränks machte sich die Fieberhitze nur noch entsetzlicher geltend.

So entschlossen sie sich denn, nach Coney=Island, einem am Ufer des Oceans gelegenen Badeort, zu fahren. Eiligen Schrittes gingen sie an der Produce=Exchange und dem Battery=Park vorbei. Am Pier 2, dem am North=River gelegenen Abfahrtsort der Rockaway= und Coney=Island=Böote, machten sie Halt, lösten sich Billets und bestiegen den graziös gebauten Dampfer, der sich gerade zur Abfahrt nach Coney=Island rüstete. Ein Pfiff, und der Dampfer durchschnitt die schäumenden Fluthen des Hudson mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles.

Welch' ein buntes, reizvolles Bild an Bord des flagenwehenden Dampfers! Das ganze Schiff zum Schutze vor der Sonnengluth mit schneeweißem, roth umsäumtem Segeltuch überspannt; auf dem erhöhten Deckraum der ersten

Cajüte ein buntes Gemisch von Herren und Damen, plaudernd in allen Sprachen der Welt, lachend und scherzend in ungezwungener Freiheit. Die Herren in leichten, hellen Sommeranzügen und mit phantastischen Strohhüten, die Damen in duftigen Sommerkleidern, schimmernd wie Schmetterlinge, blumengeschmückt und mit dem unwiderstehlichen Lächeln der Jugend, Schönheit und Anmuth auf den rosig verklärten Gesichtern.

Und in all' dieses Plaudern, Lachen und Rosen hinein tönnten plötzlich die Klänge heiterer, nervenerregender italienischer Musik. Schon ordneten sich die Paare zum Tanz, die Wimpel flatterten in der lauwarmen Luft, am Schiffskiell rauschten die Fluthen des Oceans, Champagner-Pfropfen knallten und über den indigoblauen Spiegel des Meeres hallte das Echo vielhundertstimmigen Gelächters.

Ein herrliches Panorama breitete sich vor Walter's trunkenen Blicken aus. Weit hinter ihm lag im Sonnenduft des Julitages die Riesenstadt New York. Das gewaltige Spinngewebe der Brooklyner Hängebrücke zeichnete sich scharf

am tiefblauen Himmel ab. Rechts ruhte wie im Nebel die Häuserfluth von Jersey City; die Upper Bay und die beiden Arme des Hudson waren besäet von Tausenden von Dampfschiffen, Fährbooten, Seglern und Trajekt-Fahrzeugen, deren schrille Pfeife durch die gluthwarne Luft dröhnten.

Das Dampfschiff ließ die grünen Gestade Staten=Island hinter sich. Ein salziger Hauch athmete den Reisenden seewärts entgegen. Und da lag er, der endlose Spiegel des Meeres, glitzernd und klar, groß und ruhig, ein schweigendes, unsterbliches Wunder der Welt, die Wiege des Großen, die Urquelle des Schönen, das Abbild des Ewigen.

Und Walter's Seele jubelte: Thalatta, Thalatta, sei gegrüßt, Du ewiges Meer!

Die Beiden lagen bequem hingestreckt auf zwei bis drei Feldstühlen, athmeten die frische Meeresluft begierig ein, bliesen die bläulichen Wölkchen ihrer „Parabolas“ sorglos in den Aether und freuten sich wunschlos ihres Lebens.

Am Ufer Long=Islands, links, tauchten

schon die Umrisse von Rockaway-Beach empor. Weißer Sand, prächtige Hotels, schimmernde Villen. An einem weit in's Meer hinausgebauten Pier landete das Schiff.

Es war, als wenn sich ein Schwarm zwitschernder Vögel auf's Eiland niedergelassen hätte.

Coney-Inseland schien nicht nur ein Badeort zu sein, sondern eine richtige Stadt, ein riesiger Jahrmarkt, eine Volksbelustigung am Ufer des Oceans. Theater, Museen, Menagerieen, Carrouffels, Restaurationen, Austern-Vocale, Tangel-Tangel, Minstrels, Spielhöllen, Photographische Ateliers, Bazare, Konzert-Säle, Gärten, Riesen-damen, Zwerge, Taschendiebe, schöne Mädchen u. s. w. vereinigten sich zu einem Gesamtbilde, wie es ein Wahnsinniger im Traum nicht toller erfinnen könnte.

All' diese Herrlichkeiten lockten Walter nicht. Er machte dem Baron, der über Durst zu klagen begann, den Vorschlag, ein Bad zu nehmen. Sie vertauschten ihre Anzüge mit Badecostümen und stürzten sich zur Abkühlung in's Meer.

Welche Wonne, sich von den breiten Wogen des Oceans wiegen zu lassen! Walter schwamm weit in's Meer hinaus. Hinter ihm versanken schon die schimmernden Villen im bläulichen Duft, vor ihm lag in glitzernder Ruhe, von den Sonnenstrahlen wie von spielenden Funken überlaufen, das tiefblaue Meer. So schwamm er weit, weit in die Sonne hinein. Und plötzlich kam ihm der Gedanke, wie schön es sein müsse, in diesem Glanz und in dieser Bläue zu versinken für immer, unterzutauchen in die Nacht des Unbewußten durch diese ätherhellen Meereschichten, den Scheitel noch geküßt von der mitleidigen Sonne, hinunter zu den Korallen und Muscheln, in die seligen Räume des oceanischen Reichs, wo träumende Paläste, von Palmen umweht, den Müden aufnehmen zu ewigem Vergessen. — — —

Wie in den französischen Bädern, baden die Herren und Damen in Conch=Island gemeinsam, wobei sie eine paradiesische Unbefangenheit an den Tag legen. Graziöse, dunkeläugige, feine Frauen, in knappen, eleganten Badecostümen, spielten im sonnenwarmen Sande und ließen

ihre schönen nackten Glieder von der Sonne und von feurigen Männerblicken sorglos küssen. Walter war entzückt von diesen jungen Amerikanerinnen. Verklärt, leuchtend und liebenswürdig, wie sich ihm das fremde Land am ersten Tage gezeigt hatte, boten ihm auch dieses Landes reizende, zarte Frauen den Anblick ihrer naiven, halbnackten Leiber zum ersten Gruße dar. Hier ein leuchtendes Bein, dort ein sanft gerundeter Arm, ein feiner Nacken mit krausem Goldhaar, ein niedliches Köpfchen mit schweren, schwarzen Flechten, ein zierliches, marmorweißes Füßchen. Und darüber die alles warm überfluthende Sonne, davor, wie ein schimmerndes Traum-Transparent, das blaue Meer, und im Hintergrunde ein Gewirr von leuchtenden Willen und Zelten, wiegende Walzertakte und die traute Musik des Gläserklanges und der knallenden Champagner-Pfropfen.

Das Bad war köstlich erfrischend. Mit einem leichten Frösteln, das den der beinahe äquatorialen Hitze ungewohnten Fremdlingen eine wahre Wohlthat erschien, entstiegen sie dem Bade. Am

Meeresufer spielten große und kleine Kinder mit den farbigen prächtigen Muscheln, wie sie der atlantische Ocean auf den Sand spült. Vom Meer her wehte ein kühler Hauch.

Nun aber duldete es den Baron nicht länger am Meeresufer. Es trieb ihn mit elementarer Gewalt dorthin, wo es etwas Trinkbares gab. Bei einem Gericht gebackener Austern und köstlich frischem Lagerbier verbrachten die Beiden die Zeit bis zum Abgang des letzten Schiffs. Dabei saßen sie bequem auf der schattigen Veranda des Hotels und genossen den majestätischen Anblick des Unterganges der Sonne, die wie eine große feuerrothe Kugel, funkelnde Lichtgarben auf den gerötheten Wasserpiegel schüttend, im Meer versank.

Es war schon tiefe Dämmerung, als das Schiff wieder in New York einlief. Walter legte große Ortskenntniß an den Tag. Obwohl er den Weg nur ein einziges Mal, dazu auf Umwegen zurückgelegt hatte, geleitete er seinen ängstlichen Gefährten dennoch mit Sicherheit durch das Straßengewirr, das im Licht der schon entzün-



deten Gaslaternen und der elektrischen Flammen ein vollkommen verändertes Bild gewährte.

Der Baron hätte gern noch ein Concertlokal besucht, aber Walter drängte zum Heimgang. Im evangelischen Fremden-Asyl ertönte gerade der fromme Abendgesang der Pilger, als sie daselbst anlangten. Nach dem Gottesdienst ermangelte der Missionar in Wirthsgestalt nicht, sich in salbungsvollen Reden und Vorwürfen darüber zu ergehen, daß seine jungen Gäste gleich am ersten Tag ohne Begleitung sich in das Sodom und Gomorrha der Stadt New York hineinzustürzen gewagt hatten. Bestimmender als die Befürchtung, daß ihnen etwas Schlimmes hätte begegnen können, mochte dabei wohl die Erwägung gewesen sein, daß er auf diese Weise der Einnahme für das Mittag- und Abendessen verlustig gegangen war. Walter fühlte sich durch das schleichende, heuchlerische Wesen des Mannes bis in die tiefste Seele angeekelt. Er warf ihm einige Dollarscheine hin und wünschte kurz gute Nacht.

Der Baron, der sehr ermüdet war, humpelte

langsam die Treppe hinauf. Als die Beiden, über die Erlebnisse des Tages plaudernd, sich zu Bette legten, mußten sie bald die angenehme Entdeckung machen, daß in dieser Heimstätte der Pilger außer dem Worte Gottes auch zahl-  
reiche Wanzen vertreten waren, die bald an den Wehrlosen ihr blutdürstiges Gewerbe begannen.

Das Beispiel dieses heuchlerischen Geistlichen übte von Neuem einen starken Einfluß auf die Weltanschauung Walter's aus. Es bestärkte ihn in seiner Abneigung gegen das berufsmäßige Priesterthum und in seinen freien Anschauungen überhaupt.

Walter löschte das Licht und lag lange mit geöffneten Augen tief in Gedanken versunken da. Er faßte den Entschluß, gleich am nächsten Morgen seinen charakterlosen Gefährten die eigenen Wege wandern zu lassen, sich selbst aber unbedenklich sofort in den Strom des neuen Lebens zu stürzen, dessen rauschende, dunkle Fluthen ihn mächtig anzogen. Nicht wollte er lange suchen, nicht rasten und abwarten. Das erste Beste, das ihm in den Weg lief, entschloß er sich festzuhalten. Nicht

weil er fürchtete, in Noth zu gerathen — davor bewahrte ihn die kleine Summe, die er besaß —, sondern um so bald wie möglich den Ariadne-Faden aufzunehmen, der ihn in das Labyrinth der fremden Dinge hineinführen konnte. Es gelüstete ihn besonders, das Landleben in der Umgebung New York's kennen zu lernen, sich mit der Lage der Emigranten vertraut zu machen, die, ohne Mittel zum Landankauf im Westen, von der Woge der Einwanderung nur bis an die östliche Küste gespült, in den Staaten New York und New Jersey landwirthschaftliche Beschäftigung suchten und fanden. Er wollte es selbst als Ackerknecht versuchen. Die Mühsale der Arbeit fürchtete er nicht. Er fühlte sich kräftig, allen Strapazen sowie auch den Einflüssen des Klimas Stand zu halten.

Es schläferete ihn schon, als nochmals alle Bilder des ersten in der neuen Welt verbrachten Tages an seiner Seele vorbeiglitten. Er hörte den schnarchenden Baron und dachte bei sich: Kanonenfutter des Lebens! Den stieß die alte Gesellschaft nicht zu neuem Leben hinaus in die

Welt, sondern um sich seiner zu entledigen und um ihn der Vernichtung preiszugeben. Wie eine Vision stieg vor seinem geistigen Auge auf der Verfall der privilegirten Stände der alten Welt. Er aber wollte nicht in den Verfall mit hineingerissen werden. Er wollte das Leben bewußt durchdringen, er wollte die Welt kennen lernen, er wollte erfahren und aus der Erfahrung diejenigen Erkenntnisse gewinnen, deren man bedarf, um die Welt zu besiegen.

So endete Walter der erste Tag in der neuen Welt.

---

## Siebentes Kapitel.

---

„Hier treibt mit rasender Geschwindigkeit  
Das Leben seinem Ende zu,  
Hier kennt die Jugend keine Kindheit,  
Und kennt das Alter keine Ruh;  
Hier weben keine Dämmerungen  
Geheimnißvoll um Busch und Hag,  
Der Tag kommt aus der Nacht entsprungen,  
Zäh, wie die Nacht entspringt dem Tag!“

(Fr. von Bodenstedt.)

Hallende Schritte. Auf der „Farm“.  
Beim „Knopfmaler“. Am Thor des Codes.

Nach einer unruhigen Nacht erwachte Walter um vier Uhr Morgens. Herr von Memmen-  
dorf schnarchte in allen Tonarten. Noch herrschte  
lautlose Stille auf den Straßen. Die Stadt war

in Dämmerung gehüllt. Aber schon glühten im Osten die ersten schimmernden Wolken der Morgenröthe.

Da war es Walter, als höre er gleichmäßige, hallende Schritte auf der Straße, Schritte, die kamen und gingen und wieder kamen. Er schaute zum Fenster hinaus und blickte in die menschenleere Washington-Street und in den Battery-Park, auf dessen Ruhebänken einige zerlumpfte Gestalten lagerten. Und wieder hörte er den monotonen Hall der Schritte. Eine feierliche, sonntägliche Stimmung kam über ihn. Es war ihm, als wären dies nicht die Schritte eines Menschen, als wäre es der eiserne Schritt des Schicksals, das draußen seiner harrete und an dessen Hand er seinen ersten Weg auf der Bahn des Ernstes thun sollte.

Schnell wusch er sich, kleidete sich an und blickte mitleidig auf den schnarchenden Schläfer. Ohne ihn zu wecken und ohne das Frühstück abzuwarten, eilte er hinunter auf die Straße.

In South Beach Landing machte sich schon das Leben des New Yorker Morgens bemerkbar.

Wie aus der Dämmerung emporgetaucht, ergossen sich mit einem Male Massen von Menschen über die Straßen. Bald raffelten auch Fuhrwerke dazwischen. Schwerbeladene Lastwagen rollten über das glatte, parquettartige Pflaster. Nur der bläuliche Nebel, in dem alles Geräusch gedämpft erschien, kennzeichnete den Morgen.

Walter eilte schnurstracks den Broadway hinunter, ohne Jemanden um Begleitung zu bitten, bis Tryon-Row. Dort, vor der Office der „New Yorker Staatszeitung“, waren schon die Druckbogen dieses bedeutendsten deutschen Blattes in den Vereinigten Staaten an der Tafel befestigt. Schaaren von arbeitssuchenden Menschen drängten sich um diese Plakate, um die Kolonnen der Arbeitsnachfragen zu durchmustern. Walter sah, daß er zu spät gekommen war, und das verdroß ihn. „Ich hätte um drei Uhr aufstehen sollen“, sagte er sich. Rücksichtslos drängte er sich durch die Massen hindurch, bis er die Blätter bequem lesen konnte. Während des Lesens betrachtete er flüchtig, aber mit scharfem Blick, seine Umgebung.

Es war kein Amerikaner darunter. Lauter

Deutsche waren es, vielleicht auch einige Irländer, denen Allen man an der Kleidung und am Haarschnitt, aber auch an den unansgeprägten Gesichtern, sofort die europäische Herkunft ansah. Daß sich der amerikaniſche Arbeiter anders kleidet, als der europäische, eleganter, sauberer und mehr „gentlemanlike“, das hatte Walter schon am Vorabend beobachtet.

Sein Blick blieb an einem Inſerat haften, laut welchem Arbeiter für eine große Farm in der Nähe von New York gesucht wurden. In einem Bureau an der Greenwich Street sollte man nachfragen.

Ohne Zögern begab sich Walter auf demselben Wege zurück, den er gekommen war. Er hatte sich gemerkt, daß die Greenwich Street in der Nähe seines Domizils mündete. Ohne Mühe fand er die Straße und bald auch die sogenannte Office des Agenten, durch dessen Vermittlung die Arbeiter für die Farm angeworben wurden. Einige Stufen, die ausgetreten und morsch waren, führten in ein schmutziges, stinkendes Kellerlokal, in welchem ein gannermäßig aussehendes, jüdisches



Judividuum an einem gebrechlichen, schmierigen Tisch hockte. Walter konnte nicht sofort sein Begehren vorbringen, weil in diesem Augenblick der erste Zug derjenigen Linie der Hochbahn, die durch Greenwich Street führt, hoch über der verdunkelten Straße, auf schwindelnden eisernen Pfeilern mit betäubendem Lärm dahinbrauste.

Der Agent ergriff zuerst, und zwar in hochmüthigem, verächtlichem Ton, das Wort. Er sprach ein schenßliches, mit englischen Brocken geschmacklos untermischtes Deutsch, das Walter Mitleid abnöthigte. Er fragte nach seinem Begehren. In knappen Worten setzte ihm dieser, unter Hinweis auf das Inserat im Morgenblatt der „New Yorker Staatszeitung“, auseinander, daß er Willens sei, sich für die betreffende Farm anwerben zu lassen.

Der Agent betrachtete ihn wortlos von Kopf bis zu Fuß, lächelte ironisch und bemerkte, daß sich für einen solchen jungen Mann wohl etwas Besseres in New York finden ließe. Sofern er nur das nöthige Geld besäße, um sich Frack, weiße Schürze und Blouse anzuschaffen, so könnte er

wohl ohne Mühe sofort einen Platz als Kellner oder „Omnibus“ erhalten.

Walter antwortete darauf kühl, daß es ihn nach Frack und Schürze vorläufig nicht gelüste und daß er auf's Land hinaus wolle. Man möge ihm die Bedingungen mittheilen.

Da sei, so sagte der Agent, vor Allem eine Gebühr von einem Dollar für ihn zu entrichten. Walter bemerkte darauf, daß er selbstverständlich diese Gebühr erst entrichten werde, wenn er darüber versichert sei, daß er die Stellung auch wirklich erhalte. Mit geschmeidigen Worten beruhigte ihn der Agent darüber, und Walter fragte sich, wie viele unerfahrene Emigranten dieser Mann mit der Galgenphysiognomie schon begaunert haben möchte. Er legte den verlangten Dollar auf den Tisch und nahm dafür eine geschriebene Adresse in Empfang, auf der sich außer der Angabe des Ortes auch etwas wie eine Empfehlung vorzufinden schien.

Der Agent lächelte mitleidig, als Walter sich kurz empfahl und die Stufen hinauf in das Gewühl der Greenwich Street stieg.

Eine schmutzigere, dunklere und gleichzeitig belebtere Straße war ihm noch nicht vorgekommen. Der letzte Rest von Licht, den die hoch aufragenden Backsteinhäuser der Straße gönnten, war durch das Maschengewebe der Hochbahn vollends verdunkelt. Auf der Straße bewegte sich eine große Menschenmenge, aber nicht mit der geschäftigen Eile des bewußten guten Zwecks, sondern in fauler, lungernder, lauernder Bewegung.

Walter empfand instinktiv, daß er sich hier unter dem Abschraum der Bevölkerung befand. Das war die Zunft der Langfinger, der Zuhälter, der Ausbeuter, das ganze ekelhafte Schmarotzergesindel, das sich dort anzuhäufen pflegt, wo die Welle der Einwanderung zuerst an's Land spült.

Walter Wendrich bahnte sich durch das Gedränge seinen Weg in den Battery-Park und von dort zum Landungsplatz der Staten-Island-Ferry-Boot-Linie. In einer halben Stunde sollte das Schiff abgehen und er hatte Zeit, die verschiedenen Typen zu mustern, die im Wartesaal bemerkbar waren.

Da sah er geckenhaft gekleidete Neger und

Mulatten, alte amerikaniſche Herren mit grauen Baſenbärten, elegant gekleidet, in ſchneeweißer Wäſche und ſpiegelblank gewichſten Schuhen, Tabak kauend und den braunen Saft mit bewunderungswerther Virtuofität weit hinauſſpritzend. Auch Damen in extravaganter Toilette und mit herausfordernden Blicken ſaßen auf den Bänken.

Es mochte 8 Uhr Morgens ſein. Endlich ertönte der ſchrille Signalpfiſſ und Walter beſtieg das Schiff, das ſich, angefüllt von Paſſagieren, ſogleich in Bewegung ſetzte. In wenigen Minuten wurde Governor's Iſland ſichtbar.

Es eröffnete ſich ein impoſanter Blick auf den Spiegel der Uppar-Bay, auf dem zahlloſe Fahrzeuge in buntem Gewühl dahinglitten. Durch dieſes Gewühl bahnten ſich Schleppdampfer mühsam ihren Weg, ſchwere, breit gebaute Laſtſchiffe, gefüllt mit Eiſenerz, hinter ſich herſchleppend.

Walter fühlte ſich berauscht durch den Anblick dieſes regen Lebens, dieſer Aeußerung einer konzentrirten Kraft, die ſich ſcheinbar ſo regellos, in Wirklichkeit aber mit bewundernswerther Ordnung und Präzifion entfaltetete.

Schon verschwammen New York und Brooklyn im bläulichen Brodem, und in der Entfernung tauchte aus dem Nebel das Gestade von Staten=Island auf.

Ein kolossaler französischer Seeandampfer glitt lautlos, geisterhaft vorüber, das Deck dicht gedrängt voll Passagieren. Die französische Flagge wehte lustig im Morgenwind. Hunderte von Herzen mochten in diesem Augenblick erwartungsvoll dem neuen Schicksal entgegenklopfen.

Vong Island versank links in der Dämmerung und immer deutlicher wurden die Gestade von Staten=Island, Walter's Reiseziel, sichtbar. Nach 1½stündiger Fahrt landete das Boot bei Stapleton, wo die meisten Passagiere und er selbst ausstiegen. Richmond, ein kleiner Ort, in dessen Nähe seine Farm belegen war, war sein nächstes Ziel. Er erfragte den Weg und machte sich zu Fuß auf die Wanderung.

Die Insel gefiel ihm. Sein Weg führte ihn durch hügeliges, reich belaubtes Land. Zahlreiche, schmucke Landhäuser schauten aus dem frischen Grün hervor. Es eröffnete sich eine reizende

Aussicht auf die Bay. Bald führte der Weg aus dem kühlen Schatten der Bäume in flaches, sonnendurchglühtes Land. Weite Brombeergebüsche erstreckten sich zu beiden Seiten des Weges. Walter konnte der Versuchung nicht widerstehen, die schwarzen, verlockenden, schon vollkommen reifen Früchte zu kosten, und fand sie größer und aromatischer wie in Europa.

Gegen 12 Uhr langte er ermüdet in Richmond an, wo er im dortigen Hotel gut und billig zu Mittag aß. Den Nachmittag verbrachte er mit Spaziergängen und Streifzügen in der Umgebung. Mächtige Welschkorn-Felder und Tomaten-Plantagen dehnten sich längs den Wegen aus. Eine solche war auch die Farm, auf die er sich verdingen wollte. Auf seinen Wanderungen gelangte er auch wieder an das Ufer des Meeres, nach South Beach, wo er sich durch ein Bad erfrischte.

Zwischen 6 und 7 Uhr Abends kam er auf der Farm des Herrn Claassen an. Die Arbeiter befanden sich gerade beim Nachtessen. Walter wurde zum „Bormann“, einem derben, mecklenburgischen Bauer von gedrungenem, untergesetztem

Körperbau und mit geröthetem, gutmüthigem Gesicht, geführt. Diesem theilte er seine Absichten mit. Der biedere Bauer betrachtete ihn verstohlen von Kopf bis zu Fuß. Er mochte sich wohl über das Aussehen des jungen Mannes wundern, das durchaus nicht dasjenige eines Ackerknechtes war. Endlich fragte er ihn, was er denn arbeiten könne.

„Ich bin bereit, jede Arbeit zu thun, die man von mir verlangt“, erwiderte Walter, „und glaube auch jede Arbeit verrichten zu können.“

„Wir brauchen eigentlich keine Arbeiter mehr“, sagte der Vormann, „aber weil Du einmal da bist, so können wir es versuchen. Setz’ Dich an den Tisch und isz mit den Andern zu Nacht.“

Schweigend nahm Walter seinen Platz ein und genoß sein Abendbrot, das aus ganz schlechtem Kaffee, Brod, Syrop (Molasses) und eingemachten Tomaten bestand. Er hatte sich nicht getäuscht: Die Farm des Herrn Claassen war eine in großartigem Styl angelegte Tomaten-Plantage. Es mochten wohl über hundert Arbeiter auf derselben beschäftigt sein.

Die Gebäude präsentierten sich als ein Com-

plex von elenden, schlecht in Ordnung gehaltenen, hölzernen Baracken. Dasjenige, in dem die Mahlzeiten eingenommen wurden, war ein alter, ungedielter Stall. An den Wänden waren lange, roh zusammengenagelte Tische und Bänke aufgestellt. Eine Leiter führte auf den Dachboden, der früher zur Aufbewahrung des Heues gedient hatte und jetzt das Nachtquartier der hundert und mehr Arbeiter bildete.

Nach dem Essen wies der Vormann Walter dorthin den Weg. Auf dem Boden war Stroh in langen Reihen aufgeschichtet. Von Decken, Kopfkissen und dergl. war keine Spur bemerkbar. Durch die leeren Fensteröffnungen wehte der Abendwind hinein und ganze Schwärme von Mosquitos und Nachtfaltern fanden ihren Weg in dieses primitive Schlafgemach.

In einer Ecke fand Walter seinen Platz. Ohne Bedenken legte er sich halb entkleidet auf das Stroh, stützte sein müdes Haupt auf den zusammengerollten Rock und schlummerte bald, durch das monotone Summen der Mosquitos und das müde Geplauder seiner Kameraden eingeschläfert, in die Welt der Träume hinüber.



Bald lag Alles in tiefem Schlaf. Man hörte nur die gleichmäßigen Athemzüge der schlafenden Menschen. Aus den benachbarten Ställen tönte dann und wann das Schnauben der Kofse und das Rasselu des Viehs an den Ketten. Sonst war Alles still.

Durch die Fensteröffnungen schaute der Mond und erblickte verwundert einen alten Bekannten, auf dessen Jugendwege er schon freundlich den milden Glanz seiner Strahlen geworfen hatte. Wohl athmete der Schläfer die Luft der Fremde. Aber es war dasselbe Mondlicht, das schon die Wiesen und Wälder seiner Heimath verklärt, und es war derselbe Sternenhimmel, zu dem er schon als Kind träumerisch emporgeblickt hatte.

Um Mitternacht erwachte Walter durch ein huschendes Geräusch und erblickte im Mondlicht eine Wildkaze, die über die Schläfer hinweg in der Richtung zum Fenster sprang. Kaum war er wieder eingeschlafen, als er durch das Geräusch eines Falles und durch leises Stöhnen von Neuem erwachte. Ein alter, nothdürftig bekleideter Mann, der zu seiner Linken ruhte und den der Durst,

denn er litt am Fieber, hinausgetrieben hatte, war auf dem Rückwege zu seiner Lagerstätte ohnmächtig geworden und lang hingestürzt. Er lag röchelnd im Mondlicht da.

Es kostete Mühe, den Alten auf sein Lager zurückzuschaffen, wo er noch lange ächzte und unverständliche Worte murmelte. Es schien Walter unbegreiflich, wie solch' ein kranker und gebrechlicher Greis überhaupt zu schwerer Landarbeit verwendet werden konnte.

Nach dieser zweiten Unterbrechung schloß er fest, bis er am Morgen durch den Vormann geweckt wurde, der ihn nicht gerade sanft mit dem Fuß berührte.

„Steh auf, es ist vier Uhr. Du mußt zwei Mistwagen abladen, die in die Eisenmine bestimmt sind.“

Schnell erhob sich Walter, kleidete sich vollends an und sah sich nach Wasser um, da er sich waschen wollte. Aber wohin das Auge auch blickte, eine Vorrichtung zum Waschen war nirgends bemerkbar. Endlich fand er unterhalb des Stalles einen sumpfigen Teich, über dem dichter, grauer Nebel

lagerte und aus dessen Tiefen das melodische Glucksen und Quaken der Frösche erscholl. Dort wusch er sich und trocknete sich mit dem Taschentuch.

Er hatte sein Gepäck nicht mitgenommen, sondern es in der Obhut des Missionars gelassen. Hier konnte er sich davon überzeugen, daß er wohl daran gethan hatte. Was nicht niet- und nagelfest war, das wurde auf dieser Farm unbedingt gestohlen. Er konnte sich auch bald davon überzeugen, daß die Prozedur des Waschens eine verfrühte gewesen war. Die erste Arbeit, die er in der neuen Welt verrichten mußte, war gerade keine saubere.

Draußen vor dem Stall standen zwei große Wagen, mit Mist beladen. Dieser hatte in der Sonnenhitze tagelang auf dem Wagen gelastet und dampfte ordentlich von der Gluth, die sich dabei entwickelt hatte. Der Mist sollte von den Wagen abgeladen werden, da dieselben in den zur Farm gehörigen Eisenminen gebraucht wurden. Herr Claassen betrieb nämlich außer einer großartigen Tomaten-Kultur auch noch in der

Nähe von Richmond ein ziemlich ergiebiges Eisenbergwerk.

Es kam Walter hart an, die ihm aufgetragene Arbeit zu thun. Pestilenzialischer Gestank stieg ihm in die Nase und seine Sohlen glühten von der Hitze des gährenden Düngers. Aber unverdrossen schaufelte er weiter, bis die beiden Wagen entleert waren. Dann erst setzte er sich zum Frühstück und würgte mit Mühe und Widerwillen etwas Brod und den schlechten, wässerigen Kaffee hinunter.

Die Arbeiter rüsteten sich bereits zur Feldarbeit. Unter der Führung des Bormann's und einiger Untervorleute vertheilten sie sich in Gruppen, je nach der Verwendung, die sie auf den verschiedenen Aekern finden sollten. Eine Abtheilung machte sich mit Schaufeln und Hacken zum Abmarsch in das Bergwerk bereit. Es waren meistens Slovaken, Italiener und Deutsche. Auch bemerkte Walter einige Neger.

Sobald der Morgennebel sich zerstreut hatte, trat auch sogleich die Sonne ihre Herrschaft an. Unerträgliche Gluthitze lagerte auf dem Lande.

Walter, der einem größern Trupp von Arbeitern eingereiht war, hatte nun auf dem Wege zur Arbeit Gelegenheit, die Umgebung zu mustern.

Soweit das Auge blickte, waren nur Tomaten=Plantagen sichtbar, deren abgezirkelte, grüne, quadratische Felder einen unendlich eiförmigen Anblick gewährten. Das Feld, auf dem Walter arbeiten sollte, grenzte westlich an eine schöne Gruppe von Obst- und Kirschbäumen, deren kohlischwarze und weiße Früchte verführerisch leuchteten.

Die Arbeit begann. Sie bestand zuerst im Ausjäten von Unkraut. Die Tomate bedarf zu ihrem Gedeihen einer äußerst sorgfältigen Kultur. Um jede einzelne Pflanze herum mußte das Erdreich sorgfältig gelockert und das Unkraut aufmerksam beseitigt werden.

Die Arbeit wurde lautlos verrichtet. Kein Scherzwort, kein Lachen, kein Pfiff, kein Gesang. Es war die schwüle Ruhe der Sklaven=Arbeit. Die Illusion einer solchen wurde noch dadurch erhöht, daß der Vormann selbst nicht mitarbeitete,

sondern nur die Arbeit beaufsichtigte und die Knechte zu erhöhtem Fleiß antrieb.

Jeder erhielt seine Furche und mußte sich bemühen, mit den Andern zugleich fertig zu werden, damit eine neue Reihe von Furchen in Angriff genommen werden konnte. Die Felder dehnten sich so weit aus, daß es wohl eine Stunde und länger dauerte, bis die Arbeit einer Furchen=Stappe beendet war.

Es mochte neun Uhr geworden sein, und Walter empfand brennenden Durst. Aber es war nirgends ein Tropfen Wasser in der Nähe zu haben. Er beobachtete, daß einige seiner Mitarbeiter Tabak kauten, sei es gegen den Durst, sei es aus Gewohnheit. Alle aber waren leichter und für die Arbeit praktischer gekleidet, als er, der unter der Sonnenhitze bald empfindlich zu leiden begann. Sein enges Schuhwerk, seine knapp sitzende Kleidung und der Derby-Hut, den er trug, waren in der That nicht zur Feldarbeit geeignet.

Neben ihm arbeitete ein Neger, dessen gutmüthig-grinsendes Gesicht ihm schon am Morgen

aufgefallen war. Er bemerkte, daß er von dem Schwarzen beobachtet wurde, und zwar in wohlwollender Absicht. Bald wandte er sich in seinem schlechten Englisch an ihn und fragte ihn, ob er Durst leide. Walter bejahte. Da verschwand er plötzlich und kehrte bald mit einem Krug Trinkwasser zurück. Zwar war das Wasser trübe und auch nicht frisch, doch löschte Walter mit Bier an demselben seinen Durst. Dann dankte er dem Schwarzen. Es fiel ihm wie ein Sonnenstrahl in die Seele, daß unter all den ihn umgebenden Weißen und Stammesangehörigen nur ein verachteter Schwarzer wahre Menschlichkeit besaß.

Zimmer zutraulicher und freundlicher wurde der gute schwarze Bursche. Bald bot er Walter Kautabak an, bald eine Cigarre und endlich verschwand er zum zweiten Mal, um mit einem zerfetzten großen Basthut zurückzukehren, den Walter mit Freuden gegen seinen engen und für die Feldarbeit unpassenden Filzhut vertauschte.

Er bot dem Schwarzen Geld an, um ihm

seine Erkenntlichkeit auszudrücken, was dieser aber entschieden ablehnte.

Da tauchte vor Walter's geistigem Auge in gespenstigen Zügen die Vision der Negerflaverei auf. Er sah die keuchenden, arbeitbeladenen, in der Sonnengluth schier verschmachtenden Schwarzen. Er hörte die Peitschen der Sklavenhalter knallen. Er sah die geschändeten Menschen wie eine Herde Viehs in die Baumwoll-Plantagen treiben. Unheimlich grinsten die schwarzen Gesichter zwischen den schneeigen Flocken der Baumwolle hervor. Zu langen, endlosen Zügen sah er eine Sklavenkaravane sich durch Sonnengluth und brennenden Sand hindurchquälen. Die Führer, mit Peitschen, langen Stäben und Revolvern bewaffnet, sprengen am Zuge auf und ab. Hier kracht ein Revolverschuß und ein Schwarzer, tödtlich ermattet, sinkt unter dem Joch zusammen, einige der mit ihm zusammengebundenen Gefährten mit sich zu Boden reißend. Die Hufe der Kameele schlagen dumpf auf den harten Sand. Peitschenhiebe knallen. Stöhnen, Aechzen, lang hingezogenes Klagegebrüll. — —



Ein tiefer Zorn über die Dummheit und das Vorurtheil der Menschen erfaßte Walter, gleichzeitig tiefe, jubelnde Freude darüber, daß durch Abschaffung der Sklaverei dieser entsetzlichen Schändung der Menschennatur Einhalt geboten werden konnte.

Als zum Mittagessen geläutet wurde und Walter sich aufrichtete, um mit den andern Arbeitern den Weg zur Farm anzutreten, fühlte er so heftige Schmerzen, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Die Arme waren bis über die Ellbogen hinauf von der Sonne gluth geröthet und angeschwollen, ebenso der Nacken. Aber das verdroß ihn nicht. Er fühlte im Gegentheil eine gewisse geheime, wilde Befriedigung dabei. Hundert Mal hatte er sich ausgemalt, wie schwer es ihn ankommen werde, seinen Plan zu verwirklichen, durch Arbeit in alle Schichten der Gesellschaft einzudringen und alle dadurch kennen zu lernen. Es hatte sich in ihm die unerschütterliche Ueberzeugung befestigt, daß die tiefe Kluft zwischen dem bevorzugten und dem arbeitenden Volk auf die gänzliche Unkenntniß

der Seelenzustände eines körperlich hart arbeitenden Menschen zurückzuführen sei, die Ueberzeugung, daß diese Klust dadurch beseitigt werden könne, daß Alle jede Art von Arbeit kennen lernen und jede Art von Noth und Bedürftigkeit.

Zum Mittagessen gab es eine wohllichmeckende Suppe und gekochtes Fleisch von zweifelhafter Qualität. Als Gemüse die obligaten Tomaten, übrigens ein gesundes und wohllichmeckendes Gericht, und schließlich wieder Kaffee, Brod und den unvermeidlichen Syrop.

Gleich nach dem Essen wurde wieder zur Arbeit kommandirt. Wie am Vormittag, so wurde ununterbrochen bis 8 Uhr Abends gearbeitet. Mittlerweile war es Walter gelungen, sich mit seinem schwarzen Leidensgefährten einigermaßen zu verständigen. Derselbe hatte ihm unter Andern mitgetheilt, daß der Monatslohn bei Herrn Claassen 8 Dollars betrage, acht Dollars, Wohnung und Beköstigung: ein für amerikanische Verhältnisse beispiellos niedriger und erbärmlicher Lohn. Walter sah ein, daß er es hier mit einem schamlosen, unbarmherzigen Ausbeuter zu

thun habe, einem solchen von der Sorte, die es darauf abzieht, die frisch eingewanderten Arbeitskräfte schnell zu präoekupiren, bevor sie bessere Anstellung gefunden haben.

Nach dem Abendessen setzte sich Walter, ermüdet und in Gedanken versunken, am Ufer des Teiches hin, lauschte dem Quaken der Frösche und beobachtete, wie sich der Nebel bildete und mit seinen Schleiern Wiesen und Wälder bedeckte. Hinter dem Teich dunkelte ein dichter Laubwald, durchwachsen mit Brombeergebüsch und wirr durchflochten von Schlinggewächsen und wildem Wein, deren grüne Ranken in zierlichen Guirlanden von Baum zu Baum wucherten.

Da sah Walter mit einem Male den Schwarzen neben sich. Er schmauchte sein Pfeifchen. Freundlich grinsend überreichte er Walter eine kurze irische Tonpfeife, die er vorher mit Tabak gefüllt hatte, setzte ein Streichholz in Brand und half die Pfeife entzünden. Obwohl das Kraut scheußlich schmeckte, zwang sich Walter zum Rauchen, um den guten Schwarzen nicht zu beleidigen.

Der Neger plauderte von allem Möglichen, wie es schien, ohne Antwort zu erwarten. Auf der Farm war schon Alles ruhig und in Schlaf versunken. Da wanderten die beiden Freunde durch die mannesshohen Halme des Maisfeldes, dessen weiße Fruchtkolben aus den breiten grünen Blätterbändern hervorschauten.

Mittlerweile war der Mond aufgegangen und die Sterne glitzerten am Himmel. Der Teich, der am Tage wie ein schmutziger Tümpel aussah, prangte nun im silbernen Mondlicht wie ein verschlafenes Räthsel.

Am Ufer des Teiches lag ein alter morscher Kahn. An Stelle des Ruders befand sich darin eine Schaufel. Jack, so hieß der Neger, lud Walter ein, mit ihm in diesen Seelenfänger zu steigen. Er hoffte, auf der kleinen Insel, die sich mitten im Teich erhob und deren Umrisse im Nebel kaum zu erkennen waren, eine Schildkröte aufzustöbern.

Leise glitt der Kahn in den Nebel. In der Mitte des Teiches, bei der Insel, hielt der Schwarze an, und die Beiden stiegen au's Land.

Bald bemerkten sie, auf Manneslänge entfernt, den Kopf einer Schildkröte, die schelmisch im Mondlicht blinzelte. Der Schwarze hielt seinen Athem an und beobachtete das Thier mit scharfen Blicken. Dann holte er weit aus und mit Kühnem Schaufelwurf streckte er das Thier auf den Rücken, daß es ungeberdig im Grase zappelte. Es war ein großes Exemplar und mochte wohl 25 bis 30 Pfund wiegen.

Da brach der Neger in ein helles, silbernes Gelächter aus, dessen Echo im Sternenlicht vom Schlinggewirr des Waldes widerhallte, und schmalzte laut vor Freude.

Die Beiden kehrten dann vergnügt mit ihrem Fange zurück, bargen ihn in einem unbenutzten Brunnen und begaben sich zur Ruhe.

Walter war es wohl und leicht um's Herz. Er fühlte, daß es keinen Unterschied der Nationen gebe, daß der Mensch den Menschen verstehe, gleichgültig, welche Sprache er spricht, und gleichgültig, welche Hautfarbe ihm eigen ist.

Der Erste, der sich ihm hier freundlich genahet hatte, war kein Weißer, sondern ein Neger

gewesen. Seitdem bewahrte Walter für alle Zeit eine herzliche Sympathie für diesen verachteten, verfolgten und so lange mißhandelten Volksstamm. So viel kindliche Gutmüthigkeit, beinahe mütterliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit, so viel unmittelbares Verständniß und harmlose Uneigennützigkeit war ihm bisher im Verkehr mit den Menschen noch nicht begegnet.

So endete der erste Tag, den Walter als Feldarbeiter verbrachte.

So wie am ersten Tage, verfloß ihm während der ganzen ersten Woche die Arbeit. In der zweiten Woche wurde er mit dem ganzen Trupp, dem er zugetheilt war, in das Eisenbergwerk abkommandirt.

Es war kein Bergwerk größeren Styls. Das Erz lag nicht tief in der Erde, sondern konnte leicht, vielfach an der Oberfläche, gewonnen werden. Dennoch kam es Walter hart an, den ganzen Tag mit Hacke und Karren sich an der spröden, harten und schweren Materie abzuarbeiten.

In der zweiten Hälfte der Woche sollte das

gewonnene Erz am Dock in Stapleton in die großen Boote geladen werden, die bestimmt waren, dasselbe in die Hochöfen von Philadelphia zu transportiren. Die Arbeit des Verladens war ein hartes Geschäft für denjenigen, der es nicht gewohnt war. Auf schmalem, schwankem Brett, das vom Dock auf das Lastschiff führte, mußte der schwere Karren mit Erz balancirt werden.

Es passirte Walter zuerst einmal, daß ihm bei dieser Gelegenheit der Karren aus der Hand glitt und mitsammt dem Erz in die Tiefe des Lastschiffes hinunterraffelte. Da erdröhnte schallendes Gelächter im Kreise der Arbeiter. Ein roher Irländer, der schon längst gegen Walter ein feindliches Gefühl zu hegen schien, machte seinem Groll in den gemeinsten und verächtlichsten Reden Luft. Diese Reden gipfelten in der Aufforderung, das Mutterjöhnchen solle nur hingehen und sich einen Brei kochen lassen. Solche Arbeit sei für Männer und nicht für Mädchen in Männerkleidern.

Schweigend setzte Walter seine Arbeit fort

und bemühte sich, so gut er konnte, die zum Gelingen erforderlichen Kunstgriffe sich anzueignen. Er merkte bald, daß es mit der Anspannung der Muskeln nicht gethan sei, sondern daß, neben einer gewissen Stetigkeit und Langsamkeit, bestimmte Kunstgriffe zu beobachten seien. Er überzeigte sich durch Beobachtung davon, daß er, obwohl von geringerer Muskelkraft, als die Andern, dennoch mit größerer Hast und Kraftaufwendung arbeitete, als diese.

Der Glende hielt in seinen Beschimpfungen nicht inne. Er reizte Walter durch rohe Worte und stieß ihm zuletzt mit seinem Karren an die Beine.

Bis dahin hatte der Angegriffene geschwiegen und sich vollkommen passiv verhalten. Nun aber ging mit Blitzesschnelle der Gedanke durch sein Hirn, daß er los schlagen müsse, oder aber fortan die Zielscheibe des Spottes seiner Mitarbeiter sein werde.

Er warf den Karren hin, stürzte auf den baumstarken Irländer los, packte ihn an der Kehle und warf ihn mit einem Griff auf die



harten Eisenerzschollen hin, sodaß der Kopf dumpf niederschlug und der zu Boden Geworfene sofort das Bewußtsein verlor.

Da ging ein Murren durch den Kreis der andern Arbeiter. Zwei oder drei schickten sich an, über Walter herzufallen und die Niederlage ihres Kameraden an ihm zu rächen. Doch da trat ein älterer Arbeiter vor und sagte, kühl und entschieden: „Mann gegen Mann, alles was recht und billig ist; aber nicht wie Hunde auf ein Wild! Wer Lust hat, sich mit dem Deutschen zu messen, der gehe ihm nur zu Leibe. Aber dem Dritten, der sich einmischet, dem blaße ich das Hirn aus dem Schädel.“ —

Da spuckte Einer aus, der Andere kratzte sich hinter dem Ohr und Jeder ging seiner Arbeit nach.

Der Zwischenfall war erledigt, der Ohnmächtige erwacht und mit einem Trunk Lagerbier, aus einer benachbarten Pintenwirthschaft, erquickt worden.

Walter ging an die Arbeit, still und bescheiden, aber fest entschlossen, jeden weiteren

Angriff mit derselben Rücksichtslosigkeit und Entschiedenheit abzuwehren. Der Irländer dachte aber an keinen weitem Streit, sondern bot dem Sieger, am Abend beim Heimgang von der Arbeit, Kautabak an. Auch zahlte er ein Glas Lagerbier.

So hatte Walter die werthvolle Erfahrung für's Leben gemacht, daß das Volk Denjenigen verachtet, der sich von ihm maltraitiren läßt.

So flossen Walter die Tage und Wochen in anstrengender, wenig abwechslungsreicher Arbeit dahin. Am genußreichsten waren ihm die Sonntage, die er zu Streifzügen kreuz und quer durch die Insel benutzte. Am liebsten wanderte er an der Küste, indem er sein Auge am Anblick der Großartigkeit des Meeres erquickte. Dabei entstanden wieder kleine Zeichnungen, Bilder des Meeres, der sandigen Küste, segelnder Schiffe am Horizont, starrender Felsenriffe. Aber seine dürstende Seele lechzte nach Farbe. So begann er mit Hülfe eines kleinen primitiven Malkastens, den er immer in der Tasche trug, Aquarellbildchen zu malen, deren tiefe Bläue sehnsüchtiges

Nachfühlen der Meeresfarbe ausdrückte. Er hatte sich durch fleißiges Zeichnen im Lauf der Jahre eine gewisse liederlich-geniale Technik angeeignet, die indessen den reinen und großartigen Linien der ihn umgehenden, farbenglühenden Natur gegenüber versagte. So stand er im Banne des demüthigenden Gefühls des Unvermögens. Instinktmäßig suchte er den Mangel tüchtiger Ausbildung in der einen Kunst durch Heranziehung der anderen Künste auszugleichen. So dichtete er kleine, rein beschreibende Landschaftslieder und pfiff und sang die Melodien seines Herzens auf den Ocean hinaus, der sie mitleidig verschluckte. Er fühlte die Unzulänglichkeit dieser Art Universalkunst und ahnte vielleicht auch schon die hilflose Idealität der Universalkunst überhaupt, die ihm, aus eigener Anschauung, als die Ausflucht des Dilettantenthums erschien.

Auf einem seiner Spaziergänge gelangte er an die südliche Spitze der Insel und von dort mit dem Schiff an die Klüste von New Jersey.

Am Ufer leuchteten im Sonnenglanz hoch aufgeschichtet ganze Haufen weißgebleichter Au-

sternschaalen und kündigten das Fischerdorf Berth-Amboyn an. Dort stärkte sich Walter im Hause eines gastfreundlichen Mustersfishers und marschirte dann auf dem harten, von der Fluth gefestigten Sande des Meeresufers südwärts weiter.

Es war ein herrlicher Abend. Das Meer lag glatt da wie ein Spiegel. In weiter Ferne leuchtete hier und da gleich den Flügeln einer Möve ein schneeweißes Segel auf der indigo-blauen Meeresfläche. Es war die Zeit der Ebbe.

In entzücktes Staunen versunken, streckte Walter sich nieder auf den Sand, um ruhig daliegend den Sonnenuntergang zu erwarten.

Neben ihm lagen zerstreut röthlich angehauchte, riesige Muscheln, im Innern von der zart-warmen Farbe der Wange eines Kindes. Legt man sein Ohr an solche Muscheln, so hört man den ewigen Heimweh-Gesang des Meeres.

Da lagen auch bunt durcheinander Skelette von Meersspinnen, Krabben und Seeigeln, dazwischen allerlei Tang und Reste havanesischer Matten: das Spielzeug des Oceans, dieses großen, eigenwilligen Kindes.

Gerade vor sich, einige Manneslängen vom Ufer entfernt, sah Walter ein kleines, leeres Boot dahintreiben. Wie eine dunkle Silhouette hob es sich von der glühenden Abendröthe, in die der Horizont getaucht war, ab. Es schien, als wenn das Boot in das Abendroth lautlos hineinglitt.

Dieser Anblick erweckte in der Seele Walters eine herzbezwingende Sehnsucht. Es war ein heiliger Schauer, unendliches, tiefes Sehnen, schmerzliches Entsagen, hell aufjubelnde Hoffnung.

Und der junge, eingebilddete Heide fragte sich: Sollen solch köstliche Bilder dem Menschen-Auge wirklich nur taschenpielerisch vorgezaubert werden, um mit sinkendem Augenlid spurlos in ewige Nacht zu versinken? Sollte dieses tiefe Sehnen nach Friede, Freude und Schönheit wirklich ewig ungestillt bleiben? Ist nicht die Welt geschaffen, um immerdar von Kindern des Lichts, spielend mit den Farben, Tönen und Träumen, geschaut zu werden? Ist nicht das Schauen, das ewige Schauen, der Sinn der Schöpfung, die sich spiegelt in der zitternden Seele, weil sie nach Wachsein lechzt?

Diese Gedanken leiteten Walter auf das Geheimniß der Kunst in ihrem Verhältniß zur Natur. Daß die Natur das Objekt der Kunst und als sichtbare Manifestation des ewigen Geistes im höchsten Grade ehrwürdig sei, erschien ihm gewiß. Das Höchste aber, so zwang ihn die erfaßte Idee zu schlußfolgern, ist nicht die Natur, sondern der Geist, der sie originär erschafft, sowie in zweiter Linie der Geist, der sie begreift, sie erkennt, sich ihrer freut, sie in sich reproduziert und dadurch verklärt und der ursprünglichen Quelle, dem Rein-Geistigen, näher bringt. Das Naturbild des träumerischen Dichtergeistes, so sagte er sich, muß dem Urbild geistigen Lebens und geistiger Wahrheit ähnlicher und verwandter sein, als die Natur selbst. Dieser Gedanke eröffnete ihm eine große Perspektive: Die Träume Gottes, das Dämmerleben der schöpferischen Urkraft, werden spontan Natur. Als solche sind sie äußere Manifestationen Gottes und an sich unbewußt, geistlos. Im Menschen, besonders im Philosophen und Künstler, beugt das Außere zum Inneren, die Natur zum Geiste zurück und erkennt sich

selbst voll freudigen Schauers in seinem Ursprunge.

Ist es nicht, so träumte Walter, als wenn sich eine schöne Landschaft bewußt in einem spiegelklaren See wieder spiegeln würde? Der Geist wird Natur und die Natur wieder, unter qualvollem Ringen, Geist. So stellte sich ihm der große Rhythmus göttlichen Lebens dar, die Circulation des Geistes in der Welt. Er erkannte, daß die Kunst deswegen über der Natur stehe, weil sie dieselbe dem Geiste näher bringe. Im Widerspruch zur naturalistischen Meinung schien ihm die Phantasie des echten Künstlers nicht nur ein mechanischer Spiegel für die Natur zu sein, vielmehr das Abbild der schöpferischen Urkraft selbst, und zwar in ihrem Zeugungs- oder Schöpfungs-Prozeß. Die Kunst schien ihm dadurch an Größe und Ehrwürdigkeit zu gewinnen, daß er sie nicht nur als die höchste Blüthe der Natur erkannte, sondern als das Prototyp der schöpferischen Urkraft selbst, die die Natur erst erschafft. In die Höhe dieser Anschauung gerückt, sah er das Kunstwerk nicht mehr als nackte Natur,

sondern als Geistwesen, den Künstler aber, der naiv so verfährt, wie der Urschöpfer, oder doch nach dem gleichen Prinzip im Kleinen, als die große Brücke der Natur zum Geiste. Die Kunst als Menschöpfung, die Natur aber als das Material des schöpferischen Geistes: So löste sich ihm das Räthsel des Verhältnisses beider zu einander.

Ruhig und wie träumend lag der Ocean im Sonnenglanze da. Und wie der Kahn, der leise vom Ufer abtrieb, glitzernde Spuren hinter sich zurücklassend, beinahe dem Auge entschwunden war, da malte sich im Geiste des Sehenden ein Traum.

Er sah das Boot in's Abendroth hinausgleiten, er begleitete es auf seiner einsamen Fahrt bis an das Ufer einer Wunderinsel, die aus dem Meere in räthselhafter Schönheit emporspross, an deren Gestade die Palmbäume zum Himmel anfragten. Und er sah reife Bananen und Gold-Orangen sich in der weichen Luft des Südens schaukeln und bunte Falter, mit großen Seidenflügeln die duftige Luft fächelnd, über phantastische Blumenkelche dahinschweben. Und ein betäubend süßer Duft von Orchideen erfüllte die Insel.



Ihn erfüllte mit der ganzen verlockenden Gewalt der Kindesrausch des Paradieses, jener Traum, den die ganze Menschheit träumt, der sich in den altheidnischen Gesängen der Iren und Bretonen so gut wie in der modernen Dichtung findet.

Und Walter fragte sich abermals: Sollte nicht ein Hauch von Wahrheit liegen in dem, was der poetische Geist vieler Jahrhunderte als ewig Lebendiges erfährt? Sollte die räthselhafte Sehnsucht der Sonnenkinder wirklich nur das Heimweh nach einer verlorenen, schöneren Welt sein?

Und mit der Frage der Unsterblichkeit regte sich in Walter auch wieder die Frage, die ihn seit frühester Kindheit beschäftigt hatte, über die der Knabe gegrübelt und der Jüngling philosophirt hatte: die Frage über das Wesen Gottes.

Glaubte Walter an Gott? Er wußte es selbst nicht. Jedenfalls nicht in Weise der Theologen. Gott war ihm nicht ein grollender, jüdischer Mann mit Gedanken der Zucht und Rache. In seinen Träumen stellte er sich ihn zuweilen als

eine heitere, schöne, verklärte Jünglingsgestalt im Centrum der Sonne aller Sonnen vor, Liebe und Wärme aus goldener Schale ausgießend auf das ewige All, so daß Welten wie Blumen im Aether erblühen und Thiergeschlechter und Völker wie lebende Traumbilder wachsen, wandeln und vergehen. Und der nackte Gott-Jüngling lächelt. Er will, daß die Menschen lächeln, daß Heiterkeit, diese gute Luft des freien und gebildeten Geistes, die Herzen erfülle, und daß sich die Henker und Blutdürstigen und Richter seitwärts zu den Thieren schlagen. Er will, daß sich die Menschen lieben, weil die Sonne warm ist und die Leiber und die Seelen. Er will, daß sich die Dichtkinder umschlingen und lächeln und träumen. Er will nicht den Rauch der Städte und verhungerte Kinder und bleiche Frauen und erbitterte Männer mit Waffen des Wahnsinns, er will den ewigen Sabbath, keusche Bluth und Reinheit des Herzens. Er will den Feierabend, wo sich die Hände auf blonde und braune Scheitel legen und der Schall gedämpfter Küsse das leuchtende, blühende Land erfüllt. Nein, Gott ist kein Pol-

terer und Schullehrer, Gott ist ein heiterer Geist, der uns auch den Schmerz, den Tod und die Verwesung sendet zum Lächeln. Zum Lächeln. Denn Gott ist ein schöner, nackter Jüngling, glühend, feusch, lichtathmend, aus ewigen Träumen Welten, Schicksale und Abschiede gebärend, lachend und weinend, damit wir lachen und weinen, ein Gott ohne Absicht und darum ein Gott des Geistes, der Unbefangenheit und Kunst.

Und Walter haßte die kleinen Henker und Blutdürstigen und Richter, ihre Satzungen und die Statuten ihrer gottlosen Dummheit.

Der Mond stand schon am Himmel und die Sterne glitzerten, als Walter in Richmond eintraf.

Die ganze Farm lag in tiefem Schlaf. Nur aus dem Teiche tönte das monotone Quaken der Frösche und aus der Ferne schallte gedämpftes Hundegebell.

Als Walter sich niederlegte, nahm er sich vor, am nächsten Morgen Urlaub zu nehmen, um nach New York zu fahren. Er wollte seinem Koffer, der sich im evangelischen Fremdenasyl in Verwahrung befand, einige nothwendige Effekten

entnehmen. Auch regte sich in ihm eine gewisse Neugier, zu erfahren, was mittlerweile aus dem Baron geworden sei.

Am Morgen, als der Vormann den Schlafstall betrat, um die Arbeiter zu wecken, bat Walter um Urlaub. Derselbe wurde ihm gewährt. Er begab sich mit dem nächsten Zuge nach Stapleton und von dort mit dem Ferry-Boot nach New York. Von Neuem genoß er die Großartigkeit des Anblicks der New Yorker Hafen-Einfahrt und vergegenwärtigte sich dabei den Morgen seiner Ankunft in der neuen Welt.

Als Walter im evangelischen Fremdenasyl anlangte, befand sich Herr Borkemann mit seinen Opferlämmern gerade wieder beim Choral. Nach Beendigung des Gottesdienstes, der in so wunderbarer Weise seinen Geschäftsinteressen diente, trat der Missionar in's Empfangszimmer und bemerkte Walter dort. Mit dem Ausdruck wirklichen Interesses eilte er auf ihn zu, fixirte ihn scharf und erkundigte sich in salbungsvollen und theilnehmenden Worten nach den ersten Schicksalen seines Gastes. Als er hörte, wo sich Walter

verdingt und wo er bisher gearbeitet hatte, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und lamentirte laut über die furchtbare Ausbeutung der Arbeiter auf dieser Farm. Walter, so meinte er, hätte eine bessere Stellung in New York erhalten können, und es sei sehr unvernünftig gewesen, im Besitz von Baarmitteln eine so anstrengende und wenig lohnende Stellung anzutreten.

Walter widersprach dem guten Manne nicht und ließ ihn ruhig schwagen. Dann äußerte er den Wunsch, seinen Koffer aufzuschließen, da er einige Gegenstände, besonders Wäsche, brauchte.

Während er sich am Koffer zu schaffen machte, erkundigte er sich nach dem Schicksal des Barons. Dieser hatte in der gleichen Zeit ungefähr 60 Dollars Schulden gemacht, den größten Theil seiner Effekten versezt und verkauft und war schließlich in einem Restaurant niederer Gattung als Kellnergehülfe engagiert worden. Als solcher hatte er Teller zu waschen, Gläser zu spülen und den Kellnern beim Bedienen zu helfen. Ein solcher Kellnergehülfe wird in Amerika „Dumibus“ genannt.

Es interessirte Walter, den Baron in seiner neuen beruflichen Thätigkeit zu beobachten. Er erbat sich daher die Adresse des Wirthshauses, das Herrn Borkemann bekannt war. Es war eine gewöhnliche Bierwirthschaft an der Bowery.

Nachdem Walter die nöthigen Effekten herausgesucht und zusammengelegt hatte, um sie bei der Rückkehr nach Staten Island mitzunehmen, begab er sich auf die Suche nach dieser Wirthschaft. Er hatte sie auch bald gefunden. Das Erste, was ihm auffiel, als er den „Beerjaloön“ betrat, war der Baron, der in Frack und weißer Schürze, eine Serviette nachlässig in der linken Hand, ein paar gefüllte Biergläser in der rechten, mit tänzelnden Bewegungen die Wirthstische umkreiste. Er hatte sich der neuen Stellung bereits so vollkommen akkomodirt, daß er einen obligaten Kellnerschittel trug. Walter machte in diesem Augenblick die Wahrnehmung, daß der Baron sich eigentlich durch nichts in seinem Außern von einem veritabeln Kellner unterscheidet.

Sobald er Walter erkannt hatte, eilte er sofort auf ihn zu und begrüßte ihn mit großer

Herzlichkeit. Dann erging er sich, nicht ohne Wichtigthuerei, über die Bedeutung und Verantwortlichkeit seiner neuen Stellung, mit der er augenscheinlich sehr zufrieden war. Es schien nur der Form wegen zu sein, daß er unter Hinweis auf seine früheren noblen Passionen und seine aristokratische Abstammung von der Anstößigkeit des Kellnerberufes sprach.

Walter beruhigte ihn mit der Bemerkung, daß er allen Grund habe zufrieden zu sein, da es jedenfalls die erste vernünftige Beschäftigung sei, mit der er sich bisher abgegeben habe. Der Baron lächelte blöde zu dieser Malice, nestelte an seiner weißen, übrigens nicht ganz sauberen Cravatte und trank einen „Schooner“ Bier auf einen Ruck hinunter. Auch brachte er Walter ein eben solches Glas Bier.

Hierauf erkundigte er sich nach Walter's Schicksalen und war sehr erstaunt, zu hören, daß sich dieser als Knecht auf einer Farm für 8 Dollars im Monat verdingt habe.

„So viel verdiene ich in der Woche allein an Trinkgeldern“, bemerkte er nicht ohne Stolz.

„Aber es sind eben Trinkgelder, mein lieber Baron, und es ist nicht Jedermann's Sache, Trinkgelder anzunehmen. Ich für meine Person ziehe 8 Dollars im Monat an Gehalt jedem Trinkgeld, und sei es noch so hoch, vor“, erwiderte Walter.

Der Baron schien sich übrigens sehr gut in die neuen Verhältnisse eingelebt zu haben. Er mischte schon mit mehr oder weniger Geschick englische Brocken in sein Deutsch, sprach mit großer Sicherheit und Sachkenntniß von den „amerikanischen Verhältnissen“ und gerirte sich überhaupt wie ein Mann, der Jahrzehnte lang in der neuen Welt gelebt hat.

Da wurde er vom Oberkellner abgerufen, der ihn grob anschauzte und etwas von „Esel“ und „Gläserschwanken“ verlauten ließ. Der Baron schien sich in seiner freiherrlichen Würde dadurch keineswegs gekränkt zu fühlen. Er tänzelte mit eleganten Schritten in die Küche, während Walter sein Bier austrank.

Er fing an, über das Schicksal seines Reisegefährten zu grübeln. Herr von Memmendorf,



einer uralten, reichsfreiherrlichen Familie entstammend, war im Cadetten-Corps erzogen worden und hatte es bis zum Lieutenant gebracht. Als solcher hatte er Schulden gemacht, gekneipt, Karten gespielt und war den Weibern nachgelaufen, wie hundert andere seines Standes.

Nun war er zum ersten Mal im Leben gezwungen, eine vernünftige, anständige und praktische Beschäftigung zu ergreifen. Da stellte es sich heraus, daß er gerade zum Kellner gut genug war.

Wie viele der vornehmen und eleganten Herren, so dachte Walter, die sich in der alten Welt in Offiziers-Uniformen bewegen, würden, wie Herr von Memmendorf, bald im Kellnerfrack zu sehen sein, wenn die Welt einmal so anmaßend wäre, nützliche Arbeit von ihnen zu verlangen.

Walter rüstete sich schon zum Aufbruch, als der Baron nochmals an seinen Tisch trat und sich mit Protektor-Miene danach erkundigte, ob Walter, dem er circa 15 Dollars schuldete, denn kein Geld mehr gehabt habe, da er sich zu

einer so niederen Stellung entschließen konnte. Wenn dies der Fall sei, so wolle er, der Baron, gern seinen ganzen Einfluß anbieten, um ihm ebenfalls einen guten Posten als „*Omnibus*“ zu verschaffen. Seine Verpflichtungen erwähnte er mit keinem Wort. Als Mann von Bedeutung fühlte er sich über derlei Kleinigkeiten erhaben.

Dagegen wollte er es durchaus nicht dulden, daß Walter sein Glas Bier bezahle. Daß er damit aus anderer Leute Haut Riemen schneide, dieser Gedanke schien ihm fremd zu sein.

Walter legte sein Geldstück auf den Tisch und verabschiedete sich, während der Baron vor sich hermurmelte, daß ein Glas Bier zu spendiren doch ein selbstverständliches Gebot der Freundschaft sei.

Walter hatte noch einen anderen Besuch abzustatten. Es war ihm in der alten Heimath ein Auftrag zu Theil geworden, dessen er sich entledigen wollte.

Ein Landsmann aus guter Familie, der sich in der Heimath Klassen-Defraudationen hatte zu

Schulden kommen lassen, lebte in New York und hatte dort eine Anstellung.

Die alte, tief bekümmerte Mutter, die davon Kenntniß hatte, daß Walter nach Amerika reisen wolle, hatte ihm für den verlorenen Sohn einen Brief und einige kleine Geschenke mitgegeben, einen silbernen Becher, das Pathengeschenk des Knaben, ein Buch und andere Kleinigkeiten.

Nun wollte Walter diesen Mann auffuchen, ihm die Grüße der Mutter und die Geschenke zu überbringen. Er wußte, daß der Flüchtige unter falschem Namen in New York lebte und die Stellung eines Bibliothekars der amerikanischen historischen Gesellschaft inne hatte.

Er bestieg die Pferdebahn, um den Unbekannten aufzusuchen. Der Wagen war gepfropft voll Menschen, meistens Damen. Walter machte hier die für ihn überraschende Bemerkung, daß die Frauen in New York Gegenstand eines übertriebenen Höflichkeitskultus seien. Bitternde, gebrechliche Greise erhoben sich von ihren Plätzen, sobald ein kaum der Ruthe entwachsenenes Backfischchen in den Wagen stieg und mit herausfordernden Blicken nach einem leeren Platze suchte.

Dieser extravagante Cultus des Weibes erschien Walter widerwärtig. In einem Lande, so dachte er, in dem sich die Greise vor jungen Mädchen erniedrigen, die kaum die Kinderstube ausgetreten haben, genießt das Weib keine Achtung in höherem Sinne.

An der Ecke der \* Street hielt der Wagen und mit 10 Schritten hatte Walter das Gebäude der amerikanischen historischen Gesellschaft erreicht. Das elegante Braunsteinhaus kennzeichnete sich als historisches Institut schon dadurch, daß über den Eingang die sitzende Elia mit der goldenen Tafel angebracht war.

Walter läutete. Ein Negor öffnete ihm die Thür und fragte nach seinem Begehr. Walter nannte seinen Namen und sprach den Wunsch aus, Herrn von Schollenbach zu sprechen. Das war der Name, den der Flüchtling angenommen hatte.

Der Negor führte Walter in ein elegantes Empfangszimmer, wo er ungefähr eine Viertelstunde warten mußte, bis er auf einer mit schweren, kostbaren Teppichen belegten Treppe

in die Säle des ersten Stockes hinausgeführt wurde.

Da sah er an einem Tische sitzend eine hagere Gestalt. Das war Schollenbach. Der Kopf des Mannes war interessant. Eine raubvogelartige, gewaltige Nase saß in einem fein geschnittenen, von dünnem blondem Bart umrahmten, abgemagerten und verwitterten Gesicht. Schene, ruheloße Augen blickten dem Eintretenden entgegen.

„Was ist Ihr Begehr?“ so wurde Walter, etwas barsch, angeredet.

„Ich komme direkt aus unserer gemeinsamen Heimath und habe Ihnen einen Brief Ihrer Mutter und einige Geschenke zu übergeben“, erwiederte Walter.

Fliegende Röthe schoß in das Gesicht des sonst fahlblaffen Mannes. Er mochte sich an das Ereigniß erinnern, das ihn genöthigt hatte, die Heimath zu verlassen.

Sehr bald hatte er seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Mit höflicher und eleganter Handbewegung lud er Walter ein, am Tische

Platz zu nehmen. In kühler und verbindlicher Weise erkundigte er sich nach den Verhältnissen der Heimath und nach dem Befinden der Mutter. Erst als ihm der Brief und das Paquet mit den für ihn bestimmten Gegenständen eingehändigt worden war, äußerte er ein erhöhtes Interesse.

Mit zitternden Händen erbrach er den Brief und las denselben sofort flüchtig durch. Seine Stirn unnwölkte sich dabei und es war, als unterdrücke er einen Seufzer. Dann öffnete er das Paquet, aus dem er den kleinen silbernen, im Innern vergoldeten Becher entnahm. Liebkosend ließ er ihn aus einer Hand in die andere gleiten. Sein Gesicht hatte dabei einen sinnenden und träumerischen Ausdruck.

Ohne Vermittlung ging er auf Walter's Anwesenheit in New York über und legte ein großes Interesse daran an den Tag, was seinen jungen Landsmann in die neue Welt geführt hatte. Mit leichtem, ironischem Lächeln ließ sich der elegante Weltmann erzählen, was Walter für Pläne und was für Schicksale er bisher gehabt habe.

„Sie gehen andere Wege wie ich“, bemerkte er. „Sie suchen sich Ihren Pfad durch das Dickicht selbst und es muß gesagt werden, daß Sie nicht den bequemsten gewählt haben. Mich begünstigte ein glücklicher Zufall gleich am ersten Tage meiner Anwesenheit in New York. Schon nach einer Woche bekleidete ich eine bevorzugte Stellung. Durch die Taktlosigkeit und Unvorsichtigkeit eines Landsmannes — hier schoß ein drohender Blick auf Walter — büßte ich diese Stellung ein und habe als Bibliothekar der amerikanischen historischen Gesellschaft nun einen bescheidenen Ersatz dafür gefunden.

„Ich brauche Sie, mein verehrter Herr Wendrich, wohl nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß ich hier von Schollenbach heiße und daß Niemand zu wissen braucht, woher ich komme, woher ich stamme und welches meine Antecedentien sind. Wollen Sie diskret und taktvoll sein, so dürfen Sie meiner Unterstützung sich versichert halten. Im anderen Falle ist es besser, wenn unsere Wege sich nicht wieder berühren.“

Walter betrachtete den Mann mit prüfendem und kaltem Blick und erwiderte ruhig:

„Es bedurfte Ihrer Drohung nicht, Herr von Schollenbach. Ich gehöre nicht zu jenen Pharisäern, die sich täglich und stündlich an die Brust schlagen mit den Worten: „„Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie Jener.““ „Ich kenne zwar Ihre Vorgeschichte, enthalte mich aber jedes Urtheils über dieselbe und nehme auch kein weiteres Interesse an ihr. Ich würde Ihnen keinen Besuch gemacht haben, wenn ich mich nicht eines Auftrages Ihrer Frau Mutter zu entledigen gehabt hätte, die Werth darauf zu legen schien, daß ich Ihnen persönlich ihre Grüße überbringe. Ihre Hülfe und Unterstützung brauche ich nicht. Es wird mich aber freuen, Ihnen dann und wann zu begegnen.“

Ein erstaunter, prüfender und beinahe theilnahmsvoller Blick streifte Walter. Die Beiden fühlten in diesem Augenblick, daß sie niemals Freunde werden würden, empfanden aber gleichzeitig ein lebhaftes Interesse für einander.

Herr von Schollenbach lud Walter in verbindlicher Weise ein, am Abend ein Theater mit ihm zu besuchen. Er sei Musik- und Theater-



Referent bedeutender New Yorker Zeitungen und besitze in dieser Eigenschaft Freikarten für fast alle Theater.

Walter lehnte dankend ab, da er dem Manne nicht gern verpflichtet sein wollte. Nach einigen höflichen Worten trennten sie sich und Walter kehrte in das evangelische Fremden-Asyl zurück.

Dort traf er den Missionar im Kreise seiner Pflegesöhne, eine lange Pfeife rauchend und sich in den gewohnten salbungsvollen Phrasen ergehend.

„Nun, mein lieber, junger Freund, was beabsichtigen Sie zu thun? Wollen Sie wirklich wieder in das Elend des Farmlebens zurückkehren, oder halten Sie es nicht doch für richtiger, einen Platz in New York zu suchen, wobei ich Ihnen von Herzen gern behülflich sein möchte? Es würde mich freuen, Sie in diesem Falle in meinem bescheidenen Hause beherbergen zu dürfen. Zimmer und Pension kosten nur einen Dollar pro Tag.“

Walter antwortete ablehnend und ausweichend. Wußte er doch, daß der biedere Gottesmann kein

uneigennütziges Interesse an ihm nahm, sondern nur darauf bedacht war, ihn gleich den Andern auszubenten.

Alles, was Walter bisher in der neuen Welt erfahren hatte, den braven Neger ausgenommen, war dazu angethan, seinen Glauben an das Wohlwollen und die Uneigennützigkeit der Menschen zu erschüttern. Von Natur gutmüthig und von unbegrenztem Optimismus in der Beurtheilung der Menschen, hatten ihm die wenigen Wochen des Aufenthaltes in Amerika die Augen darüber geöffnet, daß es in der großen Welt nicht die Liebe, sondern vorzugsweise das Interesse sei, was die Menschen an einander bindet. Daß der Mangel an Liebe die Hauptursache aller sozialen Schäden sei, darüber war sich Walter in kurzer Zeit klar geworden.

So ergriff er sein Bündel, verabschiedete sich kurz und begab sich direkt zum Landungsplatz der Staten-Island-Ferry-Boot-Linie. Er kam gerade noch zur rechten Zeit, um das letzte Schiff nach Staten-Island benutzen zu können. Zu später Nacht traf er in Richmond ein.

Am andern Morgen begann wieder die harte, durch die glühende Hitze, die zu jener Zeit herrschte, erschwerte Arbeit. Schon während der Vormittags-Arbeit bemerkte Walter, daß in einem kleinen Kreise von Arbeitsgenossen etwas Besonderes vorging. Gleich nach dem Mittagessen wurde er in's Geheimniß gezogen.

Der zweite Vormann, ein Genfer Arzt, der, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, zum Ackernecht geworden war, da er nicht einmal eine Stelle als Krankenwärter finden konnte, ein Münchner, guter Leute Kind, und noch einige andere entgleiste Existenzen, die sich schon längst auf der Farm nicht wohl fühlten, hatten den Entschluß gefaßt, ohne Kündigung „durchzugehen“.

Walter wurde in dieses Komplott eingeweiht und erklärte sich bereit, mitzumachen. Der Vorsicht halber erkundigte er sich aber, ob irgend ein Ersatz für die preisgegebene Arbeit in Aussicht stehe. Da erwies es sich, daß Alles weislich vorbereitet und erwogen worden war.

Der Vormann und der Münchner waren früher schon in Brooklyn bei einem sogenannten

Knopfmaler in Arbeit gestanden und kannten das Geschäft. Wegen der großen Hitze in der Stadt hatte der Prinzipal dieses Knopfmaler-Geschäfts, Herr Ludwig Brahm, die romantische Idee gehabt, für den Sommer auf die Insel Staten=Island überzusiedeln, um dort hübsch lustig im Grünen seine nutzbringende Thätigkeit fortzusetzen.

Zu diesem Zweck hatte er, einige Stunden von Richmond entfernt, ein altes, verfallenes Gebäude für die Zeit des Sommers gemiethet. Dieses Haus, mitten auf einem ganz mit dichtem Buchengrün bewachsenen Hügel, war ursprünglich ein Kloster gewesen, dann hatte es als Vergnügungsort und Restauration gedient und war zuletzt eine Mädchenschule gewesen.

In diesem romantischen Steingemäuer hauste nun der wackere Herr Brahm mit seinen Arbeitern und malte unverdrossen mit den schönsten und buntesten Lackfarben Blumen, Arabesken, Vögel und Gott weiß was für Herrlichkeiten auf Perlmutter- und andere Knöpfe. Diese bemalten Knöpfe waren damals ein sehr gesuchter Damen-Mode-Artikel und wurden gut bezahlt.

All diese Dinge wurden Walter feierlichst mitgetheilt und er selbst eingeladen, am Abend desselben Tages im Schutze der Dunkelheit die gastliche Farm des Herrn Claassen zu verlassen.

Walter glaubte einige Einwendungen und Bedenken erheben zu müssen: er habe noch nie mit Lackfarben gemalt, weder auf Knöpfe, noch auf sonst was. Es sei mehr als fraglich, ob Herr Brahm ihn überhaupt werden brauchen können.

Diese Einwendungen wurden aber sofort mit überlegenem, ironischem Lächeln zurückgewiesen. Von all den Arbeitern Brahm's sei kein einziger Maler von Profession. Es seien darunter bankerotte Kaufleute, Lehrer, ein Arzt, ein früherer österreichischer Offizier, einem der ältesten österreichischen Grafengeschlechter angehörig u. s. w. Maler seien keine darunter; es sei auch gar nicht nöthig, da Alles meist rein schablonenmäßig von Statten gehe.

Unter solchen Umständen erklärte sich Walter einverstanden. Er hatte bei Herrn Claassen genug gelernt und war der harten Arbeit bei ungenügender Bezahlung müde. Auch folgte er

gern dem geheimnißvollen Triebe, sich von den Verhältnissen widerstandslos schieben, sie an sich herantreten zu lassen.

Den Tag über wurde noch mit heuchlerischem Fleiß gearbeitet. Da aber der zweite Vormann der Führer des Complots war und gerade er die Arbeit zu beaufsichtigen hatte, so brauchte sich an diesem Tage von den Betheiligten Niemand mit Arbeit wehe zu thun.

Nach Feierabend schnürten die Verbündeten ihre Bündel. Es kann nicht behauptet werden, daß dieselben sehr schwer waren.

Es war Nacht geworden. Mit der Speculation auf die Dunkelheit war es aber nichts; denn der Mond stand groß und heiter am Himmel. In seinem Lichte schwamm die ganze in Thau und Nebel ruhende Insel.

Einzelnen verließen die Flüchtlinge den in tiefem Schlaf liegenden Farmhof, um in dem nahen Gebüsch hinter dem Teiche zusammenzutreffen, und dann gemeinschaftlich den Weg zur Knopfmalerburg anzutreten.

Lautes Froschgequak tönte aus dem Teich,

der im hellen Mondlicht silbern träumte. Wolken jüngerer Mosquitos schwärzten um das Brombeergebüsch und die athmenden Seerosen. Hin und wieder ein Glucksen im Wasser, von springenden Ochsenfröschen und leise rudenden Schildkröten.

Walter dachte mit Wehmuth an das Jagdvergnügen, dem er in Gesellschaft seines guten schwarzen Freundes auf diesem Teich obgelegen hatte. Es that ihm im Herzen weh, daß er sich von dem guten Burschen nicht hatte verabschieden können.

Bald waren die jungen Leute unter Führung ihres Anstifters auf der Landstraße angelangt. Man konnte in der lautlosen Nacht deutlich die rüstigen Schritte der Fliehenden auf dem harten, durch einen leichten Regen befeuchteten Boden hören.

In der Mitte des Weges, an der Straßenkreuzung, fanden sie ein Wirthshaus offen, das mit seinen durch Weinlaub blickenden, erleuchteten Fenstern still im Mondnebel dalag. Sie tranken einige Flaschen Bier, rauchten Cigaretten

und sprachen ihre Befriedigung darüber aus, daß sie dem Sklavenhalter glücklich entronnen waren.

Walter war es dabei zu Muth, als ginge ihn das Alles eigentlich gar nichts an, als sei er nur ein unbetheiligter Zuschauer, der die Ereignisse und Dinge an sich vorüberfließen läßt, nicht um sich in sie zu mischen, sondern nur um ruhig zu beschauen. Seine Seele wanderte in der weiten Welt.

Dann ging es schnellen Schrittes in der Richtung zum erstrebten Ziel. Der Vor- mann kannte den Weg dorthin, da er bereits Tags zuvor mit dem Knopfmalerprinzipal über die Sache verhandelt hatte.

Es war schon ziemlich spät, als die Aus- reißer am Bestimmungsort anlangten. Alles lag schon in festem Schlaf. Herr Brahm, der seine neuen Arbeiter an diesem Abend noch nicht erwartet hatte, erschien in leichtem Nachtgewand, um den Ankömmlingen ihre Wohnstuben anzu- weisen.

Eigentlich war es nur eine Wohnstube, um die es sich für diesen Abend handelte. Es war



ein großes verfallenes Gemach zu ebener Erde, zunächst bei der Eingangsthür. Rechts in der Ecke erhob sich ein großer Kachelofen, der, nach den darauf angebrachten Verzierungen und Malereien zu schließen, bessere Tage erlebt haben mochte.

Die Wände waren wohl seit Jahrzehnten nicht mehr geweißt worden und waren schwarz und mit Spinnweben vollkommen bedeckt. Der Boden, aus einem verfallenen Backsteinmosaik bestehend, zeigte klaffende Risse, Senkungen und Löcher, vor denen man sich in Acht nehmen mußte, um so mehr, als die Stube nur spärlich durch das bescheidene Endchen einer Stearinkerze erleuchtet war. Außer dem alten Ofen, dem Schmutz und den Spinnweben war nichts bemerkbar, was auf Comfort schließen ließ.

In diesem Saal, wie Herr Brahm das Zimmer schönfärberisch bezeichnete, sollten es sich die Gäste bequem machen. Dies geschah nun auf verschiedene Weise.

Der Ervormann und Häuptling legte sich ohne viel Umstände, so wie er war, auf den Bo-

den. Er suchte sich dabei raffinirter Weise eine Stelle aus, wo die Mitternachtsseite seines Daseins in einer angenehmen Vertiefung zu ruhen kam. Der Münchner hatte sich an den Ofen gebettet. Wie Weiland Jakob hatte er sich als Kopfkissen einen alten Stein erkoren, den er mit seiner Weste bedeckte, während er den Rock zum Zudecken benutzte. In ähnlicher Weise bettete sich der Dritte, ein Zürcher, nicht ohne in heimathlichen Gutturaltönen über die Erbärmlichkeit der Wohnungsverhältnisse zu lamentiren. Das „haibe Züg“ wiederholte sich in den verschiedensten Variationen.

Walter, der seine besseren Kleider angelegt hatte, um vor den Augen des Knopfmalers wenigstens durch äußere Würde zu ersetzen, was ihm an malerischen Fähigkeiten und Künsten abging, hatte zur Schonung seiner äußeren Hülle zwei Nummern der „New Yorker Staatszeitung“ auf den Boden ausgebreitet, die vermöge ihres großen Umfanges (die „New Yorker Staatszeitung“ gehört zu den „bedeutendsten“ Blättern des Continents) den Flächenraum von ein paar Metern bedeckte.

Diese sorgliche Vorkehrung weckte die Ironie und Heiterkeit der Schlafgenossen Walters. Dieser aber legte sich, unbekümmert um die harmlosen Neckereien, auf die ausgebreitete Staatszeitung nieder und löschte die Kerze, die in einigen Minuten übrigens von selbst ausgelöscht wäre.

Am frischen Windhauch, der durch die Thüröffnung in's Zimmer wehte, merkten die Schläfer erst, daß es überhaupt keine Thür hier gab. Was die Fenstern betraf, so waren die Oeffnungen verhältnißmäßig wohl erhalten. Fensterrahmen und =Scheiben waren dagegen nicht vorhanden. Eine sorgende und geschickte Hand hatte aber wenigstens das einzige Fenster mit rosa-farbener Mouffeline verschlagen, durch die nun die Sterne freundlich blickten, während das Gesumme der Mosquitos und sonstigen Nachtgezieters melodisch durch die Thüröffnung hineintönte.

Sonst war nichts zu hören, als das Plätschern der nahen Quelle und das leise Rauschen der Buchenbäume, das sich fast wie leichter Regen anhörte.

Nach gut durchschlafener Nacht erwachte

Walter frühzeitig. Alle Glieder schmerzten ihm vom harten Lager. Er wusch sich an der Quelle, die ihn durch ihr sanftes Gemurmel anlockte, und begann sich zu orientiren.

Es war ein großes altes Gebäude, das in seinen Glanztagen wohl als Kloster oder Schule hatte dienen können. Das Haus hatte drei Stockwerke, von denen das mittlere am Besten erhalten war. Dort wohnte das Ehepaar Prahm in einem besser konservirten Zimmer, das sogar Thüren und Fenster besaß. In diesem Stockwerk waren auch die Arbeitsräumlichkeiten, die zwar keine Fenstern, dafür aber wenigstens überall Mouffeline-Vorhänge an Stelle der Scheiben hatten, zur Abwehr der blutdürstigen Mosquitos.

Im obersten Stockwerk, das ganz verfallen war, sodaß an manchen Stellen der blaue Himmel durch das zerbrochene Dachsparrenwerk hineinquoll, logierten die Arbeiter, im Ganzen mit den Ankömmlingen 14 Mann. Dort mußten sich nun auch die Letzteren einquartieren. Sie thaten dies, so gut es die Verhältnisse erlaubten.

Walter wählte sich ein Eckzimmer, das eine

Art Thurgemach gewesen zu sein schien. Die Fensteröffnungen schauten direkt in das rauschende, frische Buchengrün, dessen dichtes Geäst bis in das Zimmer hineinragte. Man hatte von hier aus den Blick auf die Quelle und ein sanft abfallendes Thal.

Auch dieses Gemach war ganz verfallen. In der Ecke, rechts neben dem Fenster, gähnte ein tiefer Schacht, der sämtliche Böden durchbrach, bis hinunter in den Keller. Glascherben und ähnliche Herrlichkeiten blitzten aus der dämmernden Tiefe empor.

Nach oben blickte das Auge durch die Dachlücken direkt in den blauen Himmel hinein. Gräser und Blumen schwankten im Morgenwinde auf dem Dach. Der Schacht mochte in früheren Zeiten als Schornstein gedient haben. Jetzt hatte er keinen anderen Zweck, als den einer gründlichen Luftventilation und unfreiwilligen Wasserleitung.

Bevor sich Walter in diesem Boudoir einrichten konnte, hatte er mit der gemeinsamen Arbeit zu beginnen. In dem großen, länglichen

Arbeitsgemach waren primitive, lange Tische und Bänke aufgestellt. An diesen Tischen saßen die hoffnungsvollen Maler in der frischen Morgenluft, die die Mouffeline-Vorhänge blähte, und plauderten.

Auf den Tischen waren in großen Stößen die Knopfeartons aufgeschichtet. Vor dem Platze eines Jeden befanden sich die Pinsel und Flaschen mit den Lackfarben.

Feierlich wurden die neuen Ankömmlinge begrüßt und ihnen ihre Plätze angewiesen. Jeder erhielt Pinsel und Farben. Bald erschien der Prinzipal, ein hübscher, blondbärtiger Mann in den Dreißigern, theilte Jedem seine Arbeit zu und gab den neuen Arbeitern die nöthigen ersten Anweisungen. Dann begann man sofort mit der Arbeit.

Vor Walter's Platz waren 20 Groß thaler-großer Perlmutterknöpfe aufgeschichtet. Diese sollten (am Carton) zuerst mit schwarzen Querbalken versehen werden, auf denen später noch einige phantastische Silberfiguren angebracht werden mußten.

Als Walter, der sich nicht hatte träumen

lassen, daß sein Künstlersehnen dereinst in dieser Weise verwirklicht werden sollte, mit Eifer die parrallelen schwarzen Linien mit seinem Pinsel auf die Knöpfe aufzutragen begann, erschien plötzlich an der Thüröffnung eine reizende, ziervolle Mädchengestalt. Kohlschwarzes, schlichtes Haar umrahmte ein allerliebstes, feines Kinder Gesicht mit rosigen Schmoll-Lippen, einem zierlichen schnippischen Näschen und einem Paar prächtiger, tief schwarzer Sternenaugen. Die Gestalt war schlank und grazios, entbehrte aber nicht der lieblichsten, jungfräulichen Fülle.

Es war, wie die ceremonielle Vorstellung darthat, Miß Ida Oliphant, die Zierde des Hauses Brahm, der Stolz und die Hoffnung des Knopfmaler-Ateliers, die größte Künstlerin dieses Kunst-Instituts.

Nicht ohne Erröthen musterte das hübsche Kind die fremden Gäste, Einen nach dem Andern. Schließlich hefteten sich ihre Augen fragend auf Walter. Er schien ihr irgendwie nicht in diese Umgebung hineinzu passen. Während der Arbeit, die gemächlich verrichtet wurde, tauchten die Blicke

der Beiden oft fragend ineinander und vermittelten die erste, flüchtige Bekanntschaft.

Während der Arbeit am Vormittage wurden auch die Arbeitsbedingungen vereinbart. Es gab so und so viel Cents per Groß, nicht viel, aber genügend, um einem fleißigen und geschickten Arbeiter ein Paar Dollars täglich abzuwerfen.

„Für den Anfang“, so meinte Herr Brahm, zu Walter gewendet, „werden Sie wohl nicht viel verdienen und dürfen froh sein, wenn Sie nicht noch zulegen müssen. Die ersten 10 bis 20 Groß dürfen Sie ruhig wieder mit Terpentin abwaschen, zu welchem Zweck Sie die Knöpfe vorsichtig von den Cartons abtrennen und später wieder aufnähen müssen.“

Ganz so schlimm wurde es doch nicht. Das erste Groß war allerdings verdorben; nicht aus Nachlässigkeit, sondern durch die übermäßige Pedanterie Walter's. Bald hatte er den „Trick“ los und schmierte seine lackschwarzen Querbalken mit einem Eifer und einer Geschicklichkeit, die eines besseren Zweckes würdig gewesen wären.

Nachmittags wurde unter den Arbeitsgenossen



ein großer Kriegsrath gehalten, der die Naturalverpflegung zum Gegenstand hatte. Bis dahin hatte man es so gehalten, daß jeder einfach dasjenige genoß, was er sich für Geld und gute Worte verschaffen konnte. Herr Brahm beköstigte außer Miß Oliphant Niemand, da ihm das zu unständiglich gewesen wäre.

Dieser freie Naturzustand dünkte einer Anzahl von Arbeitern unpraktisch. Es wurde daher berathen, ob es nicht praktischer sei, mit vereinten Kräften einen anständigen gemeinsamen Mittagstisch einzuführen. Herr Brahm begünstigte diesen Plan und versprach, einen großen Petroleum-Kochherd leihweise beizusteuern.

Unter den Arbeitern war ein junger Mann, der zu kochen verstand und in seinem ganzen Wesen etwas Hausmütterlich-Weibliches hatte. Dieser Jüngling, der die neue Verpflegungsidee mit Begeisterung aufnahm, wurde mit ihrer Ausführung betraut. Am gleichen Tage begab er sich nach Richmond und Stapleton, wo er alles Nöthige einkaufte. Am Abend kam er schwer mit Körben beladen in freudiger Gemüthsverfassung heim.

Nach Feierabend gingen der Münchner, Miß Oliphant und Walter in den Wald spazieren. Lachend und scherzend wanderten sie am Ufer des munter rauschenden Baches dahin. Ihr Weg führte sie auf eine kleine Wiese. In der Mitte derselben befand sich eine offene Heuscheune, aus deren Thoren der frische, würzige Duft des Heues hervorquoll. Lautes Gezirp der Grillen und Heuschrecken erfüllte die Wiese.

„Wie wollen Sie sich jetzt aber eigentlich einrichten? Wo wollen Sie schlafen? Sie haben ja keine Decken und keine Betten und gar nichts zur Bequemlichkeit.“

So forschte Miß Oliphant vorsorglich. „Ich würde Ihnen rathen, ein Paar Arm voll Heu zu stehlen und sich daraus ein Lager zu bereiten.“

Gesagt, gethan. Mit dem duftenden Heu schwer beladen, kamen die drei zu Hause an, als der Mond schon sein Licht durch die Blätter und Bäume auf den Waldweg und den Rasen warf.

Mit vereinten Kräften wurden die Betten hergerichtet. Walter schüttete seinen Antheil Heu in die Ecke seines Thurmzimmers, links vom

Fenster. Er erhöhte das primitive Lager am Kopfende durch ein Extrabiindel Heu und legte sich halb angekleidet auf das duftende, knisternde Lager, dessen Inhalt das stille Stübchen mit dem würzigen Hauch von Wald und Wiese erfüllte.

Durch die Oeffnung im Dache hörte er die Buchenblätter rauschen und sah er die Sterne heiter auf sich herniederfunkeln.

Da hörte er draußen ein leises Richern. Schnell erhob er sich von seinem Lager und trat in den Korridor. Das Herz schlug ihm schneller, als er Miß Olyphant erkannte, die, ein kleines Kissen in den Händen, verlegen dastand.

Die beabsichtigte Aufmerksamkeit rührte Walter und gab ihm einen Muth, den er sonst den Frauen gegenüber nicht besaß. Im warmen Impulse seines Herzens zog er die hübsche Kleine an seine Brust und küßte sie zärtlich auf Mund und Wangen. Zuerst sträubte sie sich und ließ das Kissen fallen. Dann aber erwiederte sie die Küsse und Walter fühlte mit wachsender Wonne den sanften Druck der warmen jungen Rippen. Dann rissen sie sich von einander los,

mit glühenden Wangen und hochklopfenden Herzen.

Walter taumelte glückstrunken in sein mondverklärtes Thurngemach. Das alte Haus erschien ihm als ein verwünschenes Schloß, die Sterne schienen ihm geheimen Zauber darüber auszugießen und das Rauschen der Quelle erfüllte seine zitternde Seele mit der Märchenmusik der Jugend.

Berauscht von Glück schloß er endlich ein. Quellenmurmeln, Blätterrauschen und Mondlicht spielten in seine Träume und holde Frauengestalten umschwebten ihn. Sein Haupt aber ruhte auf dem Kissen, das sonst dem lieben fremden Mädchen zur Ruhe diente.

Plötzlich erwachte er von einer sausten Berührung seiner Rippen, von der Nähe eines warmen Athems, eines zarten halbnackten Leibes.

Noch traumbefangen, zog er die Liebeglühende an sich, flüsterte leise deutsche Liebesworte und bedeckte ihr Gesicht und ihre junge Brust mit heißen Küßen.

Sie aber erwiederte seine Koseworte englisch

und stammelte mehrmals „my poor, dear boy, i love you!“

So sagten sie sich ihre junge Gluth und Bärtlichkeit in fremden Zungen. Aber die Herzen redeten die eine schöne Sprache des glühenden Lebens, das über sich hinausquillt und erzittert in den vorausgeahnten Wonnen zukünftiger Geschlechter, jene Sprache, die ihre Zeichen hat im Blick, im Druck der Hände, im Kuß der Rippen.

Draußen rauschten noch immer die Zweige und murrte die Quelle. In weiter Ferne Hundegebell und rings um das alte Haus ein Zirpen und heimliches Summen. Im verfallenen Stübchen aber, durchduftet vom würzigen Heu, ein Flüstern, Rosen und leises Schluchzen, Wonne und Weh, Liebe und Reue, Tod und Leben, der süße Tumult des Blutes der stürmischen, liebelehzenden Jugend. Und dann das Hochzeitschweigen der zitternden, träumenden Nacht . . .

Der Tag brachte das Erwachen und das Erwachen die Arbeit. Ein feiner Staubregen hatte sich wie ein Nebelschleier auf Wald und Wiesen gesenkt. Murrend malte er seine un-

leferlichen Schriftzeichen an die wenigen Scheiben des alten Hauses und spendete der halbverschmachtetem Natur mit seinem kühlen, erquickenden Hauch die längst ersehnte Labung.

Walter lebte dahin wie im Traum. Mit Eifer malte er seine einfältigen silbernen Arabesken und nur selten streifte ein scheinbar zärtlicher Blick das liebe Mädchen, das ihn so glücklich gemacht. Dieses schien ihn geflüchtig zu meiden. Nur einmal fing er einen Blick auf, voll sanftloderndem Feuer. Die verdorbenen Knöpfe vom Tage zuvor waren sauber abgewaschen und von unsichtbaren Händen auf die dazu gehörigen Cartons genäht.

Nach dem Essen saß Walter träumend auf der verfallenen Veranda an der Rückseite des Hauses. Der Regen war versprüht und es lag thauige Frische auf Bäumen und Büschen. Ein altes Volkslied summt ihm in die Ohren:

„'s ist noch nicht lang, daß 's g'regnet hat  
Und d'Läubli tröpflet noch“ . . .

Vom rostigen Gitterwerk der Veranda hingen saftige grüne Weinreben fast bis auf den

halbvermoderten Gartentisch hinunter. Walter rauchte eine Porabola und schaute dem munteren Treiben der Sacerten zu. Unter ihm im Grase spielten zwei Mulattenkinder. Das gurrende Lachen und Lallen der Kleinen drang ihm wie Musik zu Herzen. Winzige Kolibri's wiegten sich auf den Zweigen, nach Blumenkelchen spähend. Zahme Schildkröten watschelten auf dem feuchten Wege.

Da hörte er leise Schritte und Ida Oliphant schlüpfte zu ihm in die grüne Wildniß. Sie war blaß und schien eine stumme Frage auf den Rippen zu haben. Ihr helles, dustiges Sommerkleid leuchtete auf dem Hindergrund der grünen Ranken und der Ausdruck ihrer schwarzen Augen war bang und zärtlich.

Walter spähte um sich und schloß das Mädchen herzlich in die Arme. Da er fast kein Englisch verstand, so flüsterte er auf Deutsch heiße Dankes- und Liebesworte in die rothigen kleinen Ohren, die er zärtlich küßte. Sie verstand ihn und lächelte glücklich.

„Aber nicht wahr, Walter, Sie halten mich

nicht für ein schlechtes Mädchen, weil ich zu Ihnen kam?! Ich that es, weil Sie ein guter, lieber Junge sind und weil Sie so einsame, traurige Augen haben. Weil ich Sie im ersten Augenblick lieb hatte und weil ich krank bin von Sehnsucht! Aber jetzt bin ich ganz glücklich. Und sind Sie auch glücklich, daß Sie mich fanden? My poor, dear boy!“

Walter flüsterte das einzige englische Liebeswort, das er kannte, und bedeckte ihr Kleid mit Küssen. Sie aber hob seinen braunen Kopf zu sich empor, an ihre warme, knospende junge Brust, und küßte stürmisch seinen Mund.

Da tönten schnelle Schritte. Herr Prahm rief die Beiden zur Arbeit.

Walter lebte sich bald ganz in die neue Thätigkeit ein. Seine leichte Hand und sein natürlicher Geschmack verhalfen ihm sogar bald zu einer bevorzugten Stellung im Atelier, und er verdiente ein schönes Stück Geld. Auch befriedigte es ihn, eine Thätigkeit gefunden zu haben, die entfernt seinem Formen- und Farben-Sinn entsprach.



Er begnügte sich nicht mit den alten Mustern, sondern erfand neue, die zum Theil großen Beifall fanden. Namentlich hatte der japanesische Styl es ihm angethan. Er komponirte in den leuchtendsten Lack- und Metallfarben phantastische japanesische Gärten, mit Vögeln, Schmetterlingen, Frauen und Kindern. Oder auch Seebilder in japanesischem Styl, Gondeln, Fischer und Fischerei-Geräthe, am Ufer Glockenthürmchen, Reiszelder mit schwebenden Brücken und Theepflanzungen mit blätterpflückenden Mädchen in japanesischem Kostüm. Diese Malereien waren bald gesucht in New York und bildeten eine konkurrenzlose Spezialität des Brahm'schen Ateliers.

Walter fühlte sich glücklich bei dieser Arbeit. Im Besitz einer in diesem beschränkten dekorativen Gebiet beispiellosen Technik, ließ er seiner Phantasie die Zügel schießen und herauschte sich in den abenteuerlichsten Erfindungen von Formen und Zusammensetzungen von Farben. Der japanische Styl und das Malen mit Lackfarben waren ihm auf dieser Stufe seiner Entwicklung mehr noch als ein Mittel des Erwerbes. Es

war ihm die lang' ersehnte Erlösung, die Verwirklichung seiner Künstlerträume, die Erfüllung seines lange verhüllten Ideals.

Ida war voll Glück und Theilnahme über die ungeahnte Carriere ihres Lieblings. Sie waren glücklich in ihrer Liebe und theilten kameradschaftlich ihren Besitz. Walter wurde nicht müde, seine kleine Gefährtin mit Allem zu schmücken, was die Frauen erfreut, mit Steinen, Spitzen, Bändern, Handschuhen und Seide. Er galt als der erklärte Bräutigam des Mädchens und man sah ihm wegen seiner Unentbehrlichkeit als Musterzeichner manche Freiheit nach.

So hatte sich Walter's Lage in kurzer Zeit gebessert. Ihm gefiel das freie, ungebundene und romantische Leben in diesem verfallenden Hause, in dieser verwitterten Waldeinsamkeit. Er pries die freundliche Wendung seines Schicksals und fühlte sich glücklich.

Dieses Glück sollte aber nicht von langer Dauer sein. Eigentlich schon seit dem Verlassen der Farm hatte Walter in gewissen Zeiträumen ein dunkles Gefühl von Fieber, Wolken gleich,

die sich langsam zusammenziehen. Er war nicht eigentlich krank, aber die Dinge schienen ihm einen gewissen fremdartigen, traumhaften Charakter zu haben. Er sah die Welt gleichsam durch einen feinen Flor, durch einen feinen bläulichen Nebel, der sie umhüllte und ihr eine eigenthümlich hell-dunkle Färbung verlieh. Auch Ida erschien ihm zuletzt wie ein wandelndes Traumbild. Ihre Liebesworte hallten wie aus weiter Ferne an sein Ohr.

Bald stellten sich nächtliche Schweiße ein. Walter fühlte sich erschöpft und eines Tages brach das Fieber mit rasender Gewalt aus. Unstillbarer Durst, Kopfschmerz, Uebelkeit und eine unbeschreibliche Angst hatten ihn ergriffen. Schlaflos wälzte er sich auf seinem Heulager, in Schweiß gebadet und von fürchterlichen Phantasieen geplagt.

Ida konnte sich nicht genug thun in zarter Sorgfalt und Pflege. Stündlich trat sie an sein Lager, bald um ihm die üblichen Arzneien, bald um ihm ein erquickendes Getränk zu reichen. Sie wurde selbst blaß und hatte oft verweinte Augen.

Das Fieber fraß aber wie ein verzehrendes Feuer um sich und bald traten zeitweilig Bewußtlosigkeit und Delirien ein. In den Nächten verfolgten ihn die sonderbarsten Träume.

So träumte ihm, daß er gestorben sei. Beim Erwachen in die Ewigkeit fand er sich in seinem vertrauten Zimmer in der Heimathstadt Wartau. Alle Dinge im Zimmer, den Sekretär, die Bücher, den väterlichen Schreibtisch, das Bild des Großvaters erkannte er auf das Deutlichste. Und doch erschien ihm Alles wildfremd.

Und bald war auch ein Getümmel von lauter unbekanntem Geistern um ihn herum, die gleichwohl ganz vertraut mit ihm thaten. Mit seinem Male befand er sich im tiefsten Abendnebel vor der Universität in Wartau, wo er den alten Professor Helmerding im Cylinder und mit im Winde flatternden grauen Haaren antraf. Sofort verwickelte ihn dieser in eine große philosophische Disputation, die von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele handelte und von beiden Seiten mit großer Hefigkeit geführt wurde.

Das Beweisverfahren des Professors gipfelte

in einem Syllogismus nach der Manier des ontologischen Gottesbeweises. Der circulus vitiosus dieses Verfahrens wollte Walter nicht einleuchten und brachte ihn zur Verzweiflung. Endlich zerfloß der Pädagogen-Geist mürrisch in den Nebel.

Und da war er mit einem Male auf dem Domberge in Wartau, im milden Lichte eines Frühlingssnachmittages. Ueber dem lichten jungen Laubwald ging noch ein feiner, grauer, perlender Staubregen nieder, während sich, von den Tannenhäusern ausgehend, deren Gipfel rosig dem Lichte entgegenknospten, ein herrlicher, farbenprächtiger, bunter Regenbogen über den ganzen bewaldeten Hügel wölbte. —

Oder er hatte folgenden Traum. Es war die ganze Nacht hindurch ein unsinniges Fliegen. Wegen irgend einer abenteuerlichen Unthat verfolgt, nahm er den Flug durch das Ventilationsrohr eines Fensters im obersten Stock eines Schlosses, durch dessen endlose Korridore er von seinen Peinigern, lächerlichen, albernen Gefellen, lange verfolgt und geheßt worden war.

Kühn schwang er sich am rotirenden Ven-

tilationsrohr vorbei in die Lüfte, wobei er die merkwürdig weiten Ärmel seines leinenen Hemdes wie Fledermaus-Flügel ausspannte.

Zuerst ging es schwindelnd hoch über das Land, über Dörfer und Städte. Tief unten lagen die Seen und Ströme und glitzerten wie silberne Fische und Schlangen.

Auf tiefschwarzem, frühlingssrischem, lockerem Acker trieb ein esthnischer Bauer zwei Rosse vor sich her, die in gemessener Gangart, schraubend und an den Zügeln reißend, eine große Egge über den Acker hinzogen. Hinter der Egge bröckelten die Ackerkrumen und der Bauer knallte mit der Peitsche. Er trug Bastschuhe (Basteln), hohe Strümpfe, Zwilchhosen und einen leinenen Kittel, dessen breiter Brustkragen durch eine silberne Schnalle zusammengehalten wurden.

Dann senkte sich der Flug ein wenig und er erkannte unter sich ein ganzes Feld dicht voll buschigen lila-rothen Haidekrautes.

Nun ging es über öde Gelände und dunkle Sümpfe, aus denen die tiefgelben Callas emporleuchteten. Mit einem Mal nahm der Flug, hart

an dem von Menschen dicht besetzten, flachen Dach eines Hauses vorbei, seine Richtung längs dem Lauf eines Flusses, dessen Linien sich in silbernen Bindungen im Nebel verloren.

Dann lenkte er in die Richtung eines breiten, kanalartigen Hauptstromes ein, der fett und dunkel hinaufbläuferte. Ueber sich sah der Träumende ein dichtes Gewirr von Telegraphendrähten, in senkrechter Anordnung, und darüber strich ein leiser grauer Staubregen.

Und wieder sah sich der Träumer in seiner Vaterstadt Wartau. Es war wie am frühen Morgen. Verspätete Nachtschwärmer, Studenten mit bunten Mützen, Milchleute und Gemüßefrauen belebten die traumhellen Gassen. An den Bäumen wiegte sich im Morgenwind das erste, zarte Mai-grün der Blätter.

In all diesem fremden Getümmel bewegte sich Walter frei und schwebend wie im Traum. An der Universitätskirche vorbei führte ihn sein Weg zur wohlbekanntenen Mädchenschule, in die just die Schaaren der plaudernden Mädchen hineinströmten.

Rechts von der Conditorei wandte er sich dem Domwege zu, der menschenleer war. Langsam stieg er den steilen Berg hinan. In der Morgensonne sah er auf der Dombrücke die goldenen Buchstaben der Inschrift blinken: „Otium reficit vires“. Plötzlich stand er vor der alten Domruine, die im Morgennebel träumte.

Er konnte jeden Stein am alten, verwitterten Backsteingebäude erkennen. In der Mitte das halb ausgebröckelte, plumpe, gothische Portal, links in schräger Abstufung übereinander drei Bogenfenster, rechts, in offenem Widerspruch zu den Gesetzen der architektonischen Symmetrie, ein hohes, ebenfalls zerbröckeltes Bogenfenster. Rechts unterhalb demselben eine verwitterte Fensteröffnung. In der Mitte über dem Portal eine Reihe vermauerter Fensterbogen, deren Linien sich im Gemäuer abzeichneten.

Der Träumer trat durch das Portal in die dämmernde Ruine ein. Jeder Stein und jede Ritze waren ihm wohlbekannt, da er als Schüler im Verein mit verwegenen Kameraden hier kühne Kletterparteen gemacht hatte.



Links vom Eingang kroch er in einen geheimnißvollen, dunklen Gang, durch den er sich nur mühsam hindurchzwängen konnte. Er gelangte auf die verfallene, alte Wendeltreppe, die hinauf zu den Thürmen der Ruine führte.

Zuerst ging der Aufstieg leicht und schwebend von statten, dann kam ein wohlbekanntes Hinderniß in Gestalt einer vermauerten Stelle, durch die eine ganz schmale Oeffnung nur den schlanken Knabengestalten das Weiterklettern möglich machte.

Mühsam zwängte sich der Träumer durch die Oeffnung. Schließlich, da sie für ihn zu klein war, blieb er darin stecken, sodaß er sich weder vorwärts, noch rückwärts bewegen konnte. Unter sich erblickte er in schwindelnder Tiefe den grün bewachsenen Rasenboden der alten Domkirche, die kleinen, zierlichen Sträucher und Bäume, die auf diesem steinigen Grunde, in den Ritzen und Fugen des Gemäuers, ihr Leben fristeten, im Hintergrunde die hellen, in der Morgensonne, wie abgewaschen, blinkenden Bogenfenster der in die Ruine hineingebauten Universitäts-Bibliothek und über sich die morschen, verwitterten Scharn des Gemäuers.

Aus dem Thal, unterhalb der Ruine, schollen die Klänge des alten Frühlingliedes: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“, das von verspäteten, nachtschwärmenden Studenten am erlöschenden Maifeuer gesungen wurde.

Da, an dieser enge gewordenen Stätte kindlicher Erinnerungen, überkam jähe Angst den Träumer. Es wurde ihm sterbensübel und schwindlig. In Schweiß gebadet, von den Gespenstern des Traumentsezens bedroht und beängstigt, erwachte er.

Er fand sich fiebernd auf dem Heu seines Krankenlagers. Es mochte drei Uhr Morgens sein. Die Bäume rauschten draußen ihr schwermüthiges Nachtlied und der Wind wehte sprühenden Regen durch das zerbrochene Dach in das Zimmer. Die Tropfen spritzten bis in das fieberglühende Gesicht des Kranken. Falbes Zwielficht malte gespenstige Schatten an die zerbröckelnde Lünche der Wand. In abgebrochenen Rhythmen rauschte die Quelle.

Walter ächzte. Wilder Durst schnürte ihm die Kehle zusammen und die Gier erfaßte ihn,

aufzustehen und sich bis zur Quelle zu schleppen. Trinken wollte er, trinken um jeden Preis.

Lastend erhob er sich von seinem Lager. Seine Haare klebten an der Stirn und bei jeder Bewegung floß in Strömen der Schweiß. Taumelnd, bei jedem Schritt an den Wänden und am Treppengeländer sich stützend, schleppte er sich in's Freie hinaus. Durch das nasse Gras und die tropfenden Büsche kroch er zuletzt den Abhang hinunter zur immer lauter rauschenden Quelle. Trinken, trinken.

Endlich kniete er am sprudelnden Wasser, beugte sich vornüber und trank, lange, in gierigen Zügen. Dann verließ ihn das Bewußtsein und er brach in den plätschernden Wellen zusammen. Das Rauschen der dunklen Baumkronen über ihm war das Letzte, was er vernahm.

Als Walter erwachte, lag sein fieberndes Haupt im Schooß der Geliebten. Sie weinte, streichelte ihm die Wange und flüsterte zärtliche, mitleidige Worte.

„My boy, my poor, sweet boy!“

Und draußen plätscherte der Regen.

## Achtes Kapitel.

---

Während Böse den Tod fürchten, und Frohe  
scheu'n,  
Rufen Arme ihn an, Tapfere trogen ihm;  
Doch Geprüfte und Weise  
Sehen ihn nahen, wie einen Freund.  
Denn den Frieden der Brust, welchen die  
Welt entweicht,  
Und die Sorge geraubt, bringt uns der Tod  
zurück,  
Und der Kettenbeschwerten Seele löst er den  
Sklavenring.

§. Feuthold.

Genesung. Im alten Hause. König Hunger.  
Im Spielmaaren-Geschäft. Ein Anarchisten-  
Meeting. Maskenzauber.

**N**ach wochenlanger Bewußtlosigkeit erwachte  
Walter in einer ihm fremden Umgebung.  
Er glaubte in einer andern Welt und nicht mehr  
unter den Lebenden zu sein.

Durch weit geöffnete Fenstern schaute er hinaus auf einen sauber gepflegten Garten mit zierlichen Kieswegen, grellgrünen Rasenplätzen und leuchtenden Hyaciuthen=Beeten. Ueber den Garten, aus der benachbarten Kirche, deren bemalte Scheiben in der Sonne blinkten, scholl gedämpfter Choralgesang und der Klang der Orgel.

Es war ihm ganz leicht und er fühlte sich glücklich. Er begann über das Sterben nachzudenken. Wie war es denn gewesen? Er hatte Durst, viel Durst und Fieber gehabt. Dann hatte er trinken können. Weiche Hände hatten ihm die Wangen gestreichelt. Und dann war der große Schlaf über ihn gekommen wie ein Dieb in der Nacht. Er hatte ihm die Capuze über den Kopf gestülpt, ganz tief, bis über die Augen, und schnell die Falten des großen schwarzen Vorhanges über ihm zusammengerafft. Und zuletzt waren purpurne Spitzen, leuchtend und von zierlichstem Muster, in endlosen Rollen tapetengleich vor seinen Augen abgewickelt worden. Immer dieselben Spitzen, endlos, endlos! Endlich hörte der Spitzenfall auf und es gab freisende

Funken, große lodernde Sonnen und Sterne. Und dann ein tiefer Sprung in das Leere — und es war ruhige, sternlose Nacht.

Das also ist der Tod, dachte Walter. Zuerst Fieber und immer wieder Fieber. Dann allerlei seltsame Spiele und farbige Ueberraschungen. Dann die lange, stumme Nacht und zuletzt Sonnenschein, Gesang und Orgelspiel, leuchtende Gärten und Blumen. Duft, Licht und Ton. Ein Meer von Gefühl, und doch die große Theilnahmslosigkeit, als wären einem alle Dinge fremd.

Der Tod ist nichts Besonderes, dachte Walter. Er ist ein Etwas, wie andere Dinge auch. Es kann auch gar nicht anders sein! Alle Dinge sind in der Welt und einfach, und der Tod ist auch in der Welt und ist auch einfach. Zu sterben ist kein Verdienst, keine Trauer und keine That, es ist etwas ganz Einfaches, etwa wie man aus dem Licht und dem Lärm eines Theaters in die Nacht tritt. Die Lichter löschen aus, die Geigen verstummen, der Knall der Peitschen und das Rollen der Wagen verhallen in der Ferne. Und Du bist allein in der Nacht. Und

dann schläfst Du, lange, lange. Und Du erwachst und es ist Morgen! Der große, stille, feierliche Morgen. Gottes Hand ruht auf Deinem Scheitel und sein Auge sucht Dich:

„Bist Du auch nach Hause gekommen? Nun so bleib' bei mir, hier ist Friede.“

Friede, Friede! Ist es das, was im Klang der Orgel und im Gesange auf Dich niedersegnet? Nun ist alles gut und Du bist Daheim wie einst beim Kinderspiel. — — —

„Nun, was träumen Sie, mein Lieber, als ginge Sie die ganze Welt nichts an? Da giebt es Nichts zu staunen; danken Sie Gott, Sie werden genesen!“

Im vertrauten Accent der Heimath schlugen diese Worte an Walter's Ohr. Gleichzeitig schweifte sein Blick auf die Seite und er sah eine lange Reihe von Betten. Dann sah er vor sich auf der Decke liegen eine wachsgelbe Hand. Und als die Hand zuckte, erkannte er, daß es seine Hand war.

Er fing an zu verstehen. Thränen traten ihm in die Augen; schauernde Furcht vor dem

Leben ließ ihn durch und durch erzittern. Er stöhnte leise.

Vor ihm stand ein Mann mit kurzem blondem Vollbart. Sein schönes blaues Auge schaute streng und wohlwollend zugleich auf ihn hernieder. Es war der Arzt.

„Nur Muth, wir wollen Sie schon auf die Beine bringen!“ Und dann senkte sich ein langer, gesunder Schlaf auf den Kranken hernieder. Als er Abends aufwachte, war er klar. Aber so schwach war er, daß er ohne Hülfe den Kopf nicht bewegen konnte. Die Bewegung der Hand war eine Anstrengung, die viel Schweiß kostete.

Walter war bewußtlos in's Mount-Sinai-Hospital gebracht worden. Dort war er bald in wilde Delirien verfallen. Er glaubte sich verfolgt und hielt die Arzneien für vergiftet.

Bei der Krankenvisite war der Oberarzt auf den Phantasienden aufmerksam geworden. Das Selbstgespräch des Kranken ließ ihn den Accent der eigenen Heimath erkennen. Er untersuchte ihn genau und traf außergewöhnliche Anordnungen. Das Fieber war so hoch gestiegen, daß



es keine Stunde in dieser Höhe hätte anhalten dürfen. Es mußte also, wollte man das Leben retten, um jeden Preis sofort gewaltsam herabgesetzt werden.

Nach rasender Gegenwehr brachte man den Kranken in ein kaltes Bad. Eisblöcke wurden hinzugesetzt, bis die Temperatur des Wassers unter Null sank. In diesem Eisbade verblieb der Patient, von Wärtern gewaltsam niedergehalten, zwanzig Minuten. Gleichzeitig wurden Whiskey und Cognak unzenweise gewaltsam eingegeben.

Der Kranke geberdete sich wie wahnsinnig. In der Meinung, man wolle ihn ertränken, schlug er wüthend um sich. Es bedurfte der vereinten Kraft dreier starker Männer, um ihn zu bändigen. Während des Bades ereignete sich durch Ungeschicklichkeit der Zwischenfall, daß die Gasflamme des Badezimmers erlosch. Es entspann sich zwischen den Wärtern und dem Kranken ein Kampf auf Leben und Tod im Dunkeln. Der Rasende hatte sich losgerissen, einen der Wärter gepackt und zu Boden geworfen.

Endlich hatte man die Flamme wieder entzünden können. Blutend, Schaum vor dem Munde und feuchend lag der Kranke am Boden. „Ihr Feiglinge, Ihr Schurken! Drei gegen Einen: ist das Euer Mannesmuth, Canaillen!“

Die Wärter waren wüthend geworden und zwangen den rebellischen Patienten von Neuem in's eisige Wasser. Endlich versiel er in Bewußtlosigkeit und wurde in's Bett gelegt, schwer bedeckt mit Decken und Kissen. Ein gewaltiger Schweißausbruch bewies, daß der Körper noch reaktionsfähig war.

So wurde Walter durch die kühne Behandlung des Arztes gerettet. Dieser gestand später, daß er auf Erfolg kaum mehr zu hoffen gewagt und deswegen ein verzweifeltes Mittel angewandt hätte. Der hundertste Typhuskranke hätte ein solches Mittel in diesem Stadium der Krankheit nicht überlebt. Seiner gesunden nordischen Natur habe Walter die Rettung zu verdanken.

Zehn lange Wochen währte es, bis Walter soweit genesen war, daß er das Hospital verlassen konnte. Während Wochen hatte gefochte

Milch mit Cognac seine einzige Nahrung gebildet. Er war zum Skelett abgemagert und fühlte sich müde und geschwächt. Auch quälten ihn Sorgen um Ida und um seine Zukunft.

Er hatte vom Hospital aus einen Brief an Herrn Brahm geschrieben, worin er seine baldige Genesung mittheilte und seine Dienste von Neuem anbot. Dieser Brief war mit der Bemerkung zurückgekommen, daß der Adressat verzogen sei. Ein nach Brooklyn adressirter Brief kam ebenfalls zurück. Herr Brahm habe mit Schluß der Saison sein Geschäft verkauft und sei nach Europa gereist.

Walter zergrübelte sich vergeblich den Kopf, warum denn aber der Besuch der Geliebten ausgeblieben sei. Nach Allem, was vorgegangen, erschien es ihm natürlich und selbstverständlich, daß sie ihn im Krankenhause besuche.

Endlich war der Tag gekommen, wo Walter das Hospital als genesen verlassen konnte. Er war aber so schwach, daß er kaum die kurze Strecke bis zu Pferdebahn zurücklegen konnte. Die Welt schien ihm so fremd und grell und es flimmerte vor seinen Augen.

Er mußte am Centralpark vorbei. An den Bäumen sah er, daß es mittlerweile Herbst geworden war. Schon begann sich das Laub zu entfärben und welke Blätter fielen leise zur Erde nieder. „Sinn ich dem Traume des Lebens nach, wie Laub vom Baume rauscht es gemach“, hauchten seine Lippen.

Ein Hauch von Heimweh, eine unbeschreibliche Schwermuth stahlen sich ihm in's Herz hinein, und längst vergessen geglaubte Bilder aus der Heimath tauchten vor ihm auf.

Auf einem Seitenwege des Parks, die Füße fast bedeckt von welken Blättern, stand ein italienischer Drehorgelmann. In wehmüthigen Klängen ertönten „Letzte Rose“, „Boccaccio-Marsch“, „Heimliche Liebe“ u. s. w. Dieses Charivari von Tönen paßte zu Walter's Stimmung. Tiefe Trauer und ein banges Gefühl der Ahnung bedrückten sein Herz.

Er entschloß sich, sogleich nach Staten=Island zu fahren, um Erkundigungen über Ida einzuziehen. Wie im Traum legte er die Fahrt dorthin zurück. Blauer Nebel bedeckte die Upper=

Bay und die Küsten von Long- und Staten=Island leuchteten in gelben und rostbraunen Farben.

Es war Nachmittag, als Walter endlich todtmüde im alten Hause anlangte. Wie viel herzbewegendes Glück hatte er in diesem Hause genossen! Jetzt lag es stumm und schweigend da in seiner grünen Wildniß, geküßt von der milden Nachmittagssonne.

Walter trat in's Haus ein. Es war leer und machte in seiner Einsamkeit einen noch verfalleneren Eindruck. Die wilden Schößlinge der Weinreben waren über die Fensterbänke bis in die Zimmer hineingekrochen und röthlich=blaue Trauben leuchteten im Abendlicht.

Außer dem Zwitschern eines einsamen Vogels und dem Schlurfen einer schläfrigen Schildkröte auf den Fliesen kein Ton im Hause. Durch die Fensteröffnungen hörte man nur noch das dumpfe Murmeln der Quelle. Um das Haus herum wucherte hohes Unkraut. Eine vereinzelte Sonnenblume im verwahrlosten Garten hob das müde Haupt zur scheidenden Sonne und einige wildwachsende Dahlien leuchteten in dunklem Roth.

Walter schritt durch das Haus auf die Veranda. Da stand noch der halbvermoderte Tisch und die Gartenbank. Ein dichtes Gewirr von wilden Weinreben hatte den dämmerigen Ort umspannen und hielt mit treuen grünen Armen die liebe kleine Stätte umflammert.

Da übermannte Walter der Schmerz, er senkte sein Haupt auf die modernde Tischplatte und weinte. Wildes Schluchzen ließ seinen geschwächten Körper erzittern und das Echo seines Schmerzes hallte durch das verfallende Haus.

Dann warf er sich auf die Kniee, beugte sich nieder zur Bank, wo die Geliebte gegessen, und küßte die Stelle. Heiße Sehnsucht nach ihr erfüllte seine Seele. Er lechzte nach dem süßen Ton ihrer Stimme, ihren sanften Liebkosungen, nach dem Duft ihres jungen Leibes und ihrer Haare. „My boy, my poor, sweet boy!“ glaubte er es durch die grünen Ranken hauchen zu hören. Ein Schauer ging durch seinen Leib und plötzlich wußte er, daß sie todt sei.

Wie geheimnißvolle Erleuchtung kam es über ihn. Sie hätte ihn besucht, wenn sie gekonnt

hätte. Sie war selbst krank geworden, erkrankt vielleicht infolge ihrer treuen Pflege. Sie war gestorben.

Brennender Schmerz rastete in seinem Innern. Er hätte aufschreien, die Bäume, die modernden Säulen der Veranda umklammern mögen, um ihnen sein Leid zu klagen. Die verstummte, verwilderte Stätte seines Liebesglücks schien ihm mit Verständniß und schweigendem Mitgefühl begabt. Kaunte sie doch das liebe, warmherzige Geischoß, das dieses verfallenen Hauses Sonnenstrahl gewesen, das mit ihrem sonnigen Leben den Moder überblüht und den Schutt verklärt hatte.

Walter stieg die Treppe hinauf in sein verlassenes Thurmgemach. Dort lag noch in der Ecke das modernde Heu. Cifaden und Kelleraffeln trieben darin ihr Wesen. Vom Dach herunter wucherte faulendes Unkraut.

Schmerzlich sinnend stand er da. Plötzlich fühlte er, wie ihm das Blut zum Herzen drang. Auf der Wand, mit Bleistift geschrieben, standen die Worte von ihrer Hand:

„Good by, good by, my boy!“

Da sank er nieder, schlug mit dem Kopf auf die Fensterbank und weinte herzerbrechend.

Die Sonne war schon untergegangen, als Walter das alte Haus, vor Schwäche und Trauer taumelnd, verließ. Ein geheimnißvolles Weben hatte sich auf die Ruine gesenkt. Flüsterstimmen schienen darin zu weben und es war Walter, als müßten sich beim Abschied die Büsche theilen und die Geliebte lächelnd daraus hervortreten.

Gewaltsam riß er sich los und schlug den Weg nach Richmond ein. Am Kreuzweg begegnete ihm der Vormann. Er hatte sich nach der Liquidation des Knopfmaler-Ateliers wieder auf der Farm von Claassen verdingt, kam gerade aus dem Wirthshaus und schien sehr aufgeräumt.

„Sie sehen ja aus wie der lebendige Tod, wo kommen Sie denn her? Ja, ja, up and down, das sind Geschichten. Wer hätte gedacht, daß die lustige Knopfmaler-Cumpagnie so schnell auseinander gesprengt werden würde. Brahm zurück nach Deutschland und Ida, das liebe, kleine Mädchel, schon seit 4 Wochen in der kühlen Erde.“

Walter hatte in der stillen Abschiedsstunde,



in der Wildniß des alten Hauses, die Vision des Todes der Geliebten gehabt. Dennoch riß die direkte Mittheilung noch einmal gewaltsam an seinem Herzen. Seine Augen schwammen in Thränen und ein leises Stöhnen entrang sich der gequälten Brust.

Er verabschiedete sich und schritt schnell auf dem Wege nach Richmond. „Sterben, sterben“, stöhnte er vor sich hin. Die ganze athmende, nächtliche Welt schien ihm eine einzige Todtenklage zu sein. Das Quaken der Frösche in den Sümpfen am Wege und das Zirpen der Grillen im Grase vereinigte sich mit dem einförmigen Klagegesang des eigenen Herzens zu einer überwältigenden Symphonie des Todes. Das kaum erst genesene junge Leben begehrte stürmisch zu sterben. Zu ihr, zu ihr!

Und in den monotonen Taft des Schmerzes klingen wie süße Kinderstimmen hinein die sanften Auserworte:

„My boy, my poor, sweet boy! Good by, good by, my boy!“ — — —

Die Nacht verbrachte Walter schlaflos im

Hotel in Richmond. Am andern Morgen fehrte er nach New York zurück, um das Grab der Geliebten zu suchen. Endlich erfuhr er in der früheren Geschäfts-Lokalität des Herrn Prabh in Brooklyn die näheren Umstände ihres Todes und den Ort ihres Begräbnißes.

Sie war bald nach der Ueberführung Walter's in's Hospital am Typhus erkrankt. Die Krankheit hatte einen rapiden Verlauf genommen und die Leidende war in den letzten 2 Wochen kaum mehr zu Bewußtsein gekommen. Nach nur dreiwöchentlicher Krankheit war sie verschieden.

Tief ergriffen wanderte Walter hinaus nach Greenwood, diesem vielleicht schönsten Friedhof der Welt. Von Schauern durchrieselt, trat er durch die breite Pforte in diesen wunderbaren Garten des Todes.

Er sah eine unübersehbare Menge von weißen Marmordenkmälern, umwuchert von üppigem Grün, beschattet von blühenden Hängezweigen, von denen der leise Windhauch weiße Blüten herniederwehte. Prächtige Bosquets mit dichter, leuchtender Blumenfülle wechselten ab mit einer

finnverwirrenden Menge von Gedenksteinen, über die hinweg das Auge auf den schimmernden blauen Ocean blickte. Es war ein Bild, wie es sich die glühende Phantasie eines genialen Malers nicht entzückender hätte vorstellen können.

Nach langem Suchen und Fragen fand Walter endlich die gesuchte Grabstelle. Es war ein roher, noch nicht mit Rasen belegter Erdhügel, bedeckt mit vergilbten und vertrockneten Blumen und Kränzen. Ueber dem Grabe streckte ein schöner Ballnußbaum seine schattigen, grünen Arme wie segnend aus.

Walter setzte sich neben dem Grabe auf die Ruhebänk. Seine Phantasie arbeitete fieberhaft mit der Vorstellung, daß unter diesem gelben Erdhügel das sonnige, lebhafteste, lachende Geschöpf verscharrt liege, das noch vor wenig Wochen zu seiner unsäglichen Wonne liebeglühend an seinem Herzen ruhte. Er vergegenwärtigte sich bis in's Kleinste ihr erstes Beisammensein, diese Gluth, diese keusche Hingabe, diese tief athmende Seligkeit zu Zweien. Und über dieses süße Bild der Erinnerung wälzte sich dann, gleich einem fabel-

haften, grauennerregenden Urweltthier, die Vorstellung der Verwesung. Liebe und Tod, dieses geheimnißvolle Geschwisterpaar des Daseins, einander feind, und doch durch tausend geheime Fäden mit einander verwoben, hob träumend aus Blumen hervor seinen lächelnden Januskopf und lispelte leise: Rathe mich oder stirb!

Rathe mich, oder stirb! Reife taumelten welke Blätter vom Baum. Ueber den weißen Wirrwarr von Marmor-Steinen, der sich vor dem fiebernden Auge des Träumers in ein wogendes Meer versteinerten Jammers verwandelte, blickte er auf das blaue Weltmeer, das bewegungslos-glitzernd dalag, selber ein Räthsel.

Und plötzlich ging es wie Zorn über die Seele Walter's. Was ist das für ein lachender Traumgeist, der mit Welten, Blumen, Meeren, Völkern und Menschenherzen spielt wie ein Taschenspieler mit Ringen und Bechern? Woher sein Recht, bewußte, selbstbestimmende Wesen mit der Illusion der Freiheit zu erzeugen, um sie erbarmungslos von Zweifel zu Zweifel in den Abgrund hülfloser Knechtschaft zu schmettern?

Da sumnte ihm eine alte, vertraute Weise  
in die Ohren:

„Befiel' Du Deine Wege  
Und was Dein Herze kränkt  
Der allertreusten Pfllege  
Des, der den Himmel lenkt.  
Wer Wolken, Luft und Winden  
Giebt Wege, Lauf und Bahn,  
Der wird auch Wege finden,  
Da Dein Fuß wandeln kann!“

Thränen traten ihm in die Augen. Er sah  
das Kirchlein der Heimathstadt. Unten saß die  
Mutter, tief in Schwarz gekleidet. Goldene  
Lichter spielten durch die bemalten Scheiben.  
Der alte Organist reckte sich auf seinem Stuhl,  
um die heilige Handlung am Altar im Spiegel  
zu verfolgen. Und da erbrausten die Töne der  
Orgel: „Befiel' Du Deine Wege . . . . .“

Das also ist der einzige Ausweg! Man  
rettet sich aus der erbarmungslosen Helle des  
Zweifels in ein dunkles Gefühl der Ergebenheit  
und Entfagung. Die stolze Göttin Vernunft  
verschleiert sich und ihr Thron wird besetzt von  
der dunkeln Königin Phantasie, deren Traum-

zepter die Welt beherrscht, deren Sternenmantel glitzernd über die Lande fällt, deren staunendes Auge den Flug unserer Träume lenkt in das große Reich des Schweigens und der Ruhe . . . .

Und auch die Geliebte sagte ihm nichts mehr. Ihr Bild verblaßte, der süße Ton ihrer Stimme verhallte und nur von fern noch klang es gedämpft: good by, good by! —

Wie ein verzweifelter Schwimmer stürzte sich Walter zurück in die Brandung der Großstadt. Soll man denn einmal leben, so dachte er, so lebe man furchtlos in den Tod hinein. Mit dem Rest seiner Baarschaft miethete er sich ein kleines Zimmer in der Stanton-Street. Er wollte Arbeit suchen.

Es wollte ihm diesmal aber durchaus nicht gelingen. Wohin er sich auch wandte, überall fand er geschlossene Thüren. Sei es, daß der Spätherbst für die Arbeitsnachfrage überhaupt nicht günstig war, sei es, daß Walter's krankes und müdes Aussehen nicht als Empfehlung diene, alle Versuche, Arbeit zu finden, blieben erfolglos.

Endlich, nach wochenlangem vergeblichem

Suchen, fand sich eine bescheidene Stellung als Handlanger in einer großen Möbelfabrik an der Ostseite der Stadt. Mit Anspannung aller Kräfte trat Walter die neue Stellung an, entschlossen, sie um jeden Preis festzuhalten.

Die Arbeit war hart. Sie bestand theils im Verpacken und Aufladen von Möbelstücken, theils im Hinaufwinden von solchen aus den ebener Erde befindlichen Fabrik-Räumen in die im obersten (sechsten) Stock errichteten Lager-Räumlichkeiten. Diese Thätigkeit erforderte große Ausdauer und Muskelkraft. Die Mitarbeiter waren starke und gesunde Männer.

Eines Morgens hatte Walter ein ziemlich schweres Möbelstück, ein Buffet, am Elevator hinaufzuwinden. Er stand dabei zu ebener Erde im Schacht, während ein Mitarbeiter im obersten Stock wartete, um das Möbel in Empfang zu nehmen. Es war kein selbstthätiger Elevator, sondern ein einfaches Seil mit Schoten. An diesem Seil wurden die Waaren hinaufgewunden.

Walter fühlte sich an diesem Morgen besonders müde, aber er raffte alle Kraft zusammen, um

seine Schwäche nicht merken zu lassen. Da, als das Buffet vielleicht schon bis zum dritten Stock emporgewunden war, fühlte er plötzlich seine Kraft erlahmen. Das Seil entwand sich seinen Händen. Krampfhaft hielt er dasselbe fest, sodaß ihm die Innenfläche der Hände zerrissen wurde. Aber er konnte es nicht länger halten. Mit Gewalt stürzte das schwere Möbelstück in den Schacht hinunter, während er selbst mit Blitzgeschwindigkeit, hart am ersteren vorbei, in die Höhe geschleudert wurde. In tausend Trümmer wurde das Buffet zerstückelt, auch ein metergroßes Loch in den Boden geschlagen. Walter aber, hart bis an die Decke emporgeschleudert und zur Seite geschleudert, blieb, mit den Beinen in den tiefen Schacht hineinhängend, im obersten Stock bewußtlos liegen.

Bald erholte er sich, da er außer starken Contusionen wunderbarer Weise keine Verletzungen erlitten hatte. Er konnte am Nachmittage die Arbeit fortsetzen. Schwere Sorge erfüllte ihn aber wegen des durch seine Schuld entstandenen Schadens.

Am Samstag wurde ihm der Lohn ausbezahlt.



Dabei sagte der Cassier freundlich: „Es thut uns leid, wir können Sie nicht brauchen, da Sie nicht stark genug sind.“ Am Vohn war kein Abzug gemacht worden. Es erfolgten auch keine Vorwürfe. Es war eine Verabschiedung in höflichster Form.

Bekümmert kehrte Walter in sein Logis an der Stanton-Street zurück. Sein ganzer Besitz bestand in circa 12 Dollars, die er bis auf einen kleinen Rest für rückständige Miethen und Beföstigung zu zahlen hatte. Mit Sorge blickte er in die Zukunft.

Es war eine heiße, gewitterschwüle Nacht. Es litt Walter nicht in der dumpfen Kammer und er stieg hinauf auf das Dach. Ein lauer Luftzug wehte über die Dächer der Riesenstadt. Droben leuchtete der tiefklare Sternenhimmel, in der Ferne tönte es wie Meeresrauschen und — zwischen Himmel und Erde — neun Stock unter ihm das glühende Pflaster der Stanton-Street, hoch über ihm das lichte, kühle Nebelgewölk der Milchstraße, die hinüber in die Ewigkeit führt, entschlummerte Walter.

Er träumte. Wieder war er in Wartau. Er schritt über die alte Holzbrücke, am botanischen Garten vorbei, und stand plötzlich vor dem ganz veränderten und verfallenen Vaterhaus. Die Stufen der steinernen Treppe hatten sich gesenkt und sahen schief und krumm aus. Auf der obersten Stufe saß eine schwarze Katze und putzte sich. Viele Menschen gingen am Hause vorbei, aber sie waren ihm alle unbekannt. Gleichwohl schienen sie ihn zu kennen; denn sie blickten ihn forschend und sogar höhnisch an.

Ein alter Herr blieb stehen und sagte bedeutungsvoll: „Ohne stete Selbstbekämpfung erringt man keinen Sieg; und ohne veröhntes Gewissen kommt man zu keinem Frieden.“

Ein junges Mädchen, blaß und ganz in Grau gekleidet, nickte und sagte spöttisch: „Aha, der Amerikaner!“

Walter blickte auf sich herab und wunderte sich, daß man ihn kenne. Er war gebückt, sehr gealtert und hatte einen langen gelb-grauen Bart, der bis über die Brust herabfloß. In der Hand trug er einen Stab aus gebranntem Tannenholz.

Dann stieg er die Stufen hinan, die unter seinen Füßen wichen. Die Katze machte einen Buckel und schnaubte ihn an. Er trat in's Haus, das von Schimmel- und Moderduft erfüllt schien. Gras und Unkraut wucherten auf der Schwelle. Durch die zerbrochenen Fenstern drang feuchte Luft hinein.

Er trat in's Schlafzimmer des Vaters. Dort stand Alles unverändert an seinem Platz, der Schreibtisch, der Kartentisch, der Divan und die geflochtenen Stühle. Auch die Bilder hingen unverändert an ihrer Stelle. Nur erschien Alles gleichsam erblichen, erblindet und mit grauem Flor bedeckt.

Walter trat an den Tisch und berührte ihn. Wie morscher Zunder brach das Holz und er hielt eine poröse, wurmföchtige Masse in der Hand. Im Bücherschrank klopfte unaufhörlich die Todtenuhr.

Da sicherte es hinter dem Bettschirm und ein kleines Mädchen in weißem Hemde trat hervor. Sie machte einen hübschen Knicks und überreichte ihm eine verblühte Butterblume, deren dichte,

seidengraue Samenfugel sie lächelnd zum Fenster hinaus zerblies. Wie graues Federgewölk schwebte es in's Freie und das Mädchen sprach:

„Eins, zwei, drei,  
Alles ist einerlei.  
Bleib' oder reiß' aus,  
Zimmer bist Du zu Haus!“

Walter weinte. Die Thränen rollten in seinen grauen Bart und er fühlte, daß die Heimath nun für ihn todt sei. Das Kind verschwand hinter dem Bücherschrank. Plötzlich aber fühlte er die Nähe des Vaters. Es war ihm, als spüre er seinen Athem und er hörte die ausdruckslos gehauchten Worte: „Kopf hoch! Was sich hält und was zerfällt: Alles bleibt in der Welt.“ Es kam eine ruhige und theilnahmslose Stimmung über ihn. Man giebt sich nur zu viel Mühe um das Leben. Zu leben oder nicht zu leben, ist das Gleiche, dachte er. Dabei wachte er auf.

Der Himmel war pechschwarz geworden. Dunkle Wolken jagten wie wilde Rosse über den schlummernden Riesenleib der fremden Stadt. Und Walter stieg sinnend in sein ärmliches Zimmer hinunter.

Am anderen Morgen wurde ihm das Frühstück verweigert, da er nicht baar zahlen konnte. „Mach gut“, dachte Walter, „den Hunger muß man kennen lernen, wie alle Dinge in der Welt.“ Mechanisch ging er auf die Suche nach Arbeit. Als sich wieder nichts fand, begannen die großen Wanderungen.

So, das ist Waterstreet. Eine endlose Reihe schmutziggrauer, rother und brauner Häuser, eines wie das andere, in Dampf, Rauch und Nebel gehüllt. Dort blitzt durch eine Querstraße der Hudson. Ein Suez-Dampfer mit Caffee wird ausgeladen. Ein Gewimmel von Menschen, Glüche, Kettengerassel. Wie dort, hoch über den Häusern, die elektrische Brückenbahn gleitet! Und dort die Hochbahn. Dieses Haus ist wohl ein Magazin. Ballen um Ballen rollt aus dem offenen Fenster des Top-Floors auf die Straße und von der Straße auf die riesigen Lastwagen. Hier ein Drogen-Magazin. Ein Chaos von aromatischen Gerüchen füllt die schmutzig-graue Straße. Und Walter hungert.

Hunger! Die Menschen sind geistige Wesen,

wenn sie aber nicht zu essen haben, so wird der Geist unruhvoll und belauert sein Haus. Er belauert sein Haus, krümmt sich wie ein Wurm und leidet. Endlich wird er ganz vertrieben, verläßt das Haus und streicht über Sümpfe und Fiebergegenden an den Ort der großen Qual, wo ein Gewühl von Rattern seiner wartet.

König Hunger, hager, hohlängig und mit gebietender Stirn, um die Schultern den zersezten Purpur geschlagen, in der Hand die Geißel mit spielenden Schlangen, gehüllt in die Wolke von weißem, giftigem Staub, schreitet stolz durch die Straßen. Vor sich her treibt er die Nebelgestalten und hungernden Seelen, die wie im Sturmwind fliehen, an den Ort der Qual. Dorthin, wo Viele sind.

Und Walter hungert. Das ist eine Whiskey-Höhle. Schmazen, Rülpsen und Fluchen schallt da auf die Straße hinaus. Ein Kerl mit zerrißenen Hosen, die seine schmutzigen Lenden sehen lassen, schlürft aus rostigem Blechbecher die schaale Reige Lagerbier, die er aus den in der Sonne brütenden Fässern zusammengegossen hat. Blaue

Wolken von Tabak schweben auf die Straße. Einige Seelente würfeln um Whisken, ein Anderer spielt Harmonika, während seine kurzen Beine in der Luft baumeln. Er balancirt den Stuhl auf den hintern Füßen, spuckt Kautabak-Brühe aus, schaukelt sich und musiziert.

Und ist das nicht Washington-Street? Jawohl, da steht in goldenen Lettern „Evangelisches Fremden-Asyl.“ Und wenn Du, Hungernder, jetzt dort eintreten wolltest und Nahrung begehrest, was würde Dir wohl von diesen modernen Predigern des Evangeliums der Armen zu Theil? Von der Schwelle würde man Dich stoßen wie einen Hund; denn Du hättest kein Geld und das Christenthum Christi ist heute nur noch eine Dekoration für Diejenigen, die etwas haben oder wenigstens etwas erreichen wollen. „Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr!“

Walter lächelte. Das Hungern ist etwas Einfaches, einfach wie Alles in der Welt. Er sagte sich, ruhig und ohne Groll: Was Du leidest, es ist das Loos von Millionen von Menschen ihr Leben lang. Sie wollen arbeiten und in

Ehren das bittere Leben leben. Aber man stößt sie auf die Gasse und läßt sie hungern. Denn Handel und Wandel sind Privatsache, die Produktion von Waaren, mag sie noch so sehr entscheiden über Wohl und Wehe von mehr als der Hälfte der Menschheit, ist Sache des Einzelnen. Ist er geschickt und ehrenhaft, hat er Glück, nun gut. Ist er ein Schuft oder hat er Unglück und gefährdet er dadurch das Leben von Tausenden, so ist das Privatsache. Und wenn die Hungernden auf die Straße steigen und nach Brod rufen, wenn sie anprallen an die geheiligten Säulen der Ordnung und das Gebäude Staat dadurch in's Wanken geräth und ein Gelächter wird, so ist das auch Privatsache. Jeder sehe wie er durchkommt. Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott!

„Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott“: Ein Grundsatz von Bestien für Bestien erfunden, dachte Walter. Hat nicht Christus gesagt, daß man seinen Bruder lieben soll? Steht nicht irgendwo ein Gleichniß von einem barmherzigen Samariter?

Das ist Battery-Park. Und da ist auch ein



öffentlicher Brunnen. Her mit dem Blechbecher, damit sich ein Hungernder laben kann! Aber das Wasser ist lau und der Hungernde muß sich erbrechen. König Hunger, so dachte Walter, ich höre Dich schreiten. Tapfer treten Deine Knochenfüße den Boden, Du schwingst Deine geblähten Schlangen und vor Dir wogt ein hüpfender, ringender Strom von Hungergestalten, endlos, endlos. Du aber nickst, daß die blecherne Krone sich senkt, Du reckst Deine harten Schultern im Purpur Deiner Macht und es reiht sich in Deine Heere ein neuer Kämpfer der Qual.

Walter war müde und er fühlte stechende Schmerzen im Leib. Thut nichts, so dachte er, wenn Du nur ruhig schlafen kannst! Noch hast Du einen Ort, da Du Dein Haupt kannst hinlegen. Und Tausende haben nicht einmal ein Bett und Hunger dazu.

Um 9 Uhr Abends traf Walter todesmüde in seinem Boarding-House in der Stanton-Street ein. Um peinlichen Fragen wegen des Nachtessens zu entgehen, stieg er sofort die Treppen hinan auf sein Zimmer. Aber das Zimmer war verschlossen.

Wie er sich noch vor der Thüre zu schaffen machte, kam die deutsche Wirthin hinzu und sagte redefertig: „Ja machen Sie nur, daß Sie weiter kommen, wenn Sie kein Geld haben. Wir haben kein Asyl für Arme und Obdachlose!“

Wortlos entfernte sich Walter. Eine wilde Freude kam über ihn, daß er nun auch einmal alles Elend der Welt genießen dürfe. Hunger zu haben, ist einfach, und obdachlos sein und krank dazu, ist auch einfach. Denn wenn es nicht einfach und nothwendig wäre, wie käme es, daß Hunderttausende Hunger haben und obdachlos sind? Würden Sie dann nicht dagegen aufstehen und sich zur Wehr setzen?

Es war Nacht geworden. Walter schritt müde den Broadway hinunter. Im Licht tausender von elektrischen Flammen strahlte die herrliche Straße. Herren in Lack und Claque, geputzte und gepuderte Damen in Seide und Brillanten hasteten aus der Oper. Dort am Spiegelfenster des reichen Restaurants speist ein blasirt aussehender Herr einen mächtigen rothen Hummer mit Salat. Perlender Sekt duftet ihm in die

Nase. Ist das wohl ein Glücklicher? Sein fahles, schwammiges Gesicht sagt nichts von Glück.

Walter setzt sich nieder auf eine Bank in City-Hall-Park. Dutzende von zerlumpten Gestalten umlagern die Bänke, hell bestrahlt vom eisigen Licht der elektrischen Flamme inmitten des Parks.

Und Walter schlummert. Sein müdes Haupt fällt nieder auf die Brust, der Oberkörper stützt sich noch auf die Lehne und sinkt dann nieder auf die Bank. Er schläft still und friedlich.

Da erwacht er plötzlich von einem Knüppelhieb auf das Schienbein. Vor ihm steht ein baumlanger, blauberöcker Polizist. Und der Polizist spricht: „Go away, you goddam loafer! Heer is not the place to sleepe.“

Ist es wohl Christi Wille gewesen, seine Ordnung durch Menschen wahren zu lassen, deren drittes Wort „gottverdammte“ ist? Oder ist es am Ende nicht mehr die Ordnung Christi, die christliche Ordnung?

Einige Zerlumpte stehen grinsend da und fragen sich. Sie hungern auch und sind obdachlos.

Aber Walter hört das Wort „goddam greenhorn“ aus ihrem Munde.

Ein merkwürdiges Land mit so vielen Kirchen, so vielen Hungernden und Obdachlosen, wo das dritte Wort ein „Gott verdamme mich“ ist. Christus hat nicht geflucht und war gut mit den Hungernden.

Nein, es ist doch keine christliche Welt, dachte Walter. Denn arm sein, heißt doch nicht immer ein Verbrecher sein. Hier aber gilt als Verbrecher, wer arm ist. Und es hat viel Arme! Darum braucht der Staat auch viele Wächter, die auf Ordnung sehen müssen, die den Hungernden und Obdachlosen, der auf öffentlicher Bank, ermüdet, einschläft, mit Knüppeln wecken und — „goddam“ sagen. Nein, es ist keine christliche Welt!

Es ist eine Welt für Bestien, für Bestien mit guten Zähnen und Krallen, die Gottes Wort im Munde haben, weil es „guter Ton“ ist.

Tiefer Ekel erfüllte das Herz des Hungernden, Ekel mehr als Bohn; denn er dachte an die Anderen, und daß dies keine Ausnahme, sondern Regel sei.

So verbrachte Walter die erste Nacht als

Obdachloser auf den Bänken von City-Hall-Park, umkreist von Polizisten und zerlumpten Jammergestalten.

Zitternd und grell umfloß das weiße elektrische Licht das dämonische Bild. Wolken von kleinen Nachtfaltern umschwärmten die kalte, gleißende Flamme. Man hörte nur den taktmäßigen Schritt der patrouillirenden Polizisten, das heisere Geflüster der Zerlumpten und das sanfte Gemurmel des nahen Brunnens.

Es dämmerte und wurde Tag. Walter kühlte sich das fieberglühende Gesicht am Brunnen und trank einen Becher Wasser. Dann begannen wieder die Wanderungen, den Broadway hinauf, den Broadway hinunter, Bowery, Chatham-Street, Wallstreet, Battery-Park, Central-Park: endlos, endlos.

Zuweilen dachte er daran, den ersten Besten auf der Straße anzusprechen und ihm zu sagen, daß er hungere. Aber die Menschen hasteten voll Unruhe hin und her, Keiner mäßigte den Schritt oder blieb stehen und Alle hatten kalte, gierige Blicke, starr, angstvoll, raubthierartig.

In der Mulberry-Street bemerkte er einen „Tramp“, der gierig in den Abfällen des Aschens kastens wühlte und von den aufgeweichten Brodresten und faulen Tomaten aß. Würgender Ekel ergriff ihn beim Anblick dieser geschändeten, in den Schmutz getretenen Menschlichkeit. Nein, lieber sterben, als so sein Leben weiterfristen, dachte er.

Um die Mittagszeit des zweiten Tages stellten sich heftige Leibschmerzen ein. Auch schienen ihm alle Dinge wie durch Fieberflor getrübt und erblindet. Eine Apathie, eine ungeheure Müdigkeit und Energielosigkeit beherrschten den Hungernen. Es wäre ihm nicht mehr möglich gewesen, Arbeit zu suchen oder irgend Jemand um Hülfe anzusprechen. Nicht verzweifelt war er, sondern in tiefster Seele ermüdet, nicht so sehr durch die eigene Hungerqual, als durch den Ekel und das Grauen der Abgründe, die ihn von allen Seiten anghnuten.

In diese Müdigkeit mischte sich aber auch eine gewisse Neugier, die Neugier, wohin dieses Hungern führen werde, ein gewissermaßen ironisches Sich-

selbstbelauern, eine kalte Beobachtung der Erscheinungen und Empfindungen des eigenen Körpers. Endlich auch eine stolze, wilde Freude darüber, daß er das tiefste Elend kennen lernen, so zu sagen die ganze ungeheure Skala menschlichen Empfindens in sich selbst reproduzieren durfte. Er fühlte, daß die Erfahrungen dieser Tage seiner Weltanschauung die entscheidende Richtung geben würden, so fern er nur leben bliebe. Das Elend, so lernte er erkennen, wird nur von denen begriffen, die selbst elend waren und es noch sind. Es ist nicht Bosheit und Härte allein, was die meisten Menschen fremdem Jammer gegenüber kalt und empfindungslos erscheinen läßt, es ist das Unvermögen, das Elend zu begreifen, es zu glauben.

Am meisten fesselte es Walter, das Verhalten des hungernden Gehirns zu beobachten. Während die Reaktionen des Magens, des Darms und des Herzens von gewisser rhythmischer Einförmigkeit waren, kämpfte das Gehirn einen vielgestaltigen, erbitterten und zähen Verzweiflungskampf, ganz als wenn in einem müden und sterbenden vegetativen Organismus ein wildes

und unruhvolles, tausendarmiges Thier sein Wesen triebe.

Die Phantasie spiegelte ihm lukullische Mahlzeiten vor, schattige, lauschige Gärten mit kühlen Fontänen, üppiges Behagen und allem dem gegenüber Blasiertheit und Uebersättigung. Während er krampfartig den Speichel schluckte, den die erschlafften Schleimhäute ausströmten, täuschte ihm das mit der Gefahr spielende Gehirn Appetitlosigkeit vor.

Dann empörte sich das unruhvolle Organ gegen den erschlafften Körper. Feigling, so nimm doch, was Du brauchst! Siehst Du Dich nicht umgeben von Lebensmitteln, um Tausende zu übersättigen!

Und Walter sagte sich: Es ist einfach und klar, die Raublust der Hungernden ist eine instinktartige, nothwendige und natürliche Reaktion des um seine Existenz ringenden Gehirns.

Aber was hinderte ihn dann, zuzugreifen? War es Scham, war es das Gewissen, die Erziehung? Er forschte in sich selbst und fand die Erkenntniß des Rechtes in sich vor, Nahrungs-



mittel zu stehlen und sogar zu rauben. Aber man kann von einem Rechte Gebrauch machen oder auch nicht Gebrauch machen, meditirte er weiter. Ich gebe das Recht nicht auf, aber ich mag davon keinen Gebrauch machen, da das Leben nicht werthvoll genug ist, um es durch Geltendmachung dieses Rechtes zu erhalten. Essen ist natürlich, hungern ist natürlich, rauben ist natürlich, aber sterben ist es auch. Und steht das Recht, zu sterben, nicht höher, als das Recht, zu leben? Ist es nicht leichter zu erkämpfen, ehrenvoller und sozusagen vornehmer? Oder sind das Alles nur maskirte Spitzfindigkeiten der absoluten Moral, die uns knebelt? — — —

Pfui, das Hungern ist etwas Gemeines; denn es erzeugt den Neid! dachte Walter, als er an einem Restaurant vorbeiging, aus dessen Thüren und Fenstern der würzige Dampf der Auserjuppen quoll. Er war doch sonst nicht neidisch und gönnte Allen Alles. Und jetzt diese Wuth, diese lechzende Gier, dieses aufregende Klopfen des Herzens!

Es war Abend. Walter hatte sich bis in

den Central-Park geschleppt. Der Abendwind streifte die gelben Blätter von den Bäumen und es lag eine große Trauer auf diesem Park. Auf dem Teich ruderten nachdenklich einige schwarze Schwäne. Das einsame Boot schaukelte hin und her und monotones Glucksen des Wassers erhöhte nur die Feierlichkeit des Schweigens.

„My boy, my poor, sweet boy!“ raunte es in Walter's Erinnerung. Warum mußte ihm die Geliebte sterben, warum mußte er krank und arbeitslos werden, warum Hungers sterben? Ist solche Grausamkeit zur Erziehung der Menschen nothwendig, ist das eine Probe sittlicher Weltordnung? Ist es Zufall, ist es blinde Nothwendigkeit?

Großes, träumerisches Schweigen antwortete auf diese Fragen. Dann stahlen sich, wie bunte Blumen aus Steinrißen hervor, einige einfache Noten an den Spiegel des Bewußtseins. Die Noten reiheten sich leise an einander und es glitt die Melodie über die getrübbte Seele: „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden!“

O diese alten Lieder!, dachte Walter, sie sind voll Weh und Herzleid, aber schlicht und wahr und nicht durch Vernunft zu überwinden. Sie treiben das Wasser in die Augen, lassen das Herz brennen, und wenn sie verklungen sind, so ist man rathlos und allein und es ist wie das Rauschen des Abendwindes in den Blättern.

Diese Nacht schlief Walter, in Herbstlaub tief gebettet, im dichten Gebüsch des Central-Parks. Kein Polizist knüppelte ihn aus dem Schlaf, aber mitleidig rauschten die Blätter auf ihn herab und er fühlte sich am Busen der alten, guten Mutter, der Erde. Und er küßte den Boden und weinte.

Im Schlaf ging ein freundlicher Traum über seine Seele. Ein schneeiges, süßes Mädchenbild schwebte über dem tiefgrünen See und streute Blumen, bunte Blumen, Alpenrosen, Enzianen und Bergißmeinnicht, aus uner schöpfllichem Füllhorn. Und ein Lied tönte von morgendlich erhellter Alm, so still, so schlicht und klagend wie Aelpler-Heimweh.

Und der Morgen des dritten Tages brach

an, strahlend, die herbstlaubumwundene Goldkrone auf den kalben Locken. Mühsam raffte sich der Hungernde auf und schleppte sich zum Teich, um sich zu waschen. Dann trocknete er sich das Gesicht mit dem Taschentuch.

Es mochte 6 Uhr sein. Der Park war still und menschenleer. Nur das Vogelgezwitscher und das Rauschen des Springbrunnens tönten in das Schweigen. Walter trank ein wenig Wasser. Aber es wurde ihm sterbensübel davon und es begann ein langes Würgen von Galle. Stechende Schmerzen im Leibe erschwerten das Gehen und Stehen. Darum kauerte er sich auf eine Bank zusammen und zählte die Stundenschläge von der nahen Thurmuhr.

Der Park begann sich zu bevölkern: Gärtner, Dienstboten und Flaneure. Ein furchtbares Gefühl von Vereinsamung kam über den Hungernden. Nicht einer von diesen geschäftigen, fremden Menschen kannte ihn. Ob er verhungerte, oder nicht, das war ihnen gleichgültig. Und Walter erinnerte sich an die liebende Sorge, die jeden seiner Schritte bewacht hatte, als er noch ein

Kind war. Wie ist es nur möglich, daß man zuerst so geliebt und dann plötzlich so verlassen sein kann?, dachte er.

Es ergriff ihn ein seltsames Gefühl von Trotz, ein bitter süßes Schmollen, wie er es schon als Kind empfunden hatte, der schmerzliche Drang, sich von allen Menschen abzusondern, sich zu verfrachten und irgendwo wie ein verwundetes Thier ungesehen zu verenden.

Ein Gefühl fieberhafter Unruhe trieb ihn wieder hinein in das Gewühl der Stadt. Da wälzte sich wieder der unaufhörlich hastende Strom von Menschen durch den Broadway. Kutschen und hohe hellfarbige Omnibusse jagten durch die Straße. Die Kutscher mit ihren Glanzhüten und kaffee gelben Vivreen knallten mit den Peitschen. Die Damen in den Kutschen neigten sich zu einander, plauderten und lächelten.

Dieses Lächeln kam Walter wie ein Puppenlächeln vor. Alles erschien ihm erstarrt, gewissermaßen versteinert, und selbst der Fluß der Dinge und Personen schien ihm etwas zäh Zusammenhängendes, gewissermaßen Klebendes, Gefrorenes

an sich zu haben. Er sah die Welt wie durch einen trüben Flor. Die Häuser, die rollenden Kutschen, die Bäume in den Anlagen, zitterten und flimmerten vor seinen Augen. Selbst das Klatschen der Peitschen wirkte nicht mehr auf sein Gehör, sondern nur auf den Gesichtssinn. Er hörte keine differenzirten Geräusche, sondern nur ein dumpfes Rollen und Brausen, wie man es beim Schwimmen unter Wasser zu vernehmen glaubt.

So kam er in die Nähe der amerikanischen historischen Gesellschaft. Blitzartig kam ihm die Erinnerung an seinen Landsmann Schollenbach und daß er demselben bei Gelegenheit der letzten Begegnung, als er als Knopfmaler gute Tage hatte, 10 Dollars geliehen habe, die noch nicht zurückerstattet waren. Er wunderte sich und machte sich Vorwürfe, daß er in seiner augenblicklichen gefährvollen Lage nicht früher daran gedacht hatte.

Schnell schritt er auf das imposante Gebäude zu, erstieg die breite Treppe und läutete. Ein Negier in Livrée öffnete ihm, musterte ihn miß-

tranisch und fragte nach seinem Namen. Dann entfernte er sich und ließ Walter wohl 5 Minuten stehen. Als er endlich zurückkehrte, sagte er, Herr von Schollenbach sei nicht zu Hause und überhaupt für längere Zeit abwesend.

Enttäuscht entfernte sich Walter. Wie im Fieber schritt er über die weichen persischen Teppiche und stieg, vom Neger begleitet, die Treppen hinunter. Schnell schritt er über die Straße, blieb auf dem jenseitigen Trottoir stehen und blickte instinktmäßig zu den Fenstern des Hauses hinauf.

Da erkannte er plötzlich das scharfe Profil Schollenbach's am Fenster. Aber nur einen Augenblick war das bleiche Gesicht mit der Adlernase sichtbar. Blitzartig verschwand es, wie die Bilder eines chinesischen Schattenspiels verschwinden.

Zorn und Verachtung kämpften in Walter. So war denn dieser Mann, der so viel Gram und Elend über seine arme Mutter gebracht, ein Schurke geblieben! Walter erinnerte sich jetzt auch, von verschiedenen Personen vor ihm gewarnt

worden zu sein, als vor einem erwerbsmäßigen Hazardspieler und Schuldenmacher.

In diesem Augenblick rollte der Tramwagen an Walter vorbei. Auf der Plattform erkannte er Schollenbach, in ein Gespräch vertieft mit einer jungen Dame in schwarzer Seide und mit Veilchen an der Brust. Er war elegant gekleidet, eine schwere goldene Kette hing über seine weiße Weste und er lächelte hochmüthig.

Walter dachte an die arme Frau in Warten, die fest an die Besserung ihres Sohnes und an ein freundiges Wiedersehen in der Heimath glaubte. Tiefes Mitleid mit der Aermsten erfüllte ihn.

Im Union-Square, auf einer Bank, sank Walter ächzend zusammen. Ihm war schwindlig, Straßen und Häuser drehten sich vor ihm wie Windmühlenflügel und ihn fror. Die Hände hatten die Farbe von Wachs und die Fingernägel waren blau.

Und es war wieder Abend. Walter hatte sich in die Washington-Street geschleppt. Wie er sich nach einem Schlupfwinkel umsah, entdeckte er einen leeren, gedeckten Metzgerwagen. In diesen



Wagen kroch er ungeesehen hinein und kauerte sich auf dem Boden liegend zusammen. Der Wagen roch nach faulem Fleisch. Das reizte seinen Ekel und erregte erneuten Brechreiz. Es war aber nur ein müdes Würgen. Selbst die Galle hatte ihre Thätigkeit eingestellt.

Walter verfiel in Halbschlaf. Er war sich dabei seiner Lage vollkommen klar, wußte, wo er sich befand, aber war unfähig, sich zu bewegen. Es war wie eine Lähmung über ihn gekommen.

Aus diesem Zustand wurde er, vielleicht zu seinem Glück, Morgens um 4 Uhr durch einen eisigen Wasserstrahl aufgeschreckt. Der Metzgerknecht stand mit dem Hydranten vor dem Wagen und spülte ihn von außen und innen aus. Mit rohen Worten und unter Verabreichung von Fußtritten an die Schienbeine und in den Unterleib trieb er ihn aus dem Wagen. Auch folgte er ihm noch 10 bis 20 Schritte und wiederholte die Fußtritte, fluchend und schimpfend. An der schlechten englischen Aussprache erkannte Walter, daß es ein Deutscher war.

„Warum mißhandeln Sie mich? Sie sehen,

daß ich krank und schwach bin?!“ sagte Walter auf Deutsch.

Da brüllte ihn der Bursche an: „I will give you a lektion, you goddam loafer, you goddam sonofabeech!“ Dabei schlug er ihm die Faust in's Gesicht, zwei Mal, daß das Blut über Kinn und Wangen rieselte.

Walter schwieg. Er fühlte, wie ihm, ohne daß er eigentlich weinte, das Wasser in die Augen trat und widerstandslos über die Wangen strömte. Es war zu viel. Er eilte, um aus dem Bereich des Wüthenden zu kommen, und besand sich plötzlich auf der Ostseite der Stadt, im deutschen Viertel, auch „Klein-Deutschland“ genannt.

Schließlich lief er beinahe, aber taumelnd und unfähig, sich auf dem Trottoir zu halten. Er wollte so schnell wie möglich an den East-River, um seinen Leiden durch einen Sprung in's Wasser ein Ende zu machen. Dabei dachte er an die Heimath, an die Mutter und an die Geschwister. Deutlich traten kleine Episoden aus der ersten glücklichen Kindheit vor seine Seele und heiter im Sonnenglanz lag Frohenheim vor

ihm, mit seinen maigrünen Birkenwäldern, seinen lichtblauen Flachs- und seinen rosigen Buchweizenfeldern.

Er lief immer schneller, seine Brust athmete krampfhaft, rhythmisch bissen sich die Zähne in die blutlosen Lippen und er schluchzte. Sterben, sterben!

Erschöpft und athemlos blieb er endlich vor einem Keller-Vokal stehen. Ueber der Kellertreppe war ein Schild mit der verwischten Aufschrift: „Franz Böhning, Schuhmacher“. Am Fenster, das zur Hälfte in's Erdgeschoß reichte, war ein schmutziges Plakat zu lesen: „Hier wird ein Arbeiter gesucht.“ Die Worte auf dem Firmaschild und auf dem Plakat waren deutsch.

Es kam über Walter wie eine Ahnung nahender Rettung. Er stolperte die Treppe hinunter und trat in die schmutzige, halbdunkle Schuhmacherwerkstatt. Dort saßen der Meister und ein Gesell auf ihren kleinen, hohlsitzigen Drehstühlen. Der eine schabte mit Glas an einer Schuhsohle, der andere nähte an einem Frauenschuh. Beide sahen freundlich und gut-

müthig aus. In der Mitte des kleinen Zimmers stand eine Nähmaschine mit drei verschiedenfarbigen Fadenrollen, gelb, roth und schwarz.

„Sie suchen einen Arbeiter“, redete Walter den Meister an, den er durch sein würdigeres Aussehen als solchen erkannte.

„Zawohl, ich kann noch einen Arbeiter brauchen, aber nur vorübergehend. Sind Sie ausgelernter Schuhmacher?“ antwortete der Meister.

„Nein, Schuhmacher bin ich nicht; aber ich bin seit 4 Tagen obdachlos und habe ebensolange keine Nahrung zu mir genommen“, platzte Walter heraus.

Erschreckte Blicke streiften ihn. Aber der Schreck und das Mißtrauen wichten und Mitleid und Wohlwollen behaupteten den Platz. Hinter den Brillengläsern des alten Gefellen schimmerten Thränen und er hieb wie toll auf die Sohle los, während er dem Meister forschende Blicke zuwarf.

Meister Böhning stand auf, ging auf die Thüre los, die in die kleine Wohnung im Erdgeschoß führte, öffnete jene und verschwand. Man hörte seine Stimme und bald darauf diejenige

einer Frau. Unterdeffen hatte sich Walter auf den Drehstuhl gesetzt. Mitleidige Blicke des Gefellen streiften ihn. Plötzlich warf dieser den Schuh fort, langte hastig in die Tasche und holte eine zerknitterte Dollarnote hervor, die er Walter überreichte. Seine Augen waren naß und seine Stimme zitterte, als er sagte:

„Nehmen Sie die kleine Bezgehrung von einem schlichten Arbeiter, der sein Brod hat! Ich sehe, Sie sind von gutem Stande und haben schwer müssen leiden. Haben Sie nur Muth, der Meister ist herzensgut und wird schon weiter Rath schaffen.“

Heiße Rührung überströmte Walter's gequälte Seele. Er stand auf, reichte dem alten Gefellen beide Hände und stammelte Dankesworte. Vergessen war alles Leid und die erlittenen Mißhandlungen gut gemacht. „Gott sei gelobt, nicht alle Menschen sind Bestien!“

Unterdeffen kam der Meister mit seiner Frau zurück, die einen Krug mit Bier, Käse und kaltes Fleisch auf einem Teller trug. Sie blickte Walter mütterlich-mitleidig an, begrüßte ihn und

nöthigte ihn zum Essen. Und er setzte sich an den kleinen Arbeitstisch, wo Ahlen, Pechdraht, Nägel und Holzstifte bunt durcheinander lagen, und aß. Diskret blickten die beiden Männer vor sich hin und arbeiteten mit doppeltem Eifer. Der Hammer pochte, der Pechdraht schwirrte und ein Halbverhungertes erhielt seine Nahrung. —

Als Walter, der seine Gier gewaltsam zügelte, gegessen hatte, wurde er nach seiner Herkunft, seinen Schicksalen und Verhältnissen befragt. Wortlos hörten die beiden Schuhmacher zu. Die schlichte Darstellung machte auf sie den Eindruck der Wahrhaftigkeit, ihr Interesse und ihr Mitgefühl wuchsen und sie fingen an zu erwägen, wie man dem schiffbrüchigen Fremdling auf die Beine helfen könne.

Meister Böhning war noch von Deutschland aus befreundet mit dem Stock-Clerk eines großen Spielwaaren-Geschäftes am Broadway: Altstein, Bernhof & Co. Diese Firma beschäftigte, namentlich vor Weihnachten, eine große Anzahl Arbeiter. Es war Aussicht vorhanden, Walter eine bescheidene Stellung in diesem Geschäft verschaffen zu können.

Meister Böhning steckte ihm noch einige Dollar=Noten zu, rieth ihm, sich in einem Gasthause zur Ruhe zu legen und am anderen Morgen, wenn er sich stark genug fühle, wiederzukommen. Dann wollten sie zusammen ihr Glück bei Altstein, Bernhof & Co. versuchen.

Walter fehlten die Worte, um seine Dankbarkeit auszusprechen. Er sah dem guten Manne dankbar in's Auge, schüttelte ihm die Hand und verabschiedete sich.

Auf die Straße hinausgetreten, schwankte er, wohin er sich wenden sollte. Endlich entschloß er sich, sein altes Logis in der Stanton=Street aufzusuchen. Er wurde neugierig und verlegen empfangen. Als er aber die Dollar=Noten sehen ließ und von seinen Arbeits=Aussichten sprach, überströmten die guten Leute von Herzlichkeit. Das mit dem Abschließen des Zimmers sei überhaupt gar nicht so gemeint gewesen, er habe ja auch noch Effekten, die etwelche Sicherheit für die rückständige Rechnung geboten hätten, man dürfe doch auch noch ein Wort reden, wenn man borgen solle, und dergleichen mehr.

Walter lächelte müde und zog sich bald in sein Zimmer zurück. Auf dem Nachttisch fand er einen Brief aus der Heimath, der mittlerweile eingelaufen war. Es war ein freundlicher Brief von der Mutter. Auch befand sich darin eine Anweisung auf 300 Dollars.

„Bierundzwanzig Stunden später“, dachte Walter, „wäre dieser Brief durch die dead-letters-office zurückgesandt worden.“

Der Brief enthielt auch eine betrübende Nachricht. Onkel Golm und Frau Abda waren bald nacheinander gestorben. Ganz Meerzdorf trauerte um den Alten. Kurz vor seinem Tode hatte er geäußert: „Ihr meint, ich müsse sterben. Ich aber sage Euch, ich werde nur in eine höhere Klasse versetzt.“

Boris hatte sich am Sterbebett der Mutter schwächlich benommen. Für seine Erbschaft besorgt, war er in's Krankenzimmer gestürzt und hatte die sterbende Mutter beschimpft und bedroht. Eines der Häuser war schon sein Eigenthum, aber er wollte auch noch das andere besitzen und war entrüstet, daß die Schwester als Erbin



bestimmt war. Auch forderte er, daß die Schwester das elterliche Haus verlassen solle und bedrohte sie mit dem Tode. Unter dem Gebrüll und Gepolter des Sohnes war die arme alte Frau entschlafen.

Walter seufzte. Seine Seele war bekümmert und bedrückt, durch das eigene und durch das fremde Leid, am Meisten aber durch den Anblick der Niedrigkeit der Menschen. Sterbensmüde legte er sich zu Bett. Ein Gewühl von schattenhaften Bildern jagte wolkengleich über seine entschlafene Seele, die schweigend ruhte, gleich einem träumenden Bergsee. Es waren die Spukbilder der letzten Tage, durch einander gemischt mit Bildern aus der Heimath und solchen der eigenen krankhaft erregten Phantasie. —

Als Walter am anderen Morgen den Brief aus der Heimath vorwies, strahlten die Gesichter der Wirthsleute. Die Frau, die ihm noch vor wenig Tagen die Thüre gewiesen hatte, sagte im Ton der Ueberzeugung, sie habe immer geglaubt, daß Herr Wendrich aus gutem Hause und ehrlich sei. Nun habe sie wieder einmal Recht behalten! Man

dürfe doch immer wieder zu den Menschen Vertrauen haben. Sie sei zwar schon oft betrogen worden, aber ihr gutes Herz dulde nun einmal keine Grausamkeit. Dabei zerdrückte sie einige Thränen und um ihre Mundwinkel zuckte es in aufrichtiger Rührung. Sie glaubte offenbar, was sie sagte, obwohl es durch die Thatfachen Lügen gestraft wurde.

Walter staunte. Die Wahrnehmung, daß Menschen gemein und niedrig handeln können, während sie gleichzeitig von ihrer Herzensgüte überzeugt sind und im Gedanken an dieselbe von echter Rührung befallen werden, gab ihm zu denken. Sollte nicht, so dachte er, der größere Theil menschlicher Schlechtigkeit auf Selbsttäuschung und Beschränktheit zurückzuführen sein?

Meister Böhning war hoch erfreut, als ihm Walter den Brief aus der Heimath zeigte. „Tragen sie dem Gelde nur Sorge!“, meinte er. Sie gingen sogleich zu Altstein, Berndorf u. Co. Inmitten des riesigen Lagers, umringt von ganzen Gallerien von Puppen und allem nur erdenklichen Spielzeug, trafen sie Herrn Ehlers,

den Stock-Clerk an, einen kleinen beweglichen Mann mit dunklen Augen und großer goldner Brille.

Sie hatten es gut getroffen. Man brauchte noch mehrere Arbeiter und Walter wurde sofort gegen 12 Dollars die Woche als Packer und Auskäufer engagirt. Meister Böhning strahlte vor Glück und legte überhaupt ein solches freundschaftliches Wohlwollen an den Tag, daß Walter ihn lieb gewann. Wäre er doch ohne die Hilfe des wackern Mannes anstatt in das freundliche Puppenheim in die düstere Morgue gekommen!

Schon am nächsten Morgen trat Walter seine Stellung an. Auf dem Lagerboden des riesigen Gebäudes hatte er nach den Bestellscheinen die verschiedenen Waaren herauszusuchen, abzuzählen und in Haufen zur Verpackung und Versendung aufzuschichten. Bald war er umringt von Puppen, Zinnsoldaten, Flinten, Säbeln, Harmonikas, mechanischen Eisenbahnen und Dampfschiffen, kleinen Kobolden und allerhand sonstigem Spielzeug. Müde aber glücklich, wie ein großes, genesendes Kind, saß Walter da und beschäftigte

sich träumerisch mit den Herrlichkeiten kindlicher Sehnsucht.

Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, zog eine automatische Eisenbahn auf und ließ sie über die Diele fahren. Schnell und sicher rollte das kleine Gefährt auf dem glatten Boden. Walter lächelte.

In diesem Augenblick trat der Chef, Herr Altstein, an ihn heran. Er betrachtete den todesblaffen jungen Menschen, dessen tief eingefallene Augen wie in seligem Fieber erglühten, fuhr ihm mit der Hand über das Haar und sprach einige freundlich ermunternde Worte zu ihm. Dann betrachtete er das abgelaufene Spielzeug und nickte befriedigt. Offenbar war er mit der Probe des Mechanismus der Lokomotive zufrieden. Das automatische Spielzeug wurde nämlich von der Firma selbst fabrizirt, während alle übrigen Waaren aus Frankreich und Deutschland importirt wurden.

Schnell hatte sich Walter in die neue Thätigkeit eingelebt. Er kannte die Waaren bald so genau, daß er sie im Dunkeln hätte heraussuchen

können. Sein starker Sinn für Gegenständlichkeit und seine Vorliebe für phantastische Dinge und Situationen begünstigten die Anpassung an die neue Aufgabe.

Er verdiente jetzt nicht nur genug für den Unterhalt, sondern noch darüber hinaus. So konnte er sich auch manche Zerstreuung und geistige Genüsse verschiedener Art gewähren. Immer mehr lernte er die Wahrheit der Strophen in Eichendorff's „Aus dem Leben eines Taugenichts“ kennen: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.“ Es war ihm vergönnt, die größten Bühnengenies der Zeit kennen zu lernen: Rossi, Salvini, Friedrich Haase, Poffart, Booth, Ludwig Barnay, Marie Geistinger, Franziska Ellmenreich, Josephine Gallmeyer und andere. Auch hörte er die Sängereinnen Adelina Patti, Pauline Lucca, Marcella Sembrich, Sigrid Arnoldson. Besonders interessirte ihn das meisterhafte Spiel Friedrich Haase's. Zum ersten Mal in seinem Leben glaubte er in diesem großen Künstler ein lebendiges Beispiel vollendetes Künstlerschaft zu erblicken. Diese bis

in die kleinsten Nuancen durchgeführte Wirklichkeit und Wahrheit, die Haase in den Rollen des „Marzif“, des „Lord Harleigh“ und des „Königs=lieutenant“ an den Tag legte, rissen Walter zu Begeisterung hin und schienen ihm das Wesen und die Aufgabe der Kunst erst zu erschließen. Auch Barnay als „Dear“ und die beiden großen Italiener in den zermalmenden Shakespeare= dramen, namentlich im „Moor von Venedig“, wirkten erschütternd auf ihn und wühlten die schlummernden Geister der Tiefe in ihm auf. Er schwelgte in den Genüssen der Schauspielkunst und besuchte der Reihe nach fast alle Theater New York's und Brooklyn's.

Auch die Vergnügungslokale der Stadt lernte er allmählig kennen, die großen Tanzlokale in der Bleeker=Street und auf der Westseite der Stadt: „Amerikan Mabille“, „Buckingham Palace“, „Cremorn Garden“ u. s. w. Es gewährte ihm einen hohen ästhetischen Genuß, die Halbwelt der großen Stadt kennen zu lernen, diese geputzten Mädchen und Frauen in Sammt und schillernder Seide, strahlend im Licht der elektrischen Flammen

und der Brillanten, umschwärmt von der leichtsinnigen, glückberauschten Jugend, dahinrasend auf den blanken Parquets unter den Klängen nervenprickelnder Walzermusik, in die sich das Klängen der Gläser, das Knallen der Champagnerpfropfen und das schrille Fauchen bachantischen Uebermuths mischten.

Auf solchen Streifzügen kam Walter auch einmal in ein kleines Kellerlokal in der fünften Straße, auf der Ostseite der Stadt. Zwei gekreuzte rothe Fahnen zierten das Wirthsschild, auf dem zu lesen stand „Brutus Deutsch, Lagerbierwirthschaft.“

Die rothen Fahnen erregten Walter's Neugier und er trat ein. Mehrere Stufen führten in das halbdunkle, lange Gemach hinunter. Links vom Eingange, dem Buffet gegenüber, befanden sich in langer Reihe aufgehängt eine Menge revolutionärer Blätter in allen Cultursprachen der Welt. Darüber flatterte in kühner Freske ein blutrothes Band mit der Inschrift „Labor omnia vincit.“ Zu arbeiten schien aber Niemand von den Besuchern dieses Lokals. Es räkelten

sich auf den Stühlen eine Anzahl schäbig gekleideter, verwahrloßt aber intelligent aussehender, verschiedenen Altersstufen angehörender Burichen, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie die Arbeit für einen längst überwundenen Standpunkt hielten. Ueber dem Buffet baumelte eine Statue des Fürsten Bismarck, am Halse aufgehängt an einem blutrothen Bande.

Hinter dem Buffet stand in lässig-gebeugter Haltung, Zeitung lesend, der Wirth, Brutus Deutsch. Es war ein auffallend schöner Mann. Von mehr als mittlerer Größe, herkulisch gebaut, echt germanische, edle Gesichtszüge, tiefblaue, ausdrucksvolle, energische Augen, langes, blondes Haupthaar, das in natürlichen Locken über die Schultern fiel, und ein wundervoller, großer, seidenweicher blonder Bart: Das war die stattliche Außenseite von Brutus Deutsch, Brutus Deutsch, des großen Anarchisten-Häuptlings der Ostseite der Stadt New York.

„Da hammer'sch! Wieder so ein verlogenes Interview in der Staats-Zeitung. Diese verdammten Preßkosacken, schonen das Kind im



Mutterleibe nicht. Da soll doch das Gewirrr (Gewitter) dreinschlagen!“ Diese im reinsten Frankfurter-Dialekt von Brutus gesprochenen Worte unterbrachen das düstere Schweigen, das im dämmernden Lokal herrschte. Wie Raubthiere vor der Fütterung, erhoben sich die schattenhaften Gestalten an den Wänden und fingen an in Achtern den Häuptling zu umkreisen. Das Gespräch wurde im Flüsterton fortgesetzt.

Walter bestellte einen Whiskey-Punsch. In höchster Gemüthlichkeit bereitete der Wirth das Verlangte, mischte Zucker und Zitrone in einem Glase und fragte in gebietendem Tone: „Stark oder schwach?“ „Stark“, antwortete Walter, der aus seiner nordischen Heimath her die starken heißen Getränke gewöhnt war.

„Ja, ja, so sind die Menschen. Ungewässert, ungezückert wird der heiße Punsch geschlückert. 's ist ne böse Welt. Die „Bessern“ werden immer seltener.“ Dann goß er aus einem auf dem Ofen bereitstehenden Theekessel das dampfende Wasser in's Glas und stellte dasselbe nachlässig vor den Gast hin. „Wohl bekomm's“, sagte er

mit beinahe königlicher Geberde. Hätte man diesem hemdärmeligen Wirth Hermelin und Purpur um die Schultern geworfen und die Krone auf das Haupt gestülpt, so hätte er selbst bei Ausübung seines Berufes einen wahrhaft königlichen Eindruck gemacht. Allerdings mehr Gambinus, als Barbarossa.

Nach einiger Zeit betrat der Collector der Brauerei das Lokal. Er präsentirte die ziemlich große Rechnung, die von Brutus geprüft und umständlich in 10 verschiedenen Geldsorten bezahlt wurde. Der Collector quittirte. Dann begann, nach amerikaniſcher Sitte, das Traktiren. Die brütenden Raubthiere an den Wänden waren plötzlich munter geworden und umstellten mit verklärten Mienen das Buffet. Auch Walter bekam ein zweites Glas Punsch gratis eingeschenkt.

Nachdem sich der Collector entfernt hatte, schlüpfte ein kleines, verwachsenes Männchen in's Zimmer. Er mochte ca. 40 Jahre alt sein, hatte ein schiefes Maul, stechende graue Augen und einen kurz geschnittenen blonden Bart. Mit

Herablassung begrüßte er Brutus und die Raubthiere, die ihn sogleich freundlich knurrend und verehrungsvoll schnuppernd umgaben.

Das war Jakobus Weinmann, der große internationale Jungendrescher, der Schwefler zweier Hemisphären, der Märtyrer, der anarchistische Papst und General-Agent der Bomben-Industrie der Welt.

Er schien gut aufgelegt, lachte faunisch und ließ ein zufriedenes Grunzen hören. Humor, merkwürdig innig mit Gemeinheit gemischt, ging von dem kleinen Ungeheuer aus. Er gab gemeine Anekdoten nicht ohne Witz zum Besten, grinste zufrieden vor sich hin und verzog das Maul von einem Ohr zum andern.

„Jakobus, Jakobus,“ scherzte Deutsch, „Du kommst aus den Armen der Liebe, sonst wärst Du nicht so wohl gelaunt. Denn selig ist die Liebe, oder so ähnlich, spricht der Herr.“

Jakobus ficherte und grunzte. „Ich will es nicht verneinen. Doch Diskretion ist Ehrensache. Alles soll der Teufel holen, die Gottespest, die Religionsfenehe und den Mammonsdienst, aber

die Weiberchen, (er schnalzte), die Weiberchen sollen heilig gehalten werden.“

„Bravo“! brüllte der Chorus der ermunterten Raubthiere. „Jakobus soll leben, Jakobus, der Freund der holden Frauen und der Freund des Volkes!“

Ironisch verneigte er sich nach allen Seiten, trällerte einen Gassenhauer und tänzelte vor dem Buffet. Brutus hatte dem in effigie gehängten Kanzler einen Nasenstüber gegeben. Die Statuette schwebte hin und her und drehte sich schließlich, auf und ab, um sich selbst. Da platzte die ganze Gesellschaft aus und ein wahres Höllengelächter hallte durch den Raum. An der Wand aber glänzten in der Nachmittagssonne die großen Worte „Labor omnia vincit.“

Zawohl, dachte Walter, die Arbeit wird auch mit diesem Menschen-Geschmeiß fertig werden. Ekel ergriff ihn und er sehnte sich hinaus.

Während er sein Glas leerte, hörte er, wie von einer auf den nächsten Sonntag geplanten großen anarchistischen Moustre-Versammlung in Irving-Hall die Rede war. Er merkte sich Ort

und Zeit, da er die Versammlung zu besuchen gedachte. Dann entfernte er sich, mißtrauisch von den Raubthieren beobachtet.

Am Sonntag, Nachmittags um 3 Uhr, begab sich Walter nach Irving-Hall, dem inmitten der fashionablen Stadt belegenen großen Versammlungslokal. Wie er den Saal betrat, war derselbe schon mehr als zur Hälfte von Menschen angefüllt. Durch die hohen Saalfenster, die zum Theil durch Portièren verdunkelt waren, fiel das späte Sonnenlicht schräg und grell in den kalten, dumpfen Raum, die Gesichter spukhaft und mit fahlem Licht erhellend. Es war wie eine Szene aus Dantes „Zuferno“. Tausende von bleichen, fanatisch gespannten Gesichtern waren erwartungsvoll auf die Rednerbühne geheftet, einem gewaltigen Podium, auf dem schon die Komitees Platz genommen hatten. Auch Brutus Deutsch's Heldengestalt, in schwarzen Anzug gezwängt, war dort sichtbar.

Walter nahm in der ersten Sitzreihe Platz und musterte die Führer auf dem Podium. Da waren zuerst Brutus und seine getreuen Raub-

thiere, letztere feiertäglich ausstaffirt und mit unmöglichen Cravatten zur Ehre des Tages geziert. Steif wie ein Steinbild saß ferner ein Mann da, slavischer Typus, einen rauchgrauen Kneifer auf der Nase, todtenbleich, mit einem aus Fanatismus und Dummheit gemischten Gesichtsausdruck. Neben ihm saßen ein riesengroßer, frech grinsender Mann, die richtige Berliner „Ballonmütze“, und ein kaninchenhaft sanft dreinblickender Jüngling, das Urbild eines deutschen Schulmeisterleins. Der letztere hatte einen ihm viel zu engen schwarzen Leichenbitter-Anzug an, kurze Hosen, große Vatermörder und eine riesige, verschobene und zerfütterte hellblaue Cravatte. Auch trug er viel zu große schwarze Glaceehandschuhe, deren lange Fingerlinge sich verätherisch über den Fingerspitzen krümmten. Er blickte dann und wann schein und wichtig über die Versammlung, des Werthes seiner Erscheinung offenbar sehr bewußt.

Am anderen Ende des Podiums waren zwei interessante Gestalten sichtbar, ein richtiger Propheten-Kahlkopf mit feinen, stolzen und durch-

geistigten Zügen, denen aber ein höhniſches Lächeln einen fatalen Ausdruck verlieh. Neben dieſem ſaß im Stuhl zuſammengekauert ein faſt zum Skelett abgemagerter Greis von engliſch-franzöſiſchem Typus. In das nervös verzerrete Geſicht ſchien Hoffnungsloſigkeit, Verzweiflung, fanatiſche Hingabe an die Sache, lei denſchaftlicher Altruismus, lodern de Begeiſterung und hinreißen der Seele hineingebannt zu ſein. Auch Trauer, ſchwerſchattende, düſtere Trauer. Es war das einzige ſympathiſche Geſicht in der Geſellſchaft, in welches ſich der verborgene und mit Füßen getretene Adel dieſer irre geleiteten Bewegung geflüchtet hatte. Ein nervöſes Zucken rüttelte den Alten, ſein Geſicht wurde krampfartig verzerret und ſein Körper im Stuhl hin und hergeworfen.

Es war 4 Uhr, als lautloſes Schweigen durch das geſpenſtige Hellsdunkel des Saals ſchwebte. Jakobus Weinmann betrat die Rednerbühne. Er war in Frack und weißer Cravatte, eine Roſenknoſpe zierte ſein Knopfloch und eine ſchwere, goldene Uhrkette baumelte auf der Weſte des Volkſfreundes.

Der Mann selbst aber schien merkwürdig verändert. Schauspieler durch und durch, hatte er sein Gesicht in düstere Falten gezogen. Fahle Blässe deckte seine Wangen, das Auge glühte und die kleine, unscheinbare, verwachsene Gestalt reckte sich zu imponirender, gewissermaßen stählerner Anspannung. Die Mißbildung des Gesichts war kaum bemerkbar, wenn er der Versammlung sein Profil zuwandte. Man wird begreifen, daß er dies geflissentlich that, die kleinsten Effekte und Schwächen seiner ungewöhnlichen Erscheinung raffiniert berechnend.

Als er zu reden begann, stand die Versammlung sofort unter dem Bann einer gewaltigen Hypnose. Auch Walter konnte sich dem Eindruck dieses phänomenalen Volksredners nicht entziehen. Todtenblaß, kaum athmend vor Erregung, die verzerrten, fanatischen Gesichter von der Nachmittagssonne beleuchtet, saßen und standen die Zuschauer da, lebendig gewordene Gedanken des Hasses, der Wuth und der Rachsucht. Und die tolle Rede des Jakobus spielte in diesen franken und verzweifelten Seelen wie der Sturm in einer Riesenharfe.



Es war, dem Gedanken nach, das Folgende, was er sprach: „Es geht ein großer Wind durch die Welt, der braust in den Wäldern, streicht tausend über Haiden, Sümpfe und Wüsten, wimmert in den Schloten und schlägt auch durch die hohen Fenstern in die Paläste hinein. Und da sitzen sie zitternd, die Reichen und die Mächtigen, in den rosig gedämpften Scheinen ihrer Ampeln, die im Winde schaukeln, flüstern und schmiegen sich an einander. Und was sie flüstern ist Tod und Verrath, ihre Einigkeit heißt Polizei, das Verständniß in ihren Augen heißt käufliches Recht, Spionage und Verlockung in geheime Fallen.

Aber wir kennen den Sturm und wir kennen jene zitternden Verbrecher! Wir wissen, ihre Macht ist uns're Feigheit, uns're Dummheit, uns're Erbärmlichkeit. Sie bespritzen sich mit Veilchen und Heliotrop, sie verstecken ihre Grausamkeit und Geilheit hinter die Blasiertheit ihrer Männer und das Schmachten ihrer Weiber. Aber sie lechzen nach Blut und stinken unseren Nasen wie fauler Murrath. Sie wissen nicht, was Arbeit heißt. Sie verbringen ihre Tage mit Aßung und

Wollust und mit Wollust und Aetzung. Und sind sie erschöpft von der Unfähigkeit ihrer Verdauung, die Kosten der Wollust zu tragen, so wälzen sie sich in die Bäder, reden klug und klagend mit den Aerzten und fasten ihr faules Fleisch mit den Gerichten von feinen Fischen und Geflügelu. Hundsfötter und Selbstzüchtlinge die Männer, in den Sommerfrischen selbst voll Habucht und Couponnier, und Huren die Weiber! (Donnern des Bravo.)

In diesen parfümirten Stauf hinein hat eine kräftige, brutale Mannesfaust gegriffen. Wir kennen die gute Faust unseres verehrungswürdigen Genossen und Freundes Wagenbauer. Und war die Faust auch blutbesleckt, als sie sich zurückzog, so hielt sie doch ein schönes Bündel Aktien und dergleichen schöne Sachen umklammert, die unserem Feldzug zu gute kommen.

Raub und Diebstahl! so jammern die feinen, wohlriechenden Verbrecher. Mit Nichten, ihr Canaillen! Was der Mensch braucht, das ist er berechtigt zu nehmen, wo er es findet, wenn nöthig, auch mit Gewalt. Ihr aber stiehlt und

raubt alle Tage über Eure Nothdurft und tödtet dadurch Millionen von Menschen, die so gut ein Recht haben, auf diesem Erdenloß zu leben, wie Ihr. Und bestreitet Ihr diesen Menschen dieses Recht, so bestreiten wir Euch auch das sog. Recht, zu leben, und das ohne viel Theorie, Wissenschaft und Begründung, und schlagen Euch zum Beweise einfach todt wie tolle Hunde!!! (Frenetischer Jubel). Dieses ist unsere ganze Philosophie, und Kant und Hegel konnten nicht klarer sein.

Mord und Todtschlag! so lamentiren die Feiglinge und bequemen Mörder. Mit Nichten, Verehrungswürdige! Selbsthülfe, nicht als Selbsthülfe, ganz nach Eurem eigenen manchesterlichen Grundsatz, daß der Staat sich in solche kleine Privatsachen, wie die Gewährleistung des Lebens, nicht hineinmischen, daß er sein dummes Maul halten, daß Jeder sich selbst helfen solle. Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott! Das Wort habt Ihr erfunden, wir aber nehmen es mit Dank an. Denn wir wissen, daß unser Gott so mächtig ist wie uns're gute Faust, unser todverachtender

Muth und die Sprengstoffe, die wir krachen lassen. (Beifall. Der Apostelkopf blickte ehern in den Saal und in den Augen des nervösen Greises brannte es von Schwärmerei und Traum.)

Sie schonen die Kinder nicht einmal mehr! O, Ihr Heuchler, o Du verlogenes Gefindel! Schont Ihr denn uns're Kinder? Laßt Ihr sie nicht in den Fabriken, in den Bergwerken, auf den Gassen verhungern, verbluten, in Schmutz und Elend untergehen wie das Vieh, nur um Eure gottverdammten Schnappsäcke zu füllen? Zu Millionen, in ganzen Generationen, durch die Jahrhunderte hindurch! Und Ihr, Glende und Maulmoralhelden, Ihr wagt es, die Sittengesetze anzurufen, weil ein Verzweifelter die Hand nach ein paar Rangen Eurer Brut ausstreckte! Ein Gottessegens wäre es für diesen armen Erdenball, wenn man Eure ganze Brut auf einmal in der Hand zerquetschen könnte, wie eine giftige Kröte. (Lauter, anhaltender Beifall. Der ganze Saal in jubelnder Erregung.)

Noch sind wir weit von diesem Ziel entfernt. Unser verehrter Freund und Genosse Wagenbauer

ist in den Händen der Henker. Sie werden ihn erwürgen, wie sie uns Alle erwürgen würden, wenn sie könnten. Aber sie können es nicht, uns schützen ihre eigenen, blödsinnigen kollektivistischen Gesetze. Darum, so wollen wir Rache geloben für unseren dem Tode verfallenen Genossen, wollen wir für jeden ermordeten Freund zehn Rachsüchtige werben, denen das Sterben für die Freiheit Ehre und Wonne ist! Wollen wir für jeden auf dem Felde der Ehre Gefallenen ganze Bataillone von Verzweifelten in den Kampf senden, daß sie wie dunkle Wolken das Schlachtfeld verdunkeln, Angst und Schrecken säend, wohin sie treten. Jeder Hörer dieser Stunde schwöre bei seiner Seelen Seligkeit (Hohugelächter), daß er sein Leben, daß er Ehre, Weib und Kind nichts achten wolle, wenn der Ruf an ihn ergeht, das große Opfer zu bringen. „Rache“ sei unser Losungswort, Rache und Vergeltung, wie es geschrieben steht in den heiligen Büchern. Und wenn wir Alles einsetzen, so werden wir Alles gewinnen. Der Sieg wird unser sein.

„Ich werde sein, und wiederum voraus den Völkern werd'  
ich gehn!

Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd'  
ich stehn!

Befreierin und Rächerin und Richteriu, das Schwert entblößt,  
Ausrecken den gewalt'gen Arm werd' ich, daß er die  
Welt erlöst!

Ihr seht mich in den Kerkeru bloß, ihr seht mich in der  
Grube nur,

Ihr seht mich nur als Irrende auf des Eriles dorn'ger  
Flur —

Ihr Blöden, wohn' ich denn nicht auch, wo eure Macht  
ein Ende hat:

Bleibt mir nicht hinter jeder Stirn, in jedem Herzen  
eine Statt?

In jedem Haupt, das trotzig denkt? Das hoch und  
ungebeugt sich trägt?

Ist mein Asyl nicht jede Brust, die menschlich fühlt und  
menschlich schlägt?

Nicht jede Werkstatt, drin es pocht? Nicht jede Hütte,  
drin es ächzt?

Bin ich der Menschheit Odem nicht, die rastlos nach Be-  
freiung sechzt?

Drum werd' ich sein, und wiederum voraus den Völkern  
werd' ich gehn!

Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd'  
ich stehn!

's ist der Geschichte eh'rnes Muß! es ist kein Rühmen,  
ist kein Droh'n —

Der Tag wird heiß — wie wehst Du kühl, o Weidenlaub  
von Babylon!„

Der Redner schloß. Tobender, rasender Beifall erfüllte den Saal. Grell beleuchtet von der Nachmittagssonne, erhoben sich die Tausende von Menschen, mit den bleichen, von Leidenschaften verzerrten Gesichtern, von ihren Sitzen, klatschten und brüllten Beifall, minutenlang.

Jakobus, der sich mit der Steigerung seiner Rede zu imponirender Gewalt emporgereckt hatte, war erschöpft und schwitzend im Lehnstuhl zusammengesunken und wehte sich mit einem Battisttüchlein Kühlung zu. Das Maul war, nachdem die Leidenschaft verraucht, wieder schief, und der kleine Kerl sah so erbärmlich und lächerlich aus wie zuvor.

Walter war starr vor Schrecken. Er stand wie vor etwas Unfaßbarem, Grauensvollem, Gespenstischem, von dessen Dasein er keine Ahnung gehabt. Wie Lähmung lag es auf seinen Gliedern, sein Herz pochte und er zürnte sich selbst, weil die verrückte Rede auch ihn erregt hatte.

Brutus Deutsch, als Vorsitzender, nahm jetzt die Stelle des Redners ein, indem er, halb salbungsvoll, halb höhniisch, die Anwesenden zur

Diskussion einlud. Bei ihnen, den Anarchisten, herrsche volle Freiheit, auch solche der Rede, und selbst Gegner seien freundlich eingeladen, sich zum Wort zu melden.

Walter zitterte vor Erregung. Einige Sekunden verstrichen und Niemand meldete sich zum Wort. Da riß er sich gewaltsam vom Stuhl und meldete sich. „Ihr Name?“ — „Walter Wendrich!“ „Gut, Sie haben das Wort.“

Vor innerer Erregung beinahe taumelnd, bahnte sich Walter durch das Gewühl den Weg zur Rednerbühne. Er stieg die Stufen hinauf und stellte sich vor das Pult. Wie Meeresrauschen tönte es unter ihm. Viertausend bis Fünftausend Menschen, ein schwarzes Durcheinander, in allen Sprachen der Welt räsonnirend, brandeten im Saal zu seinen Füßen.

Und Walter, von mißtrauischen und erwartungsvollen Blicken, wie von einem Schnellgewehrfeuer, bestrichen, begann:

„Meine Herren! Ich bin starr vor Entsetzen, daß eine so verbrecherische und wahnsinnige Rede, wie diejenige des Vorredners, vor



einer nach Tausenden zählenden Hörermenge gehalten werden konnte, ohne daß sich auch nur ein einziges Wort des Widerspruchs verlauten ließ. — (Ohrenzerreißender Lärm, Schimpfen, Fluchen, Pfeifen und Stampfen. Dazwischen Rufe „Schluß!“, „herunter mit ihm!“, „haut ihm die Knochen in Stücke!“ u. s. w.)

Habe ich recht verstanden, so pochten Sie auf die Freiheit des Anarchismus, namentlich auch auf die Redefreiheit, und forderten selbst die Gegner zur Diskussion auf. Es ist aber ein seltsamer Commentar zu dieser Ihrer anarchistischen Freiheit, daß Sie, die Sie den ersten Redner anjubelten, bevor er nur ein Wort gesprochen, mich schon nach den ersten Worten niederbrüllen wollen. Pfeifen, Stampfen und Brüllen sind keine Argumente, auch nicht für den Anarchismus, und wenn Sie nicht selbst sich Lügen strafen und vor jedem denkenden Menschen zum Gelächter machen wollen, so hören Sie mich ruhig an, wie ich Sie angehört habe. (Gedämpfter Lärm, Rufe des Vorsitzenden, endlich Schweigen.)

Sie geben vor, Sachwalter und Vertheidiger der Armen und Elenden zu sein. Ihre würdelose Sprache straft Sie Lügen! Alle Männer, die je für die Unglücklichen und Enterbten mit dem Herzen stritten, die großen chinesischen Religionsstifter, Buddha, Christus, waren erfüllt von Liebe und Milde. Ihre Worte, die noch nach Jahrtausenden hallen werden, wenn Sie und Ihresgleichen vergessener Staub sind, waren getragen von Menschenliebe, Vernunft und Verfühnllichkeit. Wer könnte sich Christum denken, fluchend, drohend, lechzend nach Blut und Rache!

Darum, so sage ich, Ihre Sprache, der Ton Ihrer Sprache, strafen Sie Lügen und verathen dem feineren Ohr und Herzen, daß nicht die Liebe zu den Unglücklichen Sie treibt, sondern daß Haß, Ehrsucht und maßloser Größenwahn Ihre Triebfedern sind. (Große Unruhe.) Diesen Mann, Jakobus Weinmann, der sich hier als Apostel der Unglücklichen geberdet und über die sittliche Verkommenheit der höheren Klassen jammert, habe ich selbst in der Kneipe lascive und cynische Reden führen hören, da er gerade

aus den Armen eines käuflichen Weibes kam. Er ist für mich gerichtet! (Ärm, Schlußrufe. Der Vorsitzende erzwingt Ruhe.)

Sie geben vor, durch das Elend der Menschen erregt zu sein. Wahrlich, ein großer und edler Grund der Erregung! In Wahrheit sind Sie aber mehr erregt durch Ihre eigenen häßlichen Leidenschaften, durch die tollen Reden eines gewissenlosen Demagogen, durch den Sophismus Ihres verdorbenen Herzens und verwirrten Gehirns.

Das Elend in der Welt ist riesengroß, ich weiß es und erfahre es alle Tage mehr. Mein Herz ist erschüttert und ich sehne mich um meiner Seelen Ruhe willen nach Rettung. Aber ich sage mir auch: Verbrechen werden nicht durch Verbrechen gesühnt, Unvernunft wird nicht durch neue Unvernunft gebessert, Schuld nicht durch Schuld getilgt, Gewalt nie und nimmer durch Gewalt beseitigt.

Fassen Sie die Gesellschaft als ein blindes Spiel der mechanischen Kräfte, so müssen Sie sich sagen, daß der Größe des mechanischen

Stoßes immer die Größe der Reaktion entsprechen wird. In diesem Falle kann es nie einen Ausgleich geben, Attraktionen und Repulsionen werden wirken, bis die Erde in Stücke bricht. Die französische Revolution hatte die Napoleonische Diktatur, die achtundvierziger Bewegung die furchtbarste Reaktion im Gefolge.

Glauben Sie aber an eine fittliche Gerechtigkeit, und ich habe diesen Ton selbst aus den verbrecherischen Worten Ihres Redners herausgehört, nun so ist Ihre Agitation erst recht eine unsinnige. Denn giebt es eine ewige Gerechtigkeit, so wird den Unglücklichen und Enterbten um so mehr und um so schneller ihr Recht werden, je weniger sie die eigenen Hände durch Unrecht und Gewalt beflecken. Gewalt gebiert Gewalt, Gewalt verkehrt Recht in Unrecht, Gewalt ist die Mörderin der Vernunft.

Und Sie, die Sie sich Anarchisten nennen, Sie predigen Gewalt! Wissen Sie denn nicht, was das Wort bedeutet? Es bedeutet das Gegentheil von allem Zwang, von aller Autorität, von aller Gewalt, es bedeutet Freiheit

als Krone der Selbstbeherrschung. In diesem Sinne bin auch ich Anarchist. Ich hoffe, daß eine Zeit kommen wird, wo man keine Gesetze und keine Strafen braucht, weil Jeder sein Gesetz in sich trägt und die Rechte des Andern achtet; wo der Polizeiknüppel überflüssig ist, weil der Sinn für Ordnung als selbstverständlicher Bestandtheil des gesunden Menschenverstandes betrachtet wird; wo der Staat sich auflöst, weil das Werk der Liebe und Vernunft selbstthätig aus freier Vereinbarung aller Kräfte hervorgeht. Denn auch der Staat ist Zwang, so gut wie Gesetz, Strafe und Polizei, ein beschämender Zeuge der Ohnmacht, der thierischen Natur des Menschen.

Nie und nimmer aber werden Sie diesen letzten, idealen Zustand der Dinge erreichen durch blutige Gewalt! Sie werden erzeugen eine wilde Flucht von Gewaltthaten durch die Jahrhunderte, Sie werden die Kultur zerstören, Sie werden die menschliche Natur schänden, aber Sie werden die Liebe nicht stiften, die die Hüterin alles Idealen ist, ohne die auch Ihr Ideal nicht

eine Stunde bestehen kann. (Widerspruch, Gemurmel, Lärm.)

Und cynisch ist es, was Ihr Redner vom Mord der Kinder sagt! Wahr ist es, daß Tausende von armen Kindern unter dem heutigen Wirthschaftssystem verkommen und dahinsterven. Die That eines Einzelnen aber ist in ihren Motiven anders zu beurtheilen, wie das willenlose Thun ganzer Klassen und Generationen, die unter dem Zwang einer ehernen Entwicklung unbewußt, und ohne es direkt zu wollen, Uebles thun. Die Motive sind es, die über die Handlung entscheiden. Man kann ein wohlwollender Mensch sein, und doch als Fabrikant, unter dem Zwang der Konkurrenz, das Leben einer Menge von Menschen gefährden, vielleicht sogar vernichten. Die Schuld fällt auf die Gesamtheit und die Verantwortlichkeit vertheilt sich auf Alle.

Wer aber mordet und raubt, weil er persönlich von Haß und Rache beseelt ist, wer unschuldige Kinder, die er nie zuvor gesehen und die ihm nichts zu leide gethan, tödtet, nur weil sie einer feindlichen Klasse angehören, nur weil

sie ihm beim Raube im Wege stehen, der ist nicht nur ein gemeiner Verbrecher, der ist noch ganz für sich ein Schuft und zehnmal des Galgens werth. (Tobender Lärm.)

Ja, lärmen Sie nur, ich sage Ihnen doch in's Gesicht hinein die Wahrheit, die Ihnen Allen im Herzen brennt! Ich habe kein Erbarmen mit der Ehrlosigkeit, aber mit dem Unglück will ich in Sack und Asche weinen, mit dem Elend will ich wandern tausend Meilen weit, durch Sümpfe und Wüsten, und will ihm die Steine und Dornen aus dem Wege räumen, so viel ich kann, bis ich selbst Asche bin. Lärmen Sie nicht, Sie fühlen, daß ich Recht habe, daß ich ehrlich bin, daß ich die Menschen liebe, daß ich nichts für mich will, nicht einmal — Ihren Beifall, der so billig zu haben ist. — — —

Und ich will die Schande nicht erleben, daß das Verbrechen im Herzen einer großen christlichen Stadt, gegen Ende des 19. Jahrhunderts, öffentlich vor Tausenden von Menschen gepredigt werden kann, ohne daß organisirter Widerspruch erhoben wird.

Alle, die mit mir die wüßte Rede jenes Demagogen verdammen, mögen mir aus diesem Saal hinaus in's Freie folgen, damit dieses Brandmal gelöscht werde, das die Büge der Menschlichkeit schändet! Folge mir, wer fühlt wie ein Mensch!"

Erhobenen Hauptes, sein Taschentuch wie die weiße Fahne des Parlaments in der Rechten erhoben, schritt Walter durch die Menge, die ihn ungehindert durchließ. Seine Wangen glühten, das Auge brannte in wildem Feuer, sein Herz pochte in seliger Selbstvergessenheit. So hätte er jubelnd zum Tode schreiten können.

Draußen schaute er sich um. Es waren ihm zaudernd 8 Personen gefolgt, schlichte Arbeiter, darunter 5 Frauen. Im Saale brandete von neuem rauschender Beifall. Jakobus sprach zum Volk und das Volk jauchzte. Walter's Seele erbebte und tiefe Trauer sank auf ihn herab.

Er wechselte freundliche Worte mit seiner kleinen Gefolgschaft und verabschiedete sich von ihr. Dabei fuhr ihm das bekannte Wort durch



den Sinn, daß die Majorität stets die Macht und die Minorität stets das Recht repräsentire. Und wie er über das Wort nachdachte, schien es ihm eine beinahe triviale Wahrheit zu enthalten. Nicht jede Minorität, so dachte er, wird im Recht sein, aber das Recht war noch immer in der Minorität, in der Minorität wie Aufklärung, Vernunft und Menschlichkeit. Mit dieser Minorität marschiren, im Bewußtsein des kaum merklichen Fortschritts der Jahrhunderte, ist die höchste Ehre.

Das entsetzliche Zerrbild des Demagogen-  
thums, das sich vor seinen Blicken entrollt hatte,  
gab ihm zu denken. Er wollte fortan mit  
größerm Interesse die Arbeiterbewegung ver-  
folgen, ihren Ursprung und ihre Entwicklung  
studiren und die wirkliche Lage der Elenden zu  
erforschen suchen. Denn daß man aus den Brand-  
reden der Hezapostel vom Schlage des Jakobus  
nicht auf die thatsächlichen Zustände schließen  
könne, war ihm klar. Möglicherweise war das  
Elend noch größer, als es von diesem geschildert  
wurde, aber von anderer Art und an anderem Orte,  
verborgen vielleicht vor den Augen der berufs-

mäßigen Agitatoren, die sich das Elend nach rhetorischem Bedarf zuschneiden, wie der Schneider den Hosenstoff.

Das Weihnachtsfest nahte heran. Nach dem gewaltigen Andrang von Arbeit, den der Export von Spielwaaren, namentlich nach dem Süden und Westen, bis Ende November mit sich gebracht hatte, waren bei Altstein, Berndorf & Co. wieder sehr ruhige Zeiten eingelehrt. Das Detail-Geschäft, mit dem Walter nichts zu thun hatte, nahm allerdings seinen gewohnten Lauf und erfuhr vor dem Fest noch eine Steigerung. Der Export aber konzentrierte sich hauptsächlich auf die Monate September, Oktober und November, da die Detail-Händler ihren Bedarf für das Fest rechtzeitig bezogen.

Es wurden mehrere Arbeiter entlassen. Walter, der das Schicksal derselben nicht theilen wollte, nahm freiwillig seine Entlassung, die ihm auch ohne Weiteres gewährt wurde, mit dem Bemerkten, daß man in der nächsten Saison gern wieder von seinen Diensten Gebrauch machen wolle.

Während der Zeit seiner Thätigkeit im Spiel-

waarengeschäft hatte Walter häufig in der Wirthschaft eines gewissen Darius Abnot an der dritten Avenue verkehrt. Dort war er mit einem jungen Mann Namens Baron Portall bekannt geworden, der sich mit erklärlichem Stolz als den Neffen des Theater-Intendanten in \* bezeichnete, ein argloßes Gemüth ohne tieferen Sinn und Bedacht.

Dieser Baron hatte bisher die Stellung als Handlanger, Austräger und dergl. im Theater-Garderobe- und Maskengeschäft von Campaner am Madison-Square bekleidet. Nun war ihm aber diese Stellung zu gering, da er eine wohlhabende Frauensperson von kräftigen Leibesformen kennen gelernt hatte, die er zu ehelichen im Begriff stand.

Darius Abnot, der zu jenen erznärrischen Nichtsnutzen gehörte, die gleichwohl für alles Lebendige ein großes Wohlwollen besitzen, bedeutete Walter, daß hier eine treffliche Gelegenheit sei, das Glück am Schopf zu fassen.

Gleich begab sich Walter in das Campaner'sche Geschäft, das keine fünf Minuten von der Abnot'schen Bierwirthschaft entfernt war. Es war ein streng=

falter Deцемbermorgen und Walter frov in seinem leichten Gewande wie ein Schneider, der er ja jetzt vielleicht auch werden sollte.

Das Haus, eines der ältesten und schäbigsten am stolzen Square, war als Masken- und Narren-Institut schon äußerlich kenntlich durch zwei Schilder, die zwischen den Fenstern des zweiten Stockes prangten, einen Minnesänger mit der Laute, sentimentaler Art, und eine spanische Tänzerin mit derben Schenkeln, aber hinschmelzend süßem Behenstand darstellend. Eine dunkle, etwas schmierige Treppe, auf der ein blödes Mädchen soeben schläfrig den Staub aus grellrothen Phantasie-Uniformen klopfte, führte in das sog. Bureau des Herrn Campaner.

Beim Oeffnen der Thüre tönte eine schrille, vorwitzige Glocke. Sogleich erschien Campaner in einem blumigen, phantasiereichen Schlafrock und in Schlappschuhen, deren Form auf eine bedeutende Vergangenheit hinwies. Er war von mittlerer Größe, etwas fett, mürrisch und von zarter Gesichtsfarbe, Alles in Allem ein Schneider von der gemüthlichen Sorte. Denn es giebt auch

eine ungemüthliche, magere Art von Schneidern. Das sind die genialen, düsternen, leichtfertigen und verliebten Schneider, die Weltverbesserer und Anarchisten. Aber auch unter den fetten giebt es Sonderlinge und närrische Figuranten. Als einen solchen lernte Walter seinen neuen Prinzipal bald kennen.

Das rosige Männlein betrachtete ihn prüfend und mißmuthig von der Seite. Aber es schien, daß die Prüfung nicht ungünstig ausfiel, denn er kündigte ihm an, daß er gleich dableiben könne und mit der Arbeit beginnen.

Links vom Eingange war das Bureau durch einen kattunenen Vorhang von einem langen, düsternen Raum getrennt, wo sich das bedeutende Lager von Carnevals-Sachen auf zahlreichen Gestellen aufeinandergeschichtet befand. Mitten durch führte, wie ein dunkler Hohlweg, ein Gang in dieses Garderoben-Gebirge, der in einen hellen Raum mündete. Dort lagen, von der heitern Morgen Sonne beschienen, an Tischen und Nähmaschinen vier junge Mädchen ihrem Tagewerk, anscheinend eifrig, ob, darunter eine recht niedliche

Gestalt mit fußlichen Rippen und lachenden Schalks-  
augen, die sich mit dem Aufkömmling durch einen  
einzigsten Blick in Rapport zu setzen wußte.

Es erwies sich, daß Baron Portall unge-  
achtet seiner adeligen Geburt im Maskenwesen  
keine große Kenntniß und Sorgfalt besessen hatte.  
Das Lager war staubig und verwahrlost, die  
Costüme von „Rip van Winkle“ und „Giroflé  
Giroflà“ waren durcheinander geworfen, Gastag-  
netten und Sporen, spanische Granden-Toiletten  
und Zigeunerlumpen von täuschender Schäßigkeit,  
Toledanerklingen und Morgensterne, lacklederne  
Stulpenstiefel und römische Sandalen, Eisenhüte  
und Sammetbaretts: Alles lag durcheinander  
gemischt und legte kein gutes Zeugniß ab für  
das historische Gewissen, das man bei einem  
Adeligen und einem Neffen eines Hoftheater-  
Intendanten hätte voraussetzen dürfen.

Dieses Alles abzustauben und in geregelte  
Ordnung, Jegliches nach seiner Zusammengehörig-  
keit und seinem tieferen Sinn, zu bringen, war  
nun Walter's Aufgabe, der er sich mit der ganzen  
ungestümen Begeisterung für das Neue, die ihm

eigen war, hingab. Den ganzen Tag klopfte er die bunten Adelswämser, Uniformen und Seidenjammet-Herrlichkeiten — in unbewußter Symbolik — mit einem spanischen Rohr und großem Eifer aus, was die stille Befriedigung des Maskenmannes, aber auch die etwas ironische Heiterkeit der lieben Mädchen erregte, die diesem Eifer nicht recht trauen mochten, da sie solche enthusiastische Anfangsbestrebungen sich wohl schon oft hatten abfühlen sehen.

Aber nicht nur durch Ordnung und Reinigung des Lagers suchte Walter sich ruhmvoll hervorzuthun, sondern auch kühne Neuerungen und Verbesserungen strebte er entschlossen an. Ganz oben an der Decke lagerten auf tief hinabgebogenen Brettern, die locker an den Dachbalken befestigt waren, schwere Massen von sammetnen Fischerkostümen brauner Farbe. Diese Bretter waren durch die Last, die auf ihnen ruhte, in der Mitte so tief hinuntergedrückt worden, daß sie hinabzufallen drohten. Mit vielem Aechzen und Schwitzen ob der ungewohnten Arbeit hob Walter durch ein künstliches Schrauben- und Hebelwerk

eigenster Erfindung die tief lastenden Bretter in die Höhe, befestigte sie mit starken Schrauben an den Deckbalken, und Alles dies, schildbürgerlicher Weise, ohne die Costüme vorher abgeladen zu haben. Dieses thörichte und schildbürgerliche Thun gefiel dem Campaner wohl. Schmunzelnd brüstete er sich vor den Mädchen der schätzbaren Requisition, während er gerade eine scharlachrothe Weste zuschnitt, die die Darstellung eines verschollenen amerikanischen Staatsmannes auf einem Bowery-Theater unterstützen sollte. Unterdessen schien die Sonne lachend in den Raum, die Mädchen sicherten und der Kanarienvogel im Bauer, angesteckt durch die aufgeräumte Stimmung, fing an auf die jauchzendste Art zu singen.

Zum Mittagessen, das nicht im Campanerschen Hause verabfolgt wurde, begab sich Walter zu Darius Abnot. Dort wurde ein sehr guter Tisch geführt. Es aßen da ein Apotheker, der gespreizte lyrische Gedichte machte und äußerst widerspruchsvoller und zänkischer Natur war; ein banferotter früherer Gutsbesitzer aus Mecklenburg, der als Bar-Keeper in einer feinen



Damenrestauration viel Geld verdiente und sehr für Reuter schwärmte, den er merkwürdiger Weise als den „friesischen Shakespeare“ bezeichnete, ohne diese Meinung begründen zu können, noch auch zu wollen; ein polnischer, gänzlich amerikanisirter Jude mit dem klangvollen Namen Beilchenstein, der im großen Bürgerkriege durch geschickte Tabakunternehmungen ein bedeutendes Geld gemacht, später aber durch unzeitgemäße Knopfspekulationen verloren hatte und nun mit Bibelbüchern und christlichen Traktätlein einen kleinen aber erfolgreichen Handel betrieb, und endlich außer dem Abnot'schen Ehepaar der schon erwähnte Baron Portall, Walters Vorgänger im Maskeninstitut. Dieser that jetzt ganz blasirt in Beziehung des Maskenwesens, war ordentlich geschwollen von Zufriedenheit, trank viel Lagerbier und seine Schnäpfe und sprach nur noch von Pferden und seinem Dukel, dem Intendanten. Jedes dritte Wort war Excellenz oder Graf. Mit der Rückkehr des Geldes fühlte er sich wieder ganz in seinem früheren Wirkungskreise. Die Braut schaute ihn

verklärt und selig an, blickte auch stolz und sogar etwas herausfordernd von ihm auf die Umgebung, als wollte sie sagen: Seht doch, was für einen Schatz ich gewonnen habe!

Abnoten's vergnügliche Spitzbubennase glühte an diesem Tage besonders verdächtig; denn es war der Geburtstag seiner Frau, mit der er in stetem Hader lebte, verursacht durch seine ewigen Lumpenstücklein, Lügen und Neckereien. Zuweilen nahm dieser Hader auch handgreifliche Formen an. Dann setzte es von der Hand der derben Gattin zuweilen recht artige Kopfnüsse und Backenstreiche ab, die der Edle stets mit Würde, gutem Humor und leichtfertigen Reden über sich ergehen ließ, was seine Kantippe nur noch wüthender machte.

An diesem Tage also war der Geburtstag von Frau Abnot, ein Tag, den Darius besonders festlich zu begehen entschlossen war. Die gute Frau war ganz gerührt von der Hingebung ihres Gatten an diesem Tage, auch wohl etwas durch stärkende Getränke erquickt, für die sie ebenfalls eine große Vorliebe hatte. Er aber

war von verdächtiger Aufgeräumtheit, zwinkerte ununterbrochen mit den lustigen Neuglein und strich ungeduldig und unternehmend in der Wirthsstube umher. Walter ahnte sogleich irgend einen der gewohnten Lumpenstreiche.

In der That erhob sich nach dem reichlichen Essen Darius und überreichte in heuchlerischer Nührung seinem Weibe ein Papier, auf dem einige von ihm selbst im Katzenjammer des Morgens verfertigte Verse standen, die er mit großer Innigkeit und seelischer Wärme vortrug. Sie schlossen mit den Worten:

„Denn ich bin Dein und Du bist mein,  
So wandeln wir im Rosenschein;  
Ich schwelge noch im Hochgenuß,  
Verbleibe stets Dein Darius!“

In diesem Geburtstags-Carmen waren alle Tugenden und körperlichen Vorzüge der Gattin eingehend und mit offener Liebe beschrieben: ihre Friedfertigkeit, ihre Mäßigkeit im Genuß spirituöser Erquickungen, ihre leibliche Schönheit, (welches sich besonders als eine Bosheit darstellte, da Frau Abnot von überraschender Häßlichkeit war und dies im Moment der Besung

des Gedichtes von Neuem durch untrüglichen Augenschein darthat) u. s. w.

Nachdem er dieses Gedicht unter lautem Gewieher sämmtlicher Anwesenden verlesen und seine Gattin ihm das Papier drei Mal mit zärtlichem Nachdruck um die Ohren geschlagen hatte, seufzte er tief auf, trank einen grünlichen Viqueur mit Andacht und sagte schmerzlich:

„Das hab' ich nun für mein gutes Herz und für meine unbegreifliche Liebe!“

Dann aber rüstete er sich hastig zu den gewagtesten Vüggengeschichten, die er, wie stets, mit großem Ernst und mit einer gewissen vertraulichen Behmuth zum Besten gab. So wollte er Bassalle bei dessen Duell mit Racowitz sekundirt, mit Casanova mehrfach in Constantinopel, aber auch im Schwertkeller in Zürich gespeist, dem Papst zwei Jahre lang als Privatsekretär mit „stumme Duldung“ gedient, in China Garneelen gefischt und die Ermordung Alexander II. eigenhändig und mit Sorgfalt geleitet haben. Als zufälliger Weise von Alexander von Humboldt die Rede war, bemerkte er leichtthin, daß

er diesem Menschen in Cassel vorgestellt worden sei und mit ihm wiederholt Fische geangelt habe. Es sei ein Mann von angenehmen Sitten und nicht ohne eine gewisse Bildung gewesen, habe sich aber leider höchst geschmacklos gekleidet.

Seine Frau hörte ihm athemlos zu und sagte schließlich mit aufrichtiger Ueberzeugung, wie begreiflich: „Du bist das schandbarste, frechste Lügenmaul, das ich je gesehen; schweig', oder ich werde Dich an den Ohren reißen!“

Das hinderte aber Abnot nicht, sofort und, aus Furcht unterbrochen zu werden, mit einer gewissen Hastigkeit durch unzweifelhafte historische Angaben seine direkte und legitime Abkunft vom Perserkönig Darins zu beweisen.

Die Erregung durch das genossene Geistige und die Geburtstagsfreude mochten wohl die Ursache davon sein, daß Frau Abuot am Nachmittage mit einer Mietherin so heftig hintereinander gerieth, daß sich die beiden Weiber, laut kreischend und einander an den Haaren haltend, auf dem Fußboden der Vorhalle wälzten. Auch schlugen sie sich die Fäuste wiederholt und machtvoll in's

Gesicht. Daß dabei ein imponirendes Programm von Schimpfwörtern entwickelt wurde, erscheint begreiflich.

Abnot's Haare sträubten sich vor Zorn, sodaß sie einem griechischen Bürstehelm nicht unähulich sahen, und er eilte seinem Weibe zu Hülfe. Mit einigen kräftigen Handbewegungen trennte er die kämpfenden Parteien, wobei jede derselben einiges Weniges abbekam, hob seine Ehehälfte, die herzbewegend stöhnte und schluchzte, auf und schleppte sie in die Gaststube. Dort lud er sie mit königlichgebietender Geberde auf den in der Ecke befindlichen Divan und sprach pathetisch die Worte: „Solde Weiblichkeit, nun gieb 'mal Ruh!“ Dann applizirte er ihr, ganz roth vor Zorn, einige tüchtige Knüffe.

Ganz echauffirt, pustend und die Haare immer noch wie bei einem Wiedehopf gesträubt, setzte er sich dann wieder zu den Gästen und nippte an seinem grünlichen Viqueur. Plötzlich färbte sich sein Gesicht violett und er fing an auf eine jauchzende Art und Weise zu lachen. Dabei schrie er einmal über das andere: „Köstlich, famos,

wirkungsvoll! Sie haben sich an den Haaren umhergeschleift und einander an die Köpfe geschlagen. Sündhaft war es, sich einzumischen, wo höhere Gerechtigkeit sichtbarlich waltete!“ Er pustete und ächzte vor Wonne, wobei sich seine Kopfhaut mit dem grauen Bürstehelm konvulsivisch hin- und herbewegte. Die Gäste wälzten sich vor Lachen.

Dieses empörte die Gattin. Sie wurde plötzlich munter, erhob sich mit ihren zerzausten Haaren vom Divan und stürzte mit erhobenen, geballten Fäusten auf Abnot zu. Dieser flüchtete sich kreischend und jauchzend, sprang wie ein Haase über Tische und Bänke und ließ sich im ganzen Zimmer umherhegen. Endlich sanken die Beiden erschöpft in zwei Sessel, hastig athmend und mit den Taschentüchern sich Luft zufächelnd. Mit einer unanständigen Geberde schritt die Holde an das Buffet, zapfte sich einen „Schooner“ Bier ab, blies den Schaum geschickt auf die Seite und erlabte sich.

„Gottlob, sie ist wieder normal!“, meinte Abnot.

Nach dieser merkwürdigen Geburtstagsfeier, die mit schwarzem Kaffee, Fruchtliqueur und einem Prasselregen neuer Abnot'scher Lügen einen feurigen Ausgang nahm, begab sich Walter wieder in den Staub des Campaner'schen Maskenthums. Bis zum Abend hatte er Garderoben auszuklopfen. Auch mußte er Kohlen aus dem Keller heraufholen und die Defen nachfüllen, worauf Campaner großes Gewicht legte, da ihn stets fröstelte. Dann machte sich Walter mit Fleiß und Hingebung an die Reparatur von dreißig Paar römischen Sandalen, die vom plattdeutschen Verein für eine theatralische Kundgebung im antiken Styl benöthigt wurden.

Mittlerweile kam auch der „Sekretär“ des Herrn Campaner nach Hause, ein melancholischer, tieftrunkener Mann in den Dreißigern, der Cardamom hieß, schön gelocktes, schwarzes Haar, einen langen Henri IV.-Bart und einen perpetuirlichen Arakrausch besaß, den er, im Falle von Vorhaltungen, auf seine Schwermuth und den Glanz seiner früheren Tage zurückführte. Er war nämlich Provisor in einer großen Apotheke



in Nachen gewesen, indessen durch eine unglückliche Liebe in Verbindung mit heftigem Durst und daraus folgenden liederlichen Sitten zur Uebersiedlung nach Amerika genöthigt worden. Hier ernährte er sich zuerst mit Mäßen recht-schaffen durch Klavierspiel in Dingel-Tangeln, da er einige verschollene Tänze mit Behemenz zu dreschen wußte, und strandete zuletzt im Masken-geschäft Campaner's als „Sekretär.“

Er war in Morrisiana gewesen, wo er die Ablieferung einer Partie Masken und Garderoben an den dortigen „Arion“ persönlich geleitet hatte, welches ohne Arak natürlich nicht wohl von Statten gehen konnte. Er begann sofort mit vielen Fragen, Verfügungen und Dekreten:

„Sind die Saudalen für Hoboken bereit? Ist Fatinitza abgestaubt? Warum sind die Zigenner unter die Kettenpanzer gerathen? Auf morgen früh müssen 12 Spanier, 30 Bagen, 15 Fischer und 10 Italienerinnen für Paterson gerichtet sein!“ u. s. w.

So ging es eine Weile fort, ohne daß Walter viel Nothz davon genommen hätte, da er die

Verfassung und den Ernst des Herrn Sekretärs erkannte. Endlich legte sich der Geschäftseifer Cardamomens. Er saß seuzend auf dem ledernen Divan im Bureau und ließ wiederholt die fatalistische Rede hören: „Eigentlich ist es ja doch Alles gleich!“ Dann setzte er eine Art Narrenkappe auf, die er im Geschäft stets als Symbol seines amtlichen Charakters trug und sandte Walter nach einem Glase Arakpunsch, der in der Wirthschaft nebenan eigens für ihn nach einem besonderen Rezept gebraut würde. Dieses Rezept bestand, wie der Bar-Keeper Walter später verrieth, darin, daß Wasser und Arak im Verhältniß von 1 zu 3 gemischt werden mußten.

Nachdem Herr Cardamom diese dampfende Abenderrückung, die er scherzhaft „night-cap“ nannte, nicht ohne viel Seufzen zu sich genommen hatte, legte er sich auf den Divan zur Ruhe, malerisch bedeckt mit einem alten Malteser-Mantel, dessen ehrwürdiges Abzeichen seine beträchtliche Mitternachtsseite zierte. Die Kappe hatte er aufbehalten. Die kleinen blechernen Schellen läuteten sichernd bei jedem Athemzuge des Schlafers.

Campaner, der Abends stets in die deutsche Turnhalle an der 4. Straße zum Abendhoppenging, kam erst um 10 Uhr heim und schien auch tüchtig geladen zu haben.

„Ist Herr Cardamom schon da von Morri-  
jiana? fragte er Walter, der schlaftrunken von  
seinem Stuhl emporfuhr. Als er den Sekretär  
erblickte, pffiff er vergnüglich-leise, lächelte geheim-  
nißvoll und knipste sich mit Daumen und Zeige-  
finger auf die Gurgel, daß es wie das Glucksen  
aus einer Flasche klang. Er war sehr aufgeräumt,  
rumorte noch lange in seinem Zimmer, das sich  
rechts neben dem Bureau befand, und legte sich  
schließlich, behaglich seufzend, unter den Klängen  
des Liedes „Sweet violets“, das er seiner Spiel-  
dose entlockte, zu Bett.

Auch Walter suchte, da er müde war, sein  
Lager auf. Er errichtete dasselbe mitten im Hohl-  
weg zwischen den aufgeschichteten Garderoben und  
Mäskeln mit Hülfe eines zusammenlegbaren Bett-  
gestells. Da das Feuer im Ofen erloschen war  
und es ihn fror, bedeckte er sich mit einem Haufen  
Harlekin-Gewändern, freute sich der Seltsamkeit

der ihn umgebenden Menschen, Dinge und Verhältnisse und löschte befriedigt das Licht. Zum ersten Male mit vollem Bewußtsein hatte er die Empfindung, über den Dingen zu schweben, sich diesen gegenüber heiter, unbefangen und gewissermaßen nur betrachtend zu verhalten und auch die ihn umgebenden Menschen, ohne Rücksicht auf ihre moralische Einreihung, einfach als Natur hinzunehmen und als solche zu genießen. Es war ihm, als gewinne das Stückchen Welt dadurch einen neuen, fremdartigen, aber liebenswürdigen Charakter.

Draußen hatte der bleiche Wintermond sein helles Licht schon über den Madison-Square ausgeschüttet. Bald lugte er auch durch das auf den Hof gehende Fenster in die Stube hinein.

Walter lag noch mit offenen Augen wachend da und staunte in die mondbeglänzte Frazenwelt. Ueber ihm auf dem Gestell prangte in heiterstem Grün die glänzende Maske eines riesigen Laubfroschkopfes. Daneben Eisenhüte, Hellebarten und Morgensterne. Eine ebenfalls grasgrüne Riesenheuschrecke schien sich gerade zum Sprung

zu rüsten, und eine ganze Gallerie von träumenden Maskenfrägen: Narren, Spießbürger, Großmütter mit Brillen und Hauben, Bettelweiber, Kaffeetanten mit unförmlichen Warzen und allerhand unnützes Carnevalsgelichter: lächelte blödsinnig und selbstzufrieden im Mondschein.

Nebenbei schnarrte der Maltejer mit der Narrenkappe und die „Sweet violets“ des närrischen Schneiders hauchten ihre letzten Klänge aus.

Alles dies spukhafte Frägen- und Maskenthum schien sich im Glanz des Mondlichts zu beleben und knisterte vor verhaltener Narrheit. Sonderbar, dachte Walter, daß dieses unvernünftige Scheinwesen, das durch keine Art von Moral seine Berechtigung hat, so liebenswürdig, vertraut und anmuthig sein kann!

So schloß Walter in eine fremde Traumwelt hinüber, in der er von einem wahren Gewühl von freundlichen und wohlgesinnten Frägen umgeben war. Es ruhte sich gut unter diesen ehrwürdigen Zeugen menschlicher Weisheit, umläutet von den Schellen einer harmlosen Mas-

ferade, deren geheimnißvoller Ursprung sich im Grau des Alterthums verlieren soll, umwoben von dem feinen Flor eines räthselvollen Daseins, das zwar unmittelbar der Spielsucht der Menschen dienen mußte, aber doch auch ein selbständiges, beinahe übersinnliches Wesen zu besitzen schien, dessen Dasein sich durch sich selbst rechtfertigte.

Halb schon im Schlaf hatte Walter den Gedanken, daß die Narrheit und der Irrthum das eigentlich Frische und Fruchtbare im Leben seien, während die Weisheit und Lehrhaftigkeit sich als etwas Lebensfeindliches, Schwerfälliges, gleichsam Getrübetes darstellen. Warum waren ihm solche heitere, sorglose und frohsinnige Gedanken seit den Zeiten des Kinderspiels erst heute wieder gekommen, in Betrachtung von Dingen, die dem ernsthaften Menschen närrisch erscheinen müssen? — — —

Walter erwachte am Morgen schon frühzeitig und nahm mit Eifer die ihm vorge schriebenen Hantirungen vor, die zunächst darin bestanden, daß er den Fußbodenkehrte und die

Oefen heizte. Während er den Cirkulations-Ofen im Zimmer Campaners mit Kohlen füllte, erwachte dieser im Kofoven, wo sich seine Lagerstätte befand, und bedeutete ihm mit verdrießlichem Ton und gewiffermaßen beschämt, daß er die Spieluhr aufziehen folle, da er feit dem Tode feiner Frau an diefes melancholifche Morgenkonzert gewöhnt fei.

Walter gehorchte, den Angaben Campaners gemäß, und bald erfchollen, während es im Ofen knifsterte, wieder die unvermeidlichen Klänge von „Sweet violets“. Diefe fchiienen den Schneider fehr zu befriedigen und zu beleben. Er ſtreckte ſich in feinem Bette, daß die Knochen knackten, und ſagte ganz behaglich immer nur: Ach ja, ach ja! —

Mit dem Anfeuern des Ofens im Lageraum, an deffen erleuchtetem Ende die Mädchen arbeiteten, hatte Walter weniger Glück. Es wollte ihm nicht recht gelingen. Das Feuer erloſch mehrmals. Endlich entſchloß er ſich mit Benzin nachzuhelfen, von welcher Flüſſigkeit ſich in der Nähe des Ofens eine große Flaſche be-

fand. (Diese Flüssigkeit wurde zum Reinigen der Flecken auf den Costümen etc. benutzt.)

Die Folgen dieses undorfsichtigen Thuns machten sich bald in lodernden Flammen bemerkbar, die den Ofen wie eine Waberlohe umglühten. Endlich gelang es ihm, des Feuers Herr zu werden. Als die Mädchen, ironisch schnuppernd und die Näschen in die Höhe reckend, zur Arbeit kamen, war das Zimmer zwar noch kalt und voll Rauch, dafür hatten sich die Kohlen aber endlich doch entzündet. Es galt nun, diese mühsam erworbene Gluth nicht mehr ausgehen zu lassen.

Der zweite Tag verging Walter wie der erste. Cardamom war um die Mittagszeit aus seinem Rausch erwacht, hatte sich flüchtig gewaschen, um sofort nach Paterfon abzdampfen, wo er einem Maskenball mit der Aussicht auf reichliche Erquickung entgegen sah. Seine Rückkehr war erst am nächsten Tage zu erwarten.

Der Abend dieses zweiten Tages war insofern bemerkenswerth, als Campaner die Absicht kund gab, ausnahmsweise nicht zum Abendessen



zu gehen, dagegen ein kleines Schießvergnügen zu Hause zu veranstalten. Er ging auch sofort mit Eifer und Geschick an die Vorbereitungen zu diesem Vergnügen.

Im Lagerraum, den er durch zwei Lampen feistlich beleuchtet hatte, befestigte er eine durchlöchernte Zielscheibe. Dieselbe wurde an die Thüre einer dunkeln Cabine gelehnt, die sich am oberen Ende des Lagerraums befand, mit Lavoir, Spiegel etc. ausgerüstet war und zum Waschen und Anprobiren der Costüme diente. Einige vorwitzige Kugeln schienen bei früheren Schießübungen übrigens den Weg durch die Thüre gefunden zu haben, da der eine Spiegel vielfach durchlöchert war.

Bald waren Walter und der Schneider abwechselnd bemüht, mit einem Flobert-Gewehr der Zielscheibe beizukommen. Der Schneider erwies sich als guter und sicherer Schütze, aber auch Walter verfehlte selten das Schwarze. Es dauerte nicht lange, so wurde es den beiden Schützen langweilig, auf die große Zielscheibe zu schießen. Der Schneider befestigte an Stelle

derselben an der Cabinetthür auf geschickte Weise zwei in's Kreuz zusammengebundene irische Tonpfeifen. Auf diese wurde nun hitzig geschossen.

Campaner, der das Centrum der Scheibe häufig getroffen hatte, fehlte die Pfeifen konsequent, während Walter in kurzer Zeit von diesen thönernen Zielen, von denen ein großer Vorrath vorhanden war, 8 Stück zersplitterte.

Während dieser Schießübung und nach derselben ertönte zur Abwechslung das rührende Lied „It 's only a ponsy's blossom.“ Auf Campaner's Wunsch holte Walter aus der benachbarten Wirthschaft zwei große Gläser Bier und zwei Schinkenbröte, die die Beiden mit Eintracht und Appetit verzehrten.

Bei dieser Gelegenheit erzählte Campaner seine Schicksale. Er war ein ehrlicher Schneidermeister aus Mannheim und durch viele und verwickelte Schicksale nach Amerika verschlagen worden. Mit Hülfe seiner Frau, die ein resolutes, kluges und herzensgutes Weib gewesen war, gründete er nach mancherlei verfehlten Versuchen das lukrative Geschäft am Madison-Square. Ganz

stolz wies er eine Anzahl „Testimonials“ von Theatern in New York, Baltimore und Philadelphia vor, aus denen hervorging, daß Herr Campauer „has performed his duty in the most satisfactory manner, furnishing new and bright costumes appropriate in every respect.“ Vor einem Jahr hatte er seine treue Lebensgefährtin verloren und war seitdem einem trüben, melancholischen Schmollen und einem verstärkten Abendschoppentriebe verfallen, jenem Triebe, dem die Verklärte mit allen Mitteln entgegengewirkt hatte.

Da Campaner selbst keine Kinder besaß, hatte er sein Wohlwollen dem schwarzlockigen Theobald Cardamon zugewandt, der ihm einerseits wegen seiner guten Gemüthsart und seiner Zuneigung zum Geistigen angenehm war, andererseits auch durch seine Belesenheit imponirte.

Theobald Cardamon kannte sich in Schiller und Goethe gut aus. Oft passirte es, daß er mit der schellenklingenden Narrenkappe auf dem Kopf und einer rostigen Toledanerflinge in der Faust Monologe aus „Wilhelm Tell“ und „Fiesco“

augenrollend zum Besten gab. Es war sehr schön, wenn er, mit dem Malteser-Mantel drapirt, die Worte hinausschmetterte: „Denn eine Grenze hat Tyrannenmacht“ etc. Campaner traten dabei nicht selten die hellen Thränen in die Augen.

Dieses waren die Glanzmomente des jetzigen theatralischen Daseins Theobaldens. In diesen Momenten genoß er die stumme Achtung und Ehrerbietung seines dem Höheren, namentlich dem Klassischen, ebenfalls zugewandten Prinzipals. Denn es ist und bleibt einmal eine Thatfache, daß die Schneider eine unerklärliche Neigung und auch ein gewisses Geschick für die höhere Bildung und tiefere Gelehrsamkeit besitzen. Alles was recht ist, auch die Schuhmacher haben einen Zug zum Höheren, aber in derberer, bodenwüchsigter Weise, und nicht in der mehr ätherischen Art der Schneider.

Die Nacht verbrachte Walter wieder inmitten des mondbeglänzten Maskengewirres. Unvernünftige Träume nahmen ihn in Anspruch. In Folge dessen erwachte er ein wenig zu spät

und es gelang ihm nicht, die Defen rechtzeitig in Stand zu setzen. Als er sich bei diesem Geschäft angstvoll abquälte, stand mit einem Mal jenes zierliche blonde Mädchen vor ihm, das er am ersten Morgen mit Wohlgefallen bemerkt hatte.

„Warten Sie nur, Sie Bangschläfer, morgen früh wecke ich Sie mit dem Ausklopfer!“ sagte die Schelmin, während sie ihm freundlich bei der Arbeit half. Sie war erst vor Kurzem aus dem Badischen nach Amerika ausgewandert, ein schönes, wohlgestaltetes Persönchen. Wie sie so, in ihren eleganten Wintermantel gehüllt, geschäftig vor dem eisernen Ofen stand und in die Gluthen blies, gewährte sie einen ungemein ziervollen und anmuthigen Anblick. Walter konnte sich nicht enthalten, den Arm um ihre Hüfte zu legen, sie an sich zu pressen und einen zarten Kuß auf ihre gerötheten Wangen zu drücken, was sie sich mit wenig Sträuben, friedvoll, gefallen ließ. Als er darauf von wegen der Symmetrie und des ihm angeborenen Ordnungssinnes einen leichten Kuß auch auf die andere Backe

drückte, bot sie ihm gutmüthig auch ihren lachenden Kindermund zum Kusse dar. Welcher junge Mensch von gutem Geschmack würde wohl eine solche freundliche Darbietung verschmähen?

Nach dem Kuß auf den Mund, der etwas länger dauerte, als sie beabsichtigt hatte, sagte Martha — so hieß nämlich der blonde Schalk — mit unverkennbar badischem Accent: „Bischt ein wüeschter Kerli!“, mit welchen liebenswürdig=unlogischen Worten sie hastig davonhüschte und im Maskengewühl verschwand, um sich zur Arbeit vorzubereiten.

Bald bemerkte Walter, daß der gute Schneiderprinzipal, den er für einen trauernden Wittwer hielt, der er ja auch war (nichts ist vollkommen in der Welt!), ebenfalls erröthend auf den Spuren des badischen Blondchens wandelte. Im Lauf des Vormittages, während er sich im Dunkel des Garderobenhohlweges zu schaffen machte, konnte er einige harmlose Neckereien erlauschen, denen Martha von Seiten ihrer Mitarbeiterinnen ausgesetzt war. „Ach, geh' nur, Du heirathest ja doch keinen Jungen. Du

nimmst den Campaner und bist bald Herrin im Haus!“

Darauf antwortete Martha sofort schlagfertig und in volksthümlicher Weise:

„Mädel, wenn D' heirathen wit,  
Heirathe keinen Schneider;  
Die Schneider sind so pffiffig,  
Die Nadel ist so spitzig,  
Das Scheerli ist so scharf,  
Und wenn's Du mir nit glauben wit,  
So . . . . .!“

„Aber, aber! Schämst Dich nicht, Martha? Ich will Dir kommen und Dich . . . . ., warte nur, Du ungezogenes Ding!“ entgegnete eine der Mitarbeiterinnen.

Aber das blonde Ding, das wohl nur durch einen unglücklichen Zufall von seiner heimathlichen Scholle losgerissen worden war, hatte auch sonst noch den Kopf voll seltsamer Mucken, volksthümlicher Gesänge und verschollener Lieder und Liedchen. Walter konnte noch am gleichen Tage erlauschen, wie sie in wehmüthig=klagender, eintöniger Weise ein altes Lied oder mehrere scheinbar zusammenhängende Lieder vor sich hingsang. So lautete eines:

„Es war ein reicher Kaufmannssohn,  
Der liebte ein armes Mädchen.  
Und als er über die Straße kam,  
Begegnet' ihm eine Reiche.

Ach Gott, ach Gott! was fang ich an,  
Daß ich die Arme entlassen kann?  
Eine Reiche wäre mir lieber,  
Eine Reiche wäre mir lieber.

Nimm Du ein Glas mit Branntenwein,  
Und thu' ein halb Lot Gift darein,  
Und gieb's der Armen zu trinken,  
Und gieb's der Armen zu trinken!“

Die seltsame Monotonie dieses Volksge-  
sanges schlug wie ein verhallender Ruf aus  
längst verklungenen Zeiten an das neugierige,  
für alles Alte, Fremde und Absonderliche em-  
pfindliche Ohr Walter's. Bald hörte er das  
Mädchen weitersingen:

„Es ging ein treu verliebtes Paar  
Im grünen Wald spazieren;  
Der Knabe, der so untreu war,  
Wollt' sie im Wald verführen.

Er nahm sie bei der rechten Hand  
Und führt' sie in's Gesträuche:  
Hier genießest Du, Herzliebste mein,  
Hier genießest Deine Freuden.



Was soll ich hier in diesem Wald  
Für eine Freud' genießen?  
Es scheint mir, 's sei ein Todsgewicht,  
Darin zu sterben müssen,  
Darin zu sterben müssen."

Dieses Lied wurde in der gleichen eintönigen und tieftraurigen Weise gesungen und schien zu der jungen blühenden Sängerin in einem sonderbaren Widerspruch zu stehen. Das alte und verschollene Volksthum, aufgelebt auf jungen, blühenden Lippen, mitten im modernen, hastenden Wesen der fremden Weltstadt, berührte Walter's allem Seltsamen und Widerspruchsvollen zugewandtes Gemüth lebhaft, gleich einem milden Lichtstrahl, der durch alterthümliche, bunte Scheiben in die helle Gegenwart fällt.

Nachmittags machte Darius Abnot in Gesellschaft seines jüngsten Knaben, eines aufgeweckten fünfjährigen Burschen, sein Erscheinen in Walter's Arbeitsstätte. Er besah sich alle Maschinen, probierte hier eine scheußliche Farbe, setzte dort einen Ritterhut auf, bewaffnete sich mit einem Schwert, hantirte mit einer Hellebarte, schäkerte mit den Mädchen oder schwang den Morgenstern gegen unsichtbare Feinde.

Wie immer, war er trotz der frühen Stunde schon ein wenig benebelt. Während Walter sich mit der lustigen Wirthsgestalt zu schaffen machte, hatte sich das Abuotbübchen vertraulich Martha's Nähtisch genähert, spielte mit ihren Fadenröllchen und machte es sich auf ihrem Schooß bequem.

Begierig ergriff das Mädchen die Gelegenheit, sich mit dem Kinde abzugeben, umhalste, küßte und herzte es und trieb allerlei Schabernack mit dem Kleinen. So erzählte sie ihm folgendes Märchen:

„Einmal ging ich auf einen sehr hohen Berg. Auf diesem hohen Berg war eine papierne Kirche. In der papiernen Kirche war ein hölzerner Pfarrer. Der hölzerne Pfarrer hat gepredigt. Er sagte: sanctus sanctus! Da habe ich verstanden: man fangt mich, man fangt mich. Da nahm ich den Spieß zwischen die Füß', fuhr fort in einen Ort. In diesem Ort war ein großer See. In diesem See waren drei Schifflein. Das erste rinnt, das zweite versinkt, das dritte hat keinen Boden. Jetzt ist die ganze Geschichte verlogen.“

Da hätte man das glockenhelle Silberge-

lächter des Kleinen hören sollen, der den tiefen Sinn der Erzählung mit krähenden Jubellauten begrüßte! All das Masken- und Grimassengefindel auf den Gestellen rings herum schien in das Gelächter miteinzustimmen, während der Abkömmling des Perserkönigs Darius in gespreizter Haltung, die Narrenkappe auf dem Kopf, den Morgenstern in der Rechten, einen verwirrten Monolog hielt. Tief ergriffen von so viel plötzlicher Narrheit, staunte Walter mit offenen Augen in diese fremde Welt, begierig, keines der Bilder seiner froh betrachtenden Seele verloren gehen zu lassen.

So vergingen Walter die Tage wie im Traum. Und eines schönen Abends war das Christkind im Maskenhaus eingekehrt. Draußen rieselte der weiße, prächtige Schnee in großen Flocken auf das dampfende Häusermeer. Die Metropole New York strahlte im Glanz einiger Millionen von Flammen. Das blendend kalte Licht der elektrischen Sonnen wurde überstrahlt von milderem und poetischerem Licht, dem Licht der flimmernden Weihnachtsbäume. Munter

wirbelten die Schneeflocken im Winde und senkten sich schmeichelnd hernieder auf die erleuchtete Stadt, gleich einem dichten, weißen Schleier. Träume von wohllichem Tannenduft umschwebten den Heimathlosen. Wie das fernverhallende Echo froher Kinderstimmen drang es an sein Ohr und vor ihm tauchte schattenhaft, nebelgleich, das versunkene Land der Kindheit auf.

Walter hatte sich in die Stadt begeben, um kleine Geschenke für den Christabend einzukaufen. Im Glanze des elektrischen Lichts blitzten und funkelten die Spiegelfenster der reichen Läden der 14. Straße. Damen in eleganten Toiletten und mit winterlich gerötheten Wangen huschten geheimnißvoll und geschäftig von Laden zu Laden, begleitet von grinsenden, gallonirten Negern, die die Last der ihnen aufgeladenen Paquete kaum zu tragen vermochten.

An der Ecke der 14. Straße und zweiten Avenue saß, von dem matten Schein der Gasflammen beleuchtet, eine Greisin in Lumpen. Die frierenden, zitternden Knochenhände drehten mechanisch den abgenutzten Griff einer Drehorgel,

die feinen einzigen Ton hervorbrachte. Daneben stand ein frierendes, halbverhungertes italienisches Mädchen und bot mit den blaugefrorenen Händchen Bananen feil.

An diesem Bild des Elends fluthete die elegante Welt theilnahmslos vorbei. Ein wilder Haß gegen diese schönen, in kostbare Stoffe gekleideten und gepuzten jungen Damen, mit den lachenden blauen Augen und roßigen Puppengesichtern, ergriff Walter. Er hätte sie mit Peitschen züchtigen und ihnen den Klageruf der Armut in die zierlichen Ohren brüllen mögen. Ihr verwöhnten, verzärtelten, unwissenden Geschöpfe, so dachte er, die ihr täglich zur Parfümierung eurer feinen Haut mehr Geld vergeudet, als eine Familie zur Ernährung braucht, die ihr den ganzen lieben Tag kokettirt und Bonbons nascht, während Tausende Hungers sterben, hört ihr nicht das Zischen der Geißeln, die über euch unsichtbar geschwungen werden!

Mechanisch drehte Walter ein Goldstück zwischen den Fingern. Es glühte ihm förmlich in der Hand. Voll Scham und Zorn warf er

es der Bettlerin hin, daß es klingend auf die armfelige Drehorgel niederfiel. Ein Grimm überkam ihn, daß die Welt solche Macht über seine Seele habe. Entweder, so sagte er sich, hat man Mitleid mit dem Elend der Menschen, und dann ist man der Sklave dieses verworrenen und beschämenden Gefühls, oder man bleibt hart, und dann wird man seines Lebens nicht mehr froh. In jedem Falle ist das Elend der Armen ein unerträglicher Zwang, eine Vergewaltigung der Gefühle des feineren Menschen, und schon deswegen muß es beseitigt werden.

Sinnend fehrte Walter in's Maskenhaus zurück. Die Mädchen hatten einen Christbaum aufgeputzt, Campaner hatte für Wein, Bier und ein gutes Nachteffen gesorgt, es auch an reichlichen Geschenken für sein ganzes Arbeitspersonal nicht fehlen lassen. Theobald, der Sekretär, hatte eine Kiste feine Cigarren und eine Flasche Arak erhalten, Walter einen neuen Ueberzieher. Vom Blondchen, zu dem er in ein immer zärtlicheres Verhältniß getreten war, erhielt er einige Paar selbst gestrickter Strümpfe.

Auch die Mädchen untereinander hatten sich mit allerhand Weiberkrum beschenkt. Campaner thronte inmitten all dieser Herrlichkeit im milden Lichte des funkelnden Weihnachtsbaumes, strahlend von Wohlwollen in seinem geblühten Schlafrock, während die Spieluhr ihre zarten und wehmüthigen Weisen ertönen ließ.

Theobald Gardamom saß sinnend vor seinem dampfenden Punschglase und starrte mit abwesendem Blick in die strahlenden Weihnachtslichter. Es mochten ihm wohl die blassen Bilder der für ihn versunkenen alten Kaiserstadt der Heimath auftauchen.

Auch Walter dachte an die Heimath. Er sah den jüngeren Bruder Robert, den herzensguten, etwas phlegmatischen Knaben, wie er ihm vor der Abreise verstoßen den Schatz seiner Sparbüchse, ein goldenes Imperial=Stück zusteckte, beschämt, als wenn er ein Verbrechen beginge. Deutlich tauchte vor ihm auch das Bild des jüngsten Bruders Max auf, des geliebten Nesthäkchens. Er sah den kleinen Jungen auf dem Bahnhof= Perron in Wartau stehen, Thränen

in den Augen, während er selbst schon durstig die Ferne trank, jene Ferne, in die ihn unnennbare Sehnsucht trieb.

Und während sich in seinen Tränmeraugen der Kerzenglanz des fremden Christbaumes spiegelt, entrollt sich ihm mit voller Deutlichkeit ein Bild. Es ist heiliger Abend in Wartau. Die Kinderherzen glühen schon im Festfieber. In den Straßen Schlitten-Glocken-Geläut. Der Schnee fällt in weichen, schweren Flocken. Es ist zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags.

Da klettert den Domberg, von der Universitätskirche aus, ein halbwüchsiges Bengel hinauf, im Schnee watend. Hinter sich schleppt er einen kleinen rohgezimmerten Schlitten. In diesem Schlitten, ganz in einen übermäßig dicken Mantel gehüllt, eine graue Fellmütze mit Ohrflappen auf dem Kopf, sitzt ein kleiner netter Bub, in seiner schweren Verpackung wehrlos preisgegeben den Abenteuer-Gelüsten des Größeren, der ihn hin und her und zuletzt gar noch in das Tannendickicht des „wildem Doms“ schleppt. Der Kleine fängt an zu weinen. — — —



Der Träumer hört deutlich das hallende Schlittengeläute von damals, tief unten in der beschneiten, verschleierten Stadt, er fühlt die feuchte Wärme des Thauwetters und sieht die grauen Dämmer Schatten im Flockengeriesel auf die alte Stadt und ihren silbernen Rathhaus-  
thurm herniederfallen. Für ihn giebt es keine Vergangenheit. In seinen Träumen ist Alles Nähe, ewige Gegenwart.

In diese Träumereien klang plötzlich eine helle Mädchenstimme hinein:

„Und zögst Du tausend Meilen weit  
In alle Welt hinaus,  
Und kommt die liebe Weihnachtszeit,  
Du wolltst, Du wärst zu Haus!

Die Nachtigall, so süß sie singt,  
Weckt Sehnsucht nicht so sehr,  
Als wenn das Weihnachtsglöcklein klingt  
Von Deiner Heimath her.“ — — — —

Zwei blaue Augen schwammen in Thränen, daß der Kerzenglanz darin glitzerte, und ein blondes Haupt neigte sich auf die verschlungenen Hände.

Während man noch im Weihnachtslicht bei einander saß, erhielt Walter einen Brief aus der

Heimath, den er als liebste Gabe im Glanz des Christbaumes entfaltete und mit stiller Rührung las. Der Brief war von der Mutter und endete mit den Worten:

„An Deinem Weihnachtsabend in der fernern fremden Welt werden wir Deiner gedenken, innig und tren, das kannst Du glauben. Unsere Gedanken kommen sich über Land und Meer auf halbem Wege entgegen und werden Austausch halten und sich begrüßen. Gott schenke Dir ein schönes, gutes Fest, frohen, guten Muth. Gott hat Dir wunderbar geholfen und wird es auch noch weiter thun, wenn man ihm vertraut.“

Als Walter die aufrichtigen Liebesworte der Mutter las und dabei sinnend seine fremde Umgebung musterte, die zwar aus seltsamen, zum Theil entgleisten und verschrobenen, zum Theil aber auch aus gesunden, frohen Naturmenschen bestand, mußte er sich befriedigt eingestehen, daß das Glück ihm bisher doch günstig gewesen sei, indem es ihn immer in den Kreis von Menschen führte, die mit den Eigenschaften der allgemeinen Menschlichkeit zugleich ein besonderes und bemerkenswerthes Wesen verbanden.

Es wurde an diesem Abend viel getrunken, geschmaust und gesungen. Bis in die tiefe Nacht hallte Gesang und Gläserklang in den winterlichen Nebel der Weltstadt hinaus.

Als Walter von den Mädchen, die sich zum Aufbruch rüsteten, Abschied nahm, konnte er sich nicht enthalten, die kleine blonde Freundin, für die seine Empfindungen immer zärtlicher geworden waren, im Dunkel des weihnächtlich durchdufteten Garderobensaales in die Arme zu nehmen und ihr Haar, ihre Wangen und Lippen mit heißen, sehnächtigen Küssen zu bedecken. Sie zitterte und glühte und erwiderte die Küsse. Zuletzt umklammerte sie zärtlich seinen Hals und flüsterte leise Liebesworte. Glück und Wonne durchrieselten ihn. Er küßte das gute Mädchen immer und immer wieder. Sein Haupt ruhte am warmen jungen Busen und ein überwältigendes Gefühl von Friede, Heimweh und Geborgenheit kam über ihn. So Mund an Mund, durstig den Athem eines geliebten Wesens trinkend, hinüberzuträumen in den ewigen Schlaf: das war der Inhalt seines dunkeln Sehns.

„Ich weiß, daß wir nie ein Paar werden,“  
flüsterte Martha. „Wir passen nicht für immer  
zu einander; Du wirst etwas werden und ich  
bin nicht klug und gebildet genug für Dich.  
Aber einmal möchte ich Dir ganz gehören, damit  
Du für Dein Leben eine freundliche Erinnerung  
an mich und meine Liebe hast, die Dein  
Herz bewegt, immer wenn Du meiner gedenkst.  
Denn ich glaube, zu kurzem Glück sind wir für  
einander geschaffen, wie nur zwei Wesen für  
einander geschaffen sein können. Und das Glück  
ist wie ein flüchtiger Sonnenstrahl, der den  
Scheitel küßt und scheidet.“

Dabei suchte sie seine Lippen. Walter war  
gerührt und beglückt zugleich. Zitternd von  
jener Erregung, die mit den Sinnen zugleich  
das Herz und die ganze Seele erglühen läßt,  
sank er zu ihren Füßen nieder und küßte ihr  
Kleid und ihre Hände. Sie beugte sich zu ihm  
und das blonde Haupt ruhte an seiner Brust,  
auf dem königlichen Lager des rothen Sammet-  
mantels, der über die Costüme am Fußboden  
gebreytet war. Wie ein Gewittersturm im Früh-

ling zog es über die Liebenden und es war ihnen, als wenn ein Blüthenregen aus erschauern- den Fruchtbäumen auf sie niederfiel.

Im Vorzimmer riefen die Mädchen ungeduldig den Namen Ihrer Kameradin. Sie waren zum Aufbruch bereit. Da riß sich die Kleine aufschluchzend von der Brust des Geliebten los, küßte ihn und ließ sich küssen und verschwand.

Fiebernd vor Glück suchte Walter sein Lager. War es nicht „Sünde“, was er begangen hatte? Sein Herz wußte nichts von Sünde. Es glühte vor Wonne, Rausch und Dankbarkeit, und wenn es an Gott geglaubt und zu ihm jetzt gebetet hätte, so wäre es ein glückstammelndes Dankgebet gewesen, dafür, daß ihm am hl. Christabend die Sünde bescheert war, zu lieben und geliebt zu werden.

Wie ein Schatten schwebte das Bild der todtten Geliebten, die grünunispinnene Einsamkeit des alten Hauses in Staten-Island, durch seine Träume. Er suchte nach einem Vorwurf in seinem Innern und malte sich die Züge der Todten, als einer strengen Richterin, aus. Aber

er fand keine Anklagen in sich vor und das Bild der Geliebten blieb milde und freundlich, verflärt noch durch einen reizenden Zug des Verständnisses und der Schalkhaftigkeit.

Und Walter war glücklich. Es schwebte ihm wie ein unausgesprochener Dank, einem Großen, Unbekannten gegenüber, auf den Gippen, der Natur, dem All, der lieben Erde, die ihn geboren. Wenn er sich nicht vor sich selbst geschämt hätte, er würde sein Lager verlassen, das Fenster geöffnet und einen Fuß in die stille, kalte Winternacht, durchzittert von Glockenklängen, hinausgehaucht haben. Einen Fuß den Winden, den Sternen, der ganzen feierlichen, schweigenden fernen Welt, fortgetragen und weitergegeben von Gestirn zu Gestirn in alle Ewigkeit, der Dank eines heißbeglückten Erdenkinds, das von Daseinswonne und Vergänglichkeitsweh, von Traum und Trauer erzitterte.

Es nahte die Faschingszeit. Damit begann für das Campaner'sche Maskeninstitut eine strenge Arbeitszeit, die zugleich die eigentliche Erntezeit des Jahres bedeutete. Walter und Theobald

waren Tag und Nacht auf den Beinen und die Nadeln der Mädchen kamen kaum mehr zur Ruhe. Bald mußten die Beiden auf einem Maskenball anwesend sein, bald die Costümirung eines Liebhaber-Theaters leiten, oder auch mit schwerbepackten Kisten in benachbarte carnevalsebedürftige Städte reisen.

Das waren goldene Zeiten für Theobald. Dieses Reisen und die Theilnahme an Bällen und sonstigen Carnevalsbelustigungen boten einen natürlichen Anlaß zum Genuß stärkender Getränke, ja es bildete dieser Genuß beinahe eine geschäftliche Nothwendigkeit.

In dieser Zeit ließ die anhaltende und strenge Arbeit den Sinn für Romantik in Walter kaum mehr aufkommen. Auch Martha war überarbeitet und verhielt sich zurückhaltend. Selten durfte er ihr einen flüchtigen Kuß auf den Scheitel, auf den Nacken oder auf die lieben blauen Augen drücken. Alles Heitere und Unmuthige erstickte im Staube der Arbeit.

Das Seltame, Menschliche und Schicksalhafte in diesem Hause sollte aber doch noch nahe

genug an Walter herantreten. Schon bei Beginn der Faschingszeit hatte Campaner zu kränkeln angefangen. Fiebernd von einer Abendbelustigung in der Turnhalle heimgekehrt, hatte er sich mit rheumatischen Schmerzen niedergelegt und war nicht mehr aufgestanden. Wohl kümmerte er sich noch immer um den Gang des Geschäftes, ließ sich täglich über die einlaufenden Bestellungen berichten, dirimirte von seinem Lager aus die Schneider-Arbeit und war besorgt für den richtigen Lauf der Dinge, da sein amerikanischer Sohn wenig Interesse am Maskenberuf nahm und sich desselben schämte. (Er hatte kürzlich geheirathet und sich einem anderen Beruf zugewandt.) Aber man fühlte doch, daß die treibende Kraft des Geschäftes erlahmt war.

Eines Tages klopfte ein unheimlicher Gast an die Thüre des Maskenhauses. Er war gekleidet wie ein spanischer Grande, trug einen spitzigen Degen und Stulpenhandschuhe an den Knochenfäusten. Diese unerwartete Faschings-Gestalt trat vor Campaner hin, machte ihm mit eleganter Verbeugung ihre Reverenz, lüftete den



stolzen Federhut auf dem blanken Schädel und bat den Kranken freundlich, all' das Maskenthum zu verlassen und aus der Verkleidung in den wirklichsten aller Zustände überzugehen.

Lange sträubte sich der von Natur gesunde und kräftige Mann gegen die unliebsame Einladung. Morgens und Abends erschollen die Klänge der Spielflöse, von Geitzern begleitet im stillen Krankengemach, das in seiner abenteuerlichen und phantastischen Ausschmückung einen grotesken Gegensatz zum Ereigniß bildete, das sich darin vorbereitete.

Alles Sträuben half nichts. Eines Abends starb der gute Mann im Glanze zweier Wachskerzen, im Angesicht einer bunten und ergötzlichen Faschings-Herrlichkeit. Cardamom legte seine Narrenkappe ab und schien vorübergehend einer ungewohnten Nüchternheit zu verfallen.

Jene Tage, wo die Vorbereitungen zur Bestattung mit ihrem düsteren Pomp einher schritten, waren Walter unheimlich und beklemmend. Er mußte noch die letzte Nacht vor der Beerdigung im Harlekin-Costüm einem Masken-

ball in Haarlem heimwohnen, von wo er erst zwischen 4 und 5 Uhr Morgens ermattet heimkehrte.

Das Haus war menschenleer. Er befand sich in der fahlen Dämmerung des Morgens allein mit dem Todten. Auf den Gestellen und Schränken grinsten die Masken. Die Rüstungen, Waffen und Schuppenpanzer leuchteten im Morgenlicht und ein Wispern und Flüstern schien vom Garderoben-Saal auszugehen.

Der Todte, Herr aller dieser Mummerei, lag still und friedlich auf dem Sterbebett und schien zu lächeln. Da war es Walter, als ob sich die Leiche plötzlich zu bewegen anfange. Die Brust schien leise zu athmen und der Mund sich wie zum Lachen zu verziehen. Dem Ermüdeten und Fiebernden graute es.

Er stand im Kleide des Narren, im zeisiggrünen Harlekin-Gewande, am Todtenlager und zitterte. Zufällig streifte sein Blick den Spiegel, er sah sich in der grotesken Verkleidung, das todtenblasse Gesicht geschminkt und gepudert, und ein tiefer Ekel am Leben überkam ihn. Er

fühlte zum ersten Mal den unlöslichen, räthselhaften Widerspruch zwischen der unausrottbaren Narrheit der Menschen und der überwältigenden Tragik ihres Daseins. Und dieses Gefühl preßte ihm heiße, widerwillige Thränen ab, die ihm die fragenhaften Figuren der Schminke im Gesicht verwischten. Dadurch bekam dieses einen komischen Ausdruck von Trauer, Verwunderung und Empfindlichkeit, der zum Narrenkostüm nicht recht passen wollte. Er blickte in den Spiegel, lächelte und machte eine Grimasse.

So wurde denn unter Vorantritt des gepenstlichen spanischen Ritters der Mann zu Grabe getragen, der Jahrzehnte getreulich der unschuldigsten aller menschlichen Narretheien gedient hatte, ohne doch selbst ein Narr zu sein. —

Der Sohn beschloß, das Geschäft nicht fortzuführen, sondern es zu verkaufen. Es wurden daher sämmtliche Angestellten nach Schluß der Fajchingsaison entlassen.

Walter mußte sich von seiner sangeslustigen Freundin trennen, brennendes Weh im Herzen, aber auch die süße Erinnerung an das kurze

Glück ihrer hingebenden Liebe. Diese Erinnerung gab sie ihm als das Pfand ihres guten Herzens mit in das Leben. Er konnte ihrer nie vergessen. Sie hatte Verwandte in Chicago, durch deren Vermittlung sich ihr eine bessere Stellung in dieser Stadt zu bieten schien.

So nahm Walter vom Maskenhause am Madison-Square Abschied. Von den Menschen dieses Hauses sollte er keinen jemals wiedersehen.

---

## Neuntes Kapitel.

„Alle Weisheit ist vergebens,  
Wendert nicht den Gang des Lebens,  
Den das Schicksal längst beschloß.  
Leidenschaft und Wille schalten  
Ewig als Naturgewalten  
Ueber unser ganzes Loos.“

Hieronymus Rom.

Lebensversicherung. Calwebhall.  
Die Frauenrechtlerinnen. Micall the Tailor.  
Allerhand Menschlichkeiten. Puppe  
und Schmetterling. Zurück nach Europa!

Es war wieder Sommer geworden und Walter war beschäftigungslos. Hätte er nicht Hilfe aus der Heimath gehabt, er wäre verhungert. Es herrschte eine niederdrückende

Sitze in New York. Die Verkäufer von Ice-cream und eisgekühlten Ananas-Scheiben auf den Straßen machten gute Geschäfte.

Walter wohnte wieder im „Hotel“, von dem aus er im Herbst seine Hunger-Wandernng angetreten hatte, einem neunstöckigen backsteinernen Kasten auf der Ostseite New York's, an der Ecke der Stanton- und Willet-Street. Es war eine richtige amerikaniſche Miethskaserne, vergleichbar einer riesigen, aufrecht mit der schmalen Seite zur Straße hingestellten Cigarrenschachtel, in die ein Knabe an Stelle der Fenster kleine Gucklöcher hineingeschnitten hat, rechts und links grün gemalte Jalousieen. Auch die Farbe dieser Häuser ähnelt derjenigen einer Cigarrenschachtel und verleiht der Stadt New York jene intensiv röthliche Färbung, die so phantastisch und seltsam gegen das tiefe Blau des Himmels und des Meeres absticht. Im Lichte des Abends schaut so die Hudson-Stadt, aus der Ferne betrachtet, wie ein Gewürfel von grellrothen Bausteinen aus, mit denen die Kinder spielen.

Es war gegen Ende des Monats Mai, an

einem Freitag in der Frühe, als Walter, von der Hitze aus dem Bett getrieben, das Flachdach des Hauses, jenes ultimum refugium der schwitzenden New Yorker, betrat. Dort oben ging noch ein Luftzug, so schwach, daß er kaum einen Bogen Papier bewegt hätte. Wie im Traum und Fieber, ließ Walter das im Morgenroth erglühende Auge über die Stadt zu seinen Füßen schweifen. Nicht wie ein Werk von Menschenhand, sondern wie die gespenstische Ausgeburt einer großen kranken Phantasie, wie das Bild eines fremden Weltkörpers, ragten die Häuser, die Dächer röthlich überglüht, schattenhaft aus dem Morgendunst. Walter senfzte. Seine Seele fühlte sich bedrückt durch das Riesenhafte und Formlose und spiegelte ihm Bilder lachender, harmonischer Landschaften vor.

Da bot sich ein eigenthümliches Schauspiel seinen Blicken. So weit das Auge reichte, erschien die ganze, unermessliche Stadt von einem schwanfenden, im Morgenwinde sich leise hebenden und senkenden, schneeweiß schimmernden Meere überfluthet. Das blendende Weiß hob sich vom Blau

des Himmels, wie die Brandung vom Blau des Meeres ab. Die Täuschung wurde erhöht durch die verichleiernde Wirkung des feinen Nebels, der wie herbstlicher Höhenrauch die Stadt umlagerte.

Das Räthsel war bald gelöst. Das wogende, schneeweiße Meer zu seinen Füßen war das im Winde leicht bewegte Beinenzeug der Hausfrauen von New York. (Am Freitag wird in dieser Stadt die Wäsche zum Trocknen aufgehängt.)

Walter lächelte. Die geäffte Phantasia kehrte zur vertrauten Wirklichkeit zurück und fühlte sich durch die Täuschung erheitert. Auf den benachbarten Dächern tauchten die hellen Gestalten leicht bekleideter, hübscher Mädchen auf. Während es sich tief unten auf den Straßen schon schattenhaft zum Tageskampf um's Leben zusammenballte, begann hoch oben auf den Dächern ein sanftes Geplauder und Geschäfer. Die lieben Weiber, dachte Walter, verstehen es doch immer, sich die stille Dase eines Plauderstündchens zu reserviren. Selbst auf tanzenden Vulkanen würden sie sich in dieser Weise häuslich einzurichten wissen und sich das Schäkern nicht rauben lassen.



Wie zur Bestätigung haschten sich gerade — 100 Fuß über der Straße — zwei junge Mädchen auf dem Dach des Nachbarhauses. Der Waschkorb lehnte vergessen am Dachgeländer. Nachdem die Eine unter Richern und Kreischen mehrere Mal um das ganze Dach herumgeflüchtet war, beugte sie sich endlich, ermüdet und athemlos, über das Geländer. Die Andere, die Wehrlosigkeit ihrer Freundin benutzend, schlang die Linke um deren Taille, während sie ihr mit der Rechten in geheucheltem Zorn einige zärtliche Schläge versetzte.

Darob erneutes Gelächter, Gekreisch und, als sie sich beobachtet sahen, Beschämung. Mit heuchlerischem Eifer machten sie sich an die Arbeit, flüsternd und kokette Blicke auf das Nachbardach werfend.

Belustigt stieg Walter die Treppen hinunter und trat auf die schon belebte Straße. Während er langsam in das Straßen-Gewirr hineinwanderte, dachte er über die lebenswürdige Natur der Weiber nach. Mehr Kindlichkeit, Humor und Lebenserkenntniß schienen sie ihm zu besitzen,

mehr Wärme und unbefangene Lebenslust, als die mit Raubthier-Gebärden und Henker-Blicken dem Erwerbe nachjagenden Männer. Sollte dies mit der Ernährung durch die Männer und mit der Entlastung von schwerer Arbeit zusammenhängen? Oder ist es in der Natur der Frauen begründet, frohmüthiger und sorgloser zu sein? Ist es vielleicht die wahre, paradiesische Natur der Menschen, deren Bestimmung nicht die schönheitmordende Arbeit, sondern das heitere Spiel in der Sonne ist, die Lust, die Liebe, die Spiegelung und Verklärung der Schönheit in der Morgenröthe der Scham, das Baden in Licht und das zu Tode Lachen des Graufigen, Vehrhaften und Blutdürstigen? —

Mit solchen Gedanken im Kopf war Walter beim Gebäude der Metropolitan-Life-Insurance-Company angekommen. Er blieb auf dem Trottoir stehen und vertiefte sich in das Studium des pomphaften Firmaschildes und der Prospekte. Da entdeckte er an einem Fenster ein Plakat mit der Aufschrift: „Agents wanted.“

Er stieg die Treppe hinauf, trat in das

Bureau der Gesellschaft und meldete sich beim Inspektor. Dieser empfing ihn höflich und setzte ihn, nachdem er seine Wünsche kennen gelernt hatte, von den Umständen und Bedingungen in Kenntniß, unter denen die Gesellschaft ihre Agenten engagire. Festes Salair gebe es nicht, dagegen eine namhafte Provision, die bei Ausfertigung der Police bezahlt werde.

Walter entschloß sich, einen Versuch zu machen. Er erhielt einen ganzen Stoß Prospekte und Formulare und außerdem mündliche Ermahnungen und Instruktionen. Besonders wurde ihm auf die Seele gebunden, keine Wirth oder sonstige Verkäufer von Spirituosen und im Allgemeinen keine Personen zu versichern, die im Geringsten des Mißbrauchs geistiger Getränke verdächtig seien. Durch zu große Sorglosigkeit in dieser Beziehung seien der Gesellschaft die größten Nachtheile erwachsen.

Mit bedrucktem Papier reichlich beladen, verabschiedete sich Walter, trat auf die Straße und ließ sich vom Menschenstrom, der in aufsteigender Weise durch die festlich geschmückte

Stadt wogte, dahintreiben. Es war der Gräberschmückungstag (Decoration-day), der in üblicher, großartiger Weise gefeiert wurde. Von der Menschenmenge geschoben, gelangte Walter in die fünfte Avenue, wo sich ihm das Bild einer grandiosen Parade darbot, eingeleitet von den New Yorker Abtheilungen der „Großen Armee der Republik“, unter Mitwirkung der ersten Division der Nationalgarde, den Detachements der Armee und Marine, einer Unzahl von Bogen und unabhängigen Militärorganisationen. Diese Parade bewegte sich feierlich am Fünft-Avenue-Hotel vorbei, an dessen Eingange der Präsident Chester Allan Arthur und der General Grant, letzterer mit dem historischen Cigarrenstummel im Mundwinkel, bemerkbar waren. Mit lebhaftem Interesse betrachtete Walter den Mann, dessen weltgeschichtlicher Ruhm so lange dauern wird, als die Liebe zur Freiheit. Er sah krank und apathisch aus und ein müdes, freundliches Lächeln spielte um seine Lippen.

Die ursprüngliche Bedeutung des Festes liegt in der Schmückung der Gräber der im

letzten Unionskriege gefallenen amerikanischen Soldaten. Daraus ist allmählig ein Allerseelentag geworden.

Die Parade war imposant. Aus allen Fenstern und von allen Dächern wehte das Sternenbanner, die Statuen Washington's, Vinceln's und Lafayette's waren reich dekoriert. Walter's Herz pochte von freudiger Erregung und er fühlte sich — obwohl ein Fremder — eins mit diesem begeisterten Volk, das seine große Vergangenheit im Dienst der Freiheit und Menschlichkeit feierte. Es dünkte ihm ein erhebender Anblick, die alten, weißhaarigen Freiheitshelden, mit ihren zerfetzten, von Kugeln durchlöcherten Fahnen, entblößten Hauptes, unter klingendem Spiel und donnerähnlichen, enthusiastischen Beifallsbezeugungen von Seiten des Volkes am Washington-Square vorübermarschiren zu sehen. Er war stolz darauf, daß es ihm vergönnt war, als Angehöriger der Republik einen solchen Tag zu feiern.

Ueber hundert verschiedene, reichuniformirte Regimente, darunter ein originell aussehendes

Negerregiment, betheiligten sich an der Parade. Der Tambour-Major, ein riesiger Neger, schleuderte seinen kolossalen Stab mit goldenem Knopf und eben solchen Quasten so hoch hinauf, als wollte er ihn in den blauen Himmel hinein werfen. Stolz und begeisterte Freude strahlten von den schwarzen Gesichtern, und als das Regiment, vor den Vertretern der Regierung und der Armee vorbeimarschirend, General Grant erkannte, ertönte wilder Jubel in den Reihen. Ohrenbetäubendes Hurrarufen dröhnte dem General entgegen. Er fuhr aus seiner Apathie empor, der Körper streckte sich zu soldatischer Straffheit und in den stahlgrauen Augen glühte ein Funke auf. Zu diesem Augenblick begann die Kapelle des Neger-Regiments ihr Spiel. Es war ein wilder, nervenerregender Marsch, das ganze Regiment brüllte vor Aufregung und Jubel und die Quasten des Tambour-Major-Stabes fegten in großem Bogen die heiße Luft. Es lag etwas wie Drohung in der ganzen Demonstration. Die Blicke der Schwarzen richteten sich mit begeisterter Liebe zum General, aber

etwas wie Haß flackerte daraus gegen das neugierige Volk der Weißen, das sie in dichten Massen umstand.

Walter fühlte sich in tiefster Seele bewegt. Diese heiße Dankbarkeit, diese stürmische Huldigung der Söhne der einstigen Sklaven gegenüber ihrem Befreier hatten etwas Ueberwältigendes. Der ganze ungeheure Protest der geschändeten Menschennatur, der im großen Unionskriege zum Ausdruck kam, zitterte wie fernes Echo in seine Seele. Er hätte sich unter die schwarzen Brüder mischen mögen, mit ihnen fortschreiten unter den Klängen des wilden Marsches und sie bitten, ihn anzuerkennen als Freund und Bruder. Aber das Regiment wogte wie ein Gewittersturm vorbei, das Echo donnernder Hurrahs hinter sich lassend.

Walter stand den heißen Thränen der Rührung im Auge, als er sich aus dem Menschengewühl entfernte, um in seine Wohnung zurückzukehren. Er fühlte sich einsam und verlassen und litt schwer darunter, daß er sich Niemandem mittheilen konnte.

Am nächsten Tage begann Walter seine Thätigkeit als Lebensversicherungs-Agent. Aber er hatte kein Glück damit. Ueberall wies man ihm brüsk die Thüre, nicht selten mit Schimpfworten und unter Androhung von Thätlichkeiten. Die Lebensversicherungs-Gesellschaften schienen sich in den unteren und mittleren Schichten der New Yorker Bevölkerung keiner großen Beliebtheit zu erfreuen. Aber hatte ihn der Inspektor auf diese Erfahrungen nicht vorbereitet, hatte er ihm nicht eindringlich eingeschärft, sich durch nichts abschrecken zu lassen, wenn er Erfolge haben wolle? So schleppte er sich denn in dem ihm angewiesenen Stadtviertel, an der Ostseite der „oberen“ Stadt, von Haus zu Haus und ließ sich stoisch in jedem Hause die Thür weisen.

An einer Querstraße zwischen der dritten und zweiten Avenue fesselte ein merkwürdiger Anblick seine Aufmerksamkeit. Mitten aus dem Häusergewirr erhoben sich hohe, nackte Felsen, auf deren Gipfeln, gleich Raubvogel-Nestern, elende Hütten klebten. In einer benachbarten deutschen Bierwirthschaft, wo er eine Erfrischung zu sich



nahm, erkundigte sich Walter nach der Bedeutung dieser auffallenden Erscheinung. Man erzählte ihm, daß dort die „Squatters“ haufen.

Was ist ein „Squatter“? Aus jenen Zeiten, da die Insel Manhattan, auf der die heutige Milliardenstadt New York erbaut ist, nicht mehr als 60 Gulden galt, da die schweigsamen Knickerbroker Wynheers mit ihren rothen Gesichtern und gerundeten Leibern Genever trinkend und holländischen Knaster rauchend in der Spinnwebhalle (Cobweb Hall) residirten und da die Skalps der Weißen noch einen unentbehrlichen Modeartikel indianischer Toilette bildeten und hoch im Markte standen, — aus jenen Zeiten hat sich der Squatter erhalten.

Der Squatter ist ein erster Ansiedler. Nie ist seine Seele von der profanen Sorge um den Miethzins bedrückt gewesen. Er nahm mit der Axt in der einen und dem Feuerrohr in der andern Hand Besitz von dem herrenlosen Lande, erbaute sich mit bewaffnetem Arm seine rohe Behausung und trotzte der Welt kraft seines Rechtes als Besitzer von eigenen Gnaden. Er

fragte nichts nach Geld und Gut. Das Brennmaterial war billiger, als heute, d. h. es kostete gar nichts. Was ihm der Wald nicht lieferte, das schwemnten die mitleidigen Bogen des Hudson oder des Oceans heran: Balken, Trümmer und Schiffsüberreste.

Und was sich der Squatter vor Jahrhunderten mittelst ungeschriebener Verträge erwarb, das hat er sich trotz des Fortschritts der Kultur nicht nehmen lassen wollen. Zwar sind die meisten dieser ursprünglichen Niederlassungen spurlos von dem Weichbild Manhattans verschwunden; die Hochfluth der Kultur hat ihre Brandung über sie hinweggewälzt, und wo früher eine elende „Shanty“ stand, da ragt vielleicht heute ein marmorner Palast empor. Und dennoch haben sich vereinzelte Squatters bis auf die Gegenwart erhalten. Es giebt in New York noch heute eine kleine Anzahl solcher Robinsons der Weltstadt.

Die Insel Manhattan besteht fast ausschließlich aus Flachland. Nur an einzelnen Stellen, z. B. an der Ostseite der oberen Stadt (zwischen

der zweiten und dritten Avenue), ragen wie erratische Blöcke wilde, phantastische Felsparthieen aus der Ebene empor: ein Miniatur-Gebirge mitten in der Großstadt! Hoch oben auf diesen Felsen hocken noch vereinzelte Squatters, zahlen nach wie vor weder Miethzins noch Steuer und unterscheiden sich von ihren Vorgängern sehr wesentlich dadurch, daß sie ihre ursprüngliche Bedeutung als Ansiedler längst verloren haben. Die modernen Squatters sind nichts weniger als Pioniere der Cultur, sie sind die Schmarotzer derselben. Sie verdanken ihre Existenz längst nicht mehr sich selbst, sondern nur noch der öffentlichen Gnade und einem falschen Pietätsgefühl, das sie wenigstens an isolirten Punkten immer noch dulden zu dürfen glaubt.

Der Anblick dieser „Niederlassungen“ ist seltsam genug. Mitten aus dem Häusermeer tauchen schmutzige, graue Felsen hervor; auf den Gipfeln kleben abenteuerlich geformte Hütten, zu denen auf halzbrecherischen, halbverfaulten Stiegen, Brücken und Gerüsten gefahrvolle Wege hinaufführen.

Auf einem solchen „Wege“ klonn Walter zu einer dieser Chantys hinan, theils aus Neugier, theils weil er auch dort seine Künste als Versicherungsagent versuchen wollte.

Vor ihm stelzte, in Gewänder von schreiender Farbe gehüllt, einen hohen, sonderbaren Strohhut mit Blumen und Kräutern auf dem Haupt, hochgeschürzt, abschreckend häßlich, die „Herrin des Hauses“ die Treppe hinan, — eine Karrikatur Hogarth'schen Styls!

Patrick Mc. Carthy, ein stumpfnasiger, whiskeyduftender Irländer, gehörte zu den „besser“ situirten Squatters. Seine Chanty, zu der Walter mit Mühe und Lebensgefahr emporkletterte, war das absonderlichste Gebäude, das man sich denken konnte. Man hätte Mühe gehabt, aus der Form des Ungethüms auf die Bauart zu schließen. Bei näherer Besichtigung erwies sich das Ganze als der Rumpf eines alten Schiffes, eines Bataviafahrers. Auf dem Hintertheil des Wracks war sogar in verwaschenem Gold der Name des Fahrzeugs zu lesen: Eliza Thornton, Amsterdam. Wie mochte das Schiff,

das sich einst auf den Wogen des Oceans geschaukelt, da hinauf gekommen sein? Und was hatte die architektonische Kunst Mc. Carthy's aus dem alten Schiffsrumpf gemacht? Das Vordertheil, das vielleicht nicht mehr zu brauchen gewesen war, hatte er quer abgeschnitten und die Oeffnung mit Brettern vernagelt. Aus dem Verdeck ragte wie der Schornstein eines Dampfers ein hohes Ofenrohr empor. Zerrissene Wäsche flatterte im Winde, wo früher der salzige Hauch des Meeres die Segel gebläht. In den Bauch des Wracks war ein Loch hineingeschnitten, das als Thüre diente und durch eine Luke abgeschlossen werden konnte. Ueber der Thüre prangte die Schiffsgallone, ein vollbusiges Frauenzimmer darstellend. Das war der letzte Rest, der vom Vordertheil des Schiffes übrig geblieben war.

In den niedrigen Räumen, die Walter mit einigem Mißtrauen betrat, lagerte eine Athmosphäre von schlechtem Tabak, Whiskey und Theer. In der Kapitänskajüte lag der Herr des Hauses betrunken am Boden, was seiner Ehehälften Veranlassung zu Bemerkungen gab, die bei einiger

Einbildungskraft für Entschuldigungen gehalten werden konnten. Der von der reizenden Hibernierin wiederholt gebrauchte Kosenname „Schwein“, verbunden mit einigen nicht mißzuverstehenden Handbewegungen, ließ einen tiefen Blick in den Frieden dieses Ehelebens thun. Von einer Versicherung des kostbaren Lebens ihres Herrn und Gemahls konnte natürlich nicht die Rede sein, da die Gesellschaft Trunkenbolde von der Versicherung ausschloß.

Es schienen schmale Zeiten an Bord der Eliza Thornton zu herrschen. Eine halbverhungerte Ziege, die aussah, als wenn sie sich nur von den Papiersegen nähre, welche die Felsen an Stelle der Vegetation reichlich bedeckten, hinkte mißmuthig meckernd um das Schiff herum. Der Squatter schnarchte laut, seine Gattin klagte über die theuren Zeiten und begann, allmählig aktueller werdend, über die Versicherungsgeellschaften zu schimpfen, die sie als eine Bande von Schwindlern bezeichnete, nur dazu bestimmt, ehrlichen „Privatleuten“ das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Da die Dame eine immer drohendere Haltung annahm und zur Herzstärkung bereits ebenfalls nach der Whiskeyflasche gegriffen hatte, so hielt es Walter für rathsam, sich von der „Eliza Thornton“ schleunigst zu entfernen. Hinter ihm hörte er das Gekeif der ehrwürdigen Dame, das Meckern der Ziege und das Fluchen des famosen „Anfiedlers“, der mittlerweile erwacht war und im halben Thran von „Niederschießen“ redete.

Walter kletterte die Treppe hinab und befand sich, wie aus einem Traum erwachend, plötzlich auf der volkreichen Straße. Links und rechts Braunsteinhäuser und kostbare Marmorpaläste; die Hochbahn raste hoch über ihm und es flutheten die Wogen der Großstadt. Hinter sich sah er noch einmal den phantastischen Schiffsrumpf emportausen. Eine grüne Fahne, die er zuerst nicht bemerkt hatte, wehte von ihm hernieder. Er erkannte Veier und Shamrock: die Fahne grün Erin's. Der „Anfiedler“ hatte den nationalen Feiertag in seiner Weise begangen.

Solchergestalt waren die Erfahrungen, die Walter als Lebensversicherungsgagent machte.

Nur selten gelang es ihm, eine Versicherung abzuschließen, und dann kostete es noch einen zähen und erbitterten Kampf mit dem Inspektor, um unverkürzt in den Besitz der Provision zu gelangen. Dagegen lernte er auf seinen Streifzügen die Stadt und deren bunt zusammengewürfelte Bewohner kennen und übte sich in der Beherrschung der englischen Sprache.

Er war überrascht über die Größe und geheimnißvolle Undurchdringlichkeit der Stadt, die, einem Bexierspiel gleich, ihre Räthsel scheinbar nur deswegen enthüllte, um neue, schwierigere aufzugeben. Jeder Tag war eine neue Entdeckungsreise in ein unbekanntes Land. Je nach dem Stadttheil, den Walter gerade besuchte, zeigte ihm das räthselreiche „Gotham“ eine stets neue Physiognomie. Bald stürzte er sich in das Chaos des Börsenviertels der Wallstreet, bald tauchte er unter im Staub und Lärm des Hasenquartiers der Water Street. Heute flanirte er in den vornehmen, blinkend sauberen Avenues der „oberen“ Stadt, um morgen im marktschreierischen Gewühl der Bowery willenlos dahinzutreiben.



Dabei gerieth er zuweilen in die zweifelhaftesten Gegenden und Lokalitäten, in französische Spielhöhlen, extravagante Tanzlokale, Clubs und Versammlungsorte. Der Zufall führte ihn auch einmal in die Spinnwebhalle (Cobwebhall), ein niedriges, alterthümliches, noch aus der Zeit der Holländer stammendes Lokal, die Weinstube der alten Knickerbocker. Walter ließ sich ein Glas „Tom and Jerry“ geben (heißer Rumpunsch mit Eidotter) und vertiefte sich in die Betrachtung des sonderbaren Lokals.

Es war 4 Uhr Nachmittags und schräge Sonnenstrahlen fielen in das niedrige und winklige Zimmer. Die Decke und alle Winkel waren dicht bedeckt von großen Spinnweben, in denen mächtige, fette schwarze Spinnen theils faul auf ihre Beute lauerten, theils unruhig hin und her schossen. Wohin der Blick sich auch wendete, überall stieß er auf Spinnweben und Spinnen. Man hatte dabei fast das Gefühl, in einem großen Spinnennetz gefangen zu sein. Das unruhige Wesen der großen unheimlichen Thiere in dem kleinen Zimmer mit den schiefen Wänden hatte etwas grauenerweckendes.

Der dicke Wirth hockte halb schlafend in der Ecke und auf einem Tisch, mitten in der grellen Nachmittagssonne, lag schnurrend ein fetter grauer Kater. Dieses Bild fesselte Walter. Schnell hatte er Stift und Papier bei der Hand, um es festzuhalten. Er zeichnete sich selbst vor dem Punschglase, umgeben von der Spinnenkolonie, ebenso den Kater, die Fässer und Flaschen. An den schlafenden Wirth aber ließ er den Tod mit Stundenglas und Hippe herantreten und ihn die Stirn des Schlafers leise mit dem Knochenfinger berühren.

Es ärgerte Walter, daß er das Bild nicht in seinen eigenthümlich leuchtenden und doch gedämpften Farben wiedergeben konnte. Ein phantastischer Schimmer schien ihm davon auszugehen und er hätte sich nicht gewundert, wenn in diesem Spinnenheim zauberhafte Sachen vorgegangen wären, wenn er zum Beispiel den ewigen Juden mit Satan bei einem Glase Chambertin dort getroffen hätte.

Aus tiefem Sinnen schrak er plötzlich empor, und als wenn diese heftige Bewegung die Spinnen

beunruhigt und sich ihnen mitgetheilt hätte, kam ein großes, wimmelndes und sprunghaftes Leben über sie. Die Netze zitterten in der Abendsonne und der Wirth schnarchte leise in seinem Winkel.

Ein anderes Mal gerieth Walter in das sog. „Casino“, ein mächtiges Vergnügenslokal am Broadway, im oberen Theil von New York. Er war verblüfft von der Pracht und Großartigkeit dieses Etablißements und glaubte nie etwas Aehnliches gesehen zu haben. Im ersten Stock befand sich ein elegantes Theater, im zweiten ein Hotel, im dritten eine Restauration, im vierten eine fashionable Spielsaal-Einrichtung für Billard, Pool, Karten, Schach etc., im fünften eine Lagerbier-Halle u. s. f., auf dem Dache aber prangte ein schöner Sommergarten mit schattigen Bäumen, schimmernden Bosquets, plätschernden Springbrunnen, lauschigen Gängen und versteckten Lauben. Wenn nicht die besrachten Kellner und die Klänge einer Strauß'schen Walzermelodie, vorgetragen von einem gutgeschulnten Orchester, die Illusion zerstört hätten, Walter hätte sich in die Märchenwelt der Kindheit versetzt gewähnt,

hier zwischen Himmel und Erde, wohin das Getöse und Gerassel des Straßengewühls nicht zu dringen vermochte. —

Bei seinen täglichen Streifzügen lernte Walter auch verschiedene Clubs und Versammlungslokale kennen. So kam er eines Abends in ein hell erleuchtetes Lokal auf der Ostseite der mittleren Stadt. Er betrat den niedrigen, mit rothdrapirten Fenstern versehenen Saal, der von vielen Reihen heller Wienerstühle angefüllt war. Am Ende des Saales erhob sich ein niedriges Podium. Auf diesem befand sich ein mittelgroßer, polierter Tisch mit Wasserflasche und Glas. Drei Stühle standen hinter dem Tisch. Es lag etwas wie milder Friede auf diesem erleuchteten, noch menschenleeren Saal. Walter nahm auf einem Stuhl der letzten Sitzreihe Platz und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Es währte nicht lange, so kündigte ein vielstimmiges Gepolder weiblicher Stimmen auf der Straße die Ankunft der ersten Gäste an. Der Saal begann sich bald mit kleinen Schwärmen von Frauenzimmern zu bevölkern und ein Summen

wie in einem Bienenkorbe machte sich bemerklich. Aber das Geplauder schien wie durch Erwartung irgend eines Bedeutsamen gedämpft und die Blicke der Angekommenen richteten sich häufig nach der Thüre.

Plötzlich ging es wie eine Bewegung durch den Saal. Alles erhob sich, Stühle wurden gerückt, Vornetten blitzten und jungfräuliche Hälse reckten sich in der Richtung der Thüre. Herein traten drei Personen, eine lange, hagere weibliche Gestalt in schwarzem Büßergewande, eine große Brille auf der Cäsaren-Nase, mit strengem, inquisitorischem, zugleich höhnischem und mißtrauischem Blick, in ihrer Leiblichkeit einer Hopfenstange nicht unähnlich und von unzweifelhafter Jungfräulichkeit; ein kleines, kaninchenhaft lächelndes Männchen mit langen weißblonden Locken und eben solchen Augenbrauen, ängstlich, verschämt, nach allen Richtungen mit flehenden Geberden Komplimente machend, eine große Ledermappe unter dem Arm, mit runden, von dicken Brillengläsern bedeckten Schellfischaugen und einem zarten Foulardchen um den Hals

herum; endlich eine hoheitsvolle Erscheinung mit fuchsrothen Backen und Sommerprossen, mit einem pädagogisch=distinguirten Wesen, das eine bedeutende Ueberlegenheit in gelehrten Sachen ahnen ließ, mitleidig=prüfende Blicke über die versammelten Schwestern schweifen lassend und mit langen, hageren Fingern, an denen mehrere Türkise sichtbar waren, an den Köckchen der Schläfengegend ordnend.

Diese drei Gestalten pendelten theils majestätisch, theils demuthsvoll=selbstbewußt durch den Saal und ließen sich am Tisch auf dem Podium nieder. Die Dame mit der Cäsaren-Nase entwickelte aus einem Zeitungspapier einen hölzernen Hammer nebst dito Unterlage, welche parlamentarischen Gegenstände sie mit einem herausfordernd=drohenden Blick vor sich auf den Tisch legte. Unterdessen hatte der milde Jüngling seine Mappe geöffnet und verschiedene voluminöse Papiere mit vor Aufregung zitternden Händen entfaltet. Er sah fast so aus, als wenn ihm vor Angst irgend etwas Menschliches passiren könne. Nur die drohenden Blicke der beiden

weiblichen Wesen zu seiner Rechten und Linken schienen ihm etwelchen männlichen Halt zu geben. Die suchsrothe Erscheinung hatte einen Strickkorb geöffnet und daraus eine größere Häkelarbeit entnommen. Sie schaute mitleidig auf das versammelte Weibervolk und stocherte sich mit einer langen Häkelnadel im linken Ohr, wie es schien, nicht ohne Erfolg, da sie von Zeit zu Zeit die Spitze der Nadel aufmerksam betrachtete.

„Ich bitte Sie das Fenster zu schließen! Es scheint Zugluft im Saal zu sein.“ Diese von der Präsidentin in tiefstem Bass gesprochenen Worte rissen Walter aus seiner beschaulichen Ruhe. Er sah, wie die Dame sich zu ihrem Nachbar herniederbeugte und mit affectirter mütterlicher Zärtlichkeit das Foulard an seinem Halse befestigte. Darob gerieth der Jüngling in ekstatische Verzückungen und wand sich ordentlich in Komplimenten.

Plötzlich erhob sich die Präsidentin, ihre Schlankheit zu höchster Würde emporreckend und hieb, drohend dreinblickend, drei Mal mit dem hölzernen Hammer auf den Tisch, während die

Aktuarin in starre Majestät versunken ihren Blick in's Aeere bohrte. Der Jüngling hüftelte, zupfte an seinem Foulard und schien große Mühsal auszustehen.

„Ich rufe Sie zur Ordnung, meine Damen! Wie Sie wissen, haben wir uns heute hier zusammengefunden, um aus dem Munde unseres großen Orators und Frauenfreundes, Herrn Amandus Mondenglanz, einen hochinteressanten Vortrag über die Lage des weiblichen Geschlechtes und seine despotische Unterdrückung im 19. Jahrhundert anzuhören. (Bei diesen Worten gerieth Amandus in die demuthsvollsten Windungen.) Wir glauben nicht an den frechen Schwindel von Gott und Unsterblichkeit, der von den Pfaffen getrieben wird, um das Volk und namentlich auch die Frauen in knechtischer Unterwürfigkeit zu erhalten. Wir können daher nicht den Segen Gottes auf diese Versammlung herniederflehen. Dagegen glaube ich im Sinne aller Mitschwestern der Sektion I des New Yorker Frauenbundes zu handeln, wenn ich wenigstens den allmächtigen Weltgeist anrufe, der in Meeren und Gebirgen



und sogar in der kleinsten Kartoffel wohnt, daß er den Geist unseres Freundes Mondenglanz stärke und festige zu seiner schwierigen und verantwortungsvollen Aufgabe. Herr Mondenglanz, im Namen der Menschlichkeit, im Namen des allgemeinen Weltgeistes, Sie haben das Wort!“

Also sprach die Präsidentin. Dann setzte sie sich nieder, daß die schwarzen Hutbänder durch die Luft flogen, und blickte ingrinnig auf die Versammlung. Zitternd erhob sich Amandus, hüstelte etwas Weniges, nestelte an seinem Tüchlein und begann im höchsten Diskant:

„O meine Damen, geliebte Schwestern, wie fühle ich mich geehrt durch Ihre Einladung, hier vor Ihnen zu sprechen! Wie fühle ich mich gerührt durch die herrlichen Worte, mit denen Sie den Weltgeist zu meinen Gunsten beschworen haben! O, meine Damen, ich habe es nöthig! Sehen Sie, ich bin eigentlich nur ein Dichter, das heißt ein Wesen, welches nichts zu thun hat mit den Dingen, wie Sie wirklich sind, sondern mit den milden Spiegelungen des schwärmerischen Geistes für alles Gute, Schöne und Wahre. O

wenn ich ganz dabei hätte beharren können, ich wäre sehr glücklich gewesen! Ich bin auch Mitglied des Vereins für Veredlung der Thiere durch Musik, des Vegetariervers eins „Pomona“, der Liga zur Popularisirung der Buttermilch und der Lösung der sozialen Frage durch das Mittel der Schafwolle. Außerdem nimmt das Dichten mich noch sehr in Anspruch, umsomehr, als ich nur in den besseren Versmaßen dichte, die von den großen Dichtern eingeführt worden sind. —

Indessen hat mich das unsägliche Leiden der weiblichen Klassen nicht mehr in Ruhe gelassen. Ich konnte es nicht mehr ertragen, meine weiblichen Brüder unter dem Joch roher und gefühlloser Männer und unter der Last oft auch unreinlicher Kinder senken zu sehen, besudelt durch die gemeinen Zärtlichkeiten, mit denen das Weib herabgewürdigt wird zu den geistlosen Zwecken der bloßen animalischen Fortpflanzung, während die edlen Gebiete des Geistes unbebaut und verödet bleiben und nur wenige gottbegnadete Dichterinnen sich durch die unbegreifliche Ausdauer

ihrer Federn zu einem bescheidenen Ruhme hindurcharbeiten. Andere mit weniger tüchtigem Gefieder müssen trotz des höchsten Seelenschwunges auf höhere Flüge verzichten, um, nur mit Grauen spreche ich die Worte, die erstickenden Dünste schlecht gelüfteter Kinderzimmer und die banalen Zärtlichkeiten bestialischer Männer zu ertragen.

Lang habe ich geschwiegen. Ich glaubte die Unsittlichkeit auf anderem Wege wirksam bekämpfen zu können. So gründete ich den Bund zur Hebung der Sittlichkeit der Männer. Ich begann alle nackten Statuen, deren ich habhaft werden konnte, einfach, aber geschmackvoll zu bekleiden. Ich beschwor mehrere im Rufe der Sittenlosigkeit stehende Männer, von ihren sündlichen Büsten abzustehen. Ich zog die Frage gewisser operativer Eingriffe in ernstliche Erwägung und machte Studien über die Erzeugung von Menschen auf chemischem Wege.

Alle diese Bestrebungen waren vergeblich. Nur wenige männliche Sittlichkeiten waren mir zu heben vergönnt und es lohnte sich oft nicht einmal der Mühe, da diese Sittlichkeiten durch

Ausſchweifungen ſchon ziemlich ermüdet waren. Das Bekleiden der Statuen hat man mir in einigen äſthetiſchen Circeln ſehr verdacht, obwohl das Ethische doch entſchieden über dem Aëſthetiſchen ſteht, was mir die Damen ohne Weiteres zugeben werden. Ein wegen ſeiner Vüderlichkeit berüchtigtter Börfenſpekulant, dem ich in ſittlichen Dingen lebhaft zuſprach, ſagte mir grinſend, ich hätte gut predigen, die Dichter ſeien ja bekanntlich geſchlechtslos, was in dieſer unbedingten Faſſung übrigens nicht einmal wahr iſt.

Was aber die Erzeugung der Menſchen auf chemiſchem Wege betrifft, meine Damen, ſo iſt eben leider die Wiſſenſchaft noch nicht ſo weit, obwohl ſie die Möglichkeit der Entſtehung des Organiſchen auf chemiſchem Wege für möglich, ja ſogar für wahrſcheinlich hält. So iſt es zum Beiſpiel unſerem berühmten Vorkämpfer, Prof. Pferdchen in Zürich, nach unſäglichen Anſtrengungen im Verein mit ſeiner edlen Gattin gelungen, aus Glycerin und Spiritus amöbenartige Weſen zu erzeugen, ohne daß dabei die profane Liebe im Geringſten theilhaftig geweſen wäre. Gewiß iſt

dieses Ergebniß im Interesse unserer Sache hoch erfreulich und wir können die Wissenschaft nur ermuntern, auf dem betretenen Wege unerschläfft weiter zu forschen. Indessen sind wir immer noch vom erhabenen Ziel weit entfernt und müssen bis zur definitiven Erreichung desselben andere Mittel angewendet werden. (Lebhafter Beifall.)

Meine Damen! Meiner Ueberzeugung nach kann nicht schnell genug mit der Organisation der weiblichen Menschen begonnen werden, um dieselben in den Vollbesitz aller politischen und sozialen Rechte zu setzen, die bisher nur von den Männern mißbraucht worden sind. Oder sollten die Frauen nicht das Recht haben, zu stimmen und zu wählen, da sie doch nach den neuesten Forschungen in unbedingter Majorität sind? Und ist nicht die Herrschaft der Majorität die Grundlage der Demokratie? Die Welt ist schlecht regiert und kein Mensch kann beweisen, daß sie überhaupt noch schlechter regiert werden kann. Meine selige Mutter hat in der Ehe mit meinem Vater auch immer die absolute Herrschaft aus-

gelübt und es hat sich Niemand darüber zu beklagen gehabt. Die Frauen sind das Parlamentsfähigste, was es überhaupt giebt, und in der Beredsamkeit den Männern sogar noch überlegen. Ebenso in der Ausdauer bei der Durchführung des für nothwendig Erkannten, in der Ausspinnung einmal gefaßter Ideen.

Nun ist zwar der Einwand gegen die Frauen erhoben worden, ihre Gehirne seien leichter und kleiner als diejenigen der Männer und deswegen seien sie nicht befähigt, sich an den Staatsgeschäften zu betheiligen. Dieses sind aber falsche und voreilige Schlüsse. Denn erstens ist zu den Staatsgeschäften allem Augenscheine nach gar nicht einmal so viel Gehirn nöthig und zweitens nimmt die Gehirnquantität bei den Männern in Folge zunehmender Gehirnerweichung fortwährend ab, was z. B. in unserem Beruf deutlich zu Tage tritt. Es ist gar nicht abzusehen, wohin dieser Gehirnschwund dereinst noch führen wird, wahrscheinlich zu jener Ausgleichung der Kräfte, welche die Vorbedingung der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist. Dann werden auch die Frauen politisch in ihre Rechte treten.

Wohl ist es wahr, die weiblichen Gehirne sind etwas schwächer, als die männlichen. Es soll dies nicht geleugnet werden, was wahr ist, soll wahr bleiben. Dafür sind aber ihre chemischen Einrichtungen viel feiner und besser als bei den Männern, was leicht bewiesen werden kann. Ich habe zwar selbst keine Untersuchungen darüber angestellt, ein mir befreundeter, äußerst tüchtiger Baunscheidtist hat es mir indessen wiederholt in überzeugender Weise versichert und ich habe keinen Grund, an der Rechtchaffenheit dieses durchaus unbescholtenen und gutbeumdeten Mannes zu zweifeln. Es ist erstaunlich und alle Tage wahrzunehmen, was das kleine Frauenhirn, eben in Folge dieser chemischen Beschaffenheit, alles zu leisten im Stande ist. Das werden die Damen wohl am besten selbst zu beurtheilen wissen. (Sehr lebhafter Beifall.)

O, meine Damen, ich bin gerührt durch die Weihe dieses Augenblicks! Um Jahrhunderte unserer Zeit vorausgeeilt, stellt diese Brauch des Frauenbundes eine liebliche Oase reiner Menschlichkeit dar, wo es keine Männer und keine

Frauen giebt, Unterschiede, die in das Thierreich gehören, und wo es mit Recht für ein Zeichen zurückgebliebener Cultur gilt, von Liebe zu sprechen. O Freundschaft, zarte Flamme du des milden Menschenthums, verkläre uns, heilige uns, stärke uns, auf daß wir die Kraft finden, dem Thierischen zu entsagen und, bei Meidung des Tabaks, der Fleischnahrung und der Alkoholien, jene Stufe des seraphischen Seins zu erklimmen, wo das Gefühl keine Worte mehr findet und in ein leises Fallen der Seligkeit ausklingt!“ — — —

Amandus, zuerst ängstlich und zaghaft, hatte sich im Lauf seiner Rede zu immer höherer Gluth der Begeisterung erwärmt. Er reckte sich in die Höhe, warf den kleinen Kaninchenkopf mit den strohblonden Haaren in den Nacken zurück und schaute sozusagen imperatorisch im Saal umher.

Als er geendet hatte, ergriff sofort die Präsidentin das Wort, indem sie einige Mal mit dem Hammer auf den Tisch hieb:

„Sie haben die Rede unseres verehrten Freundes Mondenglanz gehört, Sie haben seine tief sinnigen Betrachtungen vernommen über das



Elend des Weibes und seine Knechtung im 19. Jahrhundert, was eigentlich ein Skandal ist und gar nicht geduldet werden sollte. Sie haben auch gesehen, wie vielleicht durch Hülfe von Glycerin und Spiritus mit großer Mühe Menschen hergestellt werden können, ohne daß wir Frauen dadurch groß in Mitleidenschaft gezogen werden und die menschliche Rasse dennoch fortgepflanzt wird. Dieses ist von Prof. Pferdchen in Zürich entdeckt worden, und vielleicht die größte Entdeckung überhaupt. Es ist sehr freundlich von Herrn Mondenglanz gewesen, uns davon in Kenntniß zu setzen, da es sehr wichtig für die Fortpflanzung ist. Ueberhaupt müssen wir Frauen Herrn Mondenglanz sehr dankbar sein, daß er sich unserer so annimmt, wo er doch durch das schwierige Dichten in den komplizirten Versmaassen, durch die Beredlung der Thiere, durch den sehr nervenangreifenden Kampf zu Gunsten der Gemüse und Kräuter und durch seine von ihm gar nicht einmal erwähnte Stellung als stellvertretender Aktuar der Liga zur Ersetzung der Kriege durch das Schachtturnier ohnehin so

koloſſal in Anſpruch genommen iſt. Von den edlen Beſtrebungen in Betreff der Schafwolle ganz zu ſchweigen! Ich beantrage, Herrn Mondenglanz in Anerkennung ſeiner Verdienſte um Hebung der Frauen einen mittelgroßen Topf mit Himbeerſaft zu ſtiften, den er auf das Wohl der Menſchlichkeit zu ſich nehmen ſoll. Oder ſollten wir lieber Quittengelé wählen, was auch ſehr angenehm zu eſſen iſt? Ich eröffne hierüber die Diſkuſſion und erſuche die verehrten weiblichen Mitmenſchen um recht zahlreiche Betheiligung, da durch das gegenseitige Ausſprechen die Anſichten geläutert und die Gegenſätze geklärt und gemildert werden, wozu ich als Präſidentin überhaupt verpflichtet bin.“

Die Dame ſchwieg und ſetzte ſich würdevoll, wobei die ſchwarzen Gutbänder einen ſanften Bogen beſchrieben, etwa als wenn eine ſchwarzbebanderte Bohnenſtange ſich feierlich verneige. Amandus dagegen zappelte ordentlich vor Demuth und Dankbarkeit und leckte ſich in Erwartung des Himbeer- oder Quittensaftes ſchon die bleichen Lippen.

Da erhob sich plötzlich mitten aus der Versammlung eine kleine resolute Frau mit gesunden rothen Backen und vor Zorn blitzenden Augen, einen etwa zweijährigen Knaben auf dem Arm, der schon während der Rede der Präsidentin etwas zu heulen angefangen hatte und jetzt in eine artige Tonart übergegangen war. Entrüstete Blicke richteten sich auf diese verpönte Familienscene, die Präsidentin aber sprach salbungsvoll und gnädig:

„Frau Eva Männlicher hat das Wort. Ich möchte die werthe Schwester aber bitten, sich möglichst kurz und an die Sache zu halten, nämlich ob Himbeer- oder Quittensaft unserem verehrten Herrn Mondenglanz zu stiften sei“.

„Ob Himbeer- oder Quittensaft, das ist mir vollkommen egal. Ich wollte nur sagen, daß ich den ganzen Unsinn und alle die Gemeinheiten gegen die Ehe und die Männer müde bin. Ich liebe meinen Mann, und wenn er mich zärtlich in seine Arme schließt und mich liebkost, so blüht mir die ganze Seele vor Glück und Freude auf. Und ich liebe auch meine Kinder und bin stolz

darauf, sie selbst zur Welt gebracht zu haben, ohne Glycerin und Spiritus. Und ich finde, es ist ganz in der Ordnung so, daß wir Frauen die Kinder gebären müssen, indem wir sonst erst recht der Albernheit verfallen würden, wie mir diese Versammlung zeigt. Ich will von dem ganzen Unsinn dieses Herrn Mondenglanz nichts wissen, welcher eine verdrehte Schraube und außerdem als Dichter überhaupt nicht normal ist. Was aber die Frauenzimmer betrifft, die diese Komödie mitmachen, so sage ich, mögen sie auch vor Wuth deswegen platzen, sie schimpfen nur darum über die Ehe und die Männer, weil sie alte Jungfern sind und keine Männer mehr kriegen können, weil sie garstig sind wie die Nacht und boshaft, neidisch und klatschhaft dazu. Und was die Arbeit betrifft, so haben die Frauen genug zu thun, wenn sie nur das Haus in Ordnung halten und die kleinen Kinder ordentlich aufziehen wollen. Da braucht es nicht noch Politik und Menschenrechte und wie der Kram all heißt, und übrigens treiben die Männer schon so wie so viel zu viel Politik, daß sie ganz

dumm davon werden und gar nicht mehr wissen, wie die Welt ausschaut. Und was die Unterdrückung und Knechtung betrifft, das ist allblauer Dunst. Ich hab' noch immer durchgesetzt, was ich hab' wollen, man muß es nur verstehen und den richtigen Moment dazu wählen. Die Männer sind nur viel zu gut mit uns . . . "

Hier wurde die Sprecherin durch ein allgemeines Geschrei und Geschnatter unterbrochen, nachdem sich schon während der Rede Ausrufe der Entrüstung hatten hören lassen. Der Hammer der Präsidentin hämmerte auf den Tisch und die Aktuarin rang ihre hageren, knochigen Hände vor Entsetzen über den unerhörten Skandal. Endlich gelang es der Präsidentin, sich das Wort zu erzwingen, und sie begann also:

„Noch sind wir alle erstarrt von dem Unerhörten, das soeben hier vorgegangen ist. Noch nie wurde weibliche Würde frecher geschändet, noch nie das Brandmal der Schande selbstbewußter zur Schau getragen. Der Tempel der reinen Menschlichkeit ist geschändet und der allgemeine Weltgeist auf das Tiefste beleidigt durch

dieses sittenlose Weib, das sich nicht entblödet, sich ihrer scheußlichen Beziehungen zum Manne zu rühmen und die Frucht ihrer Schande, diesen brüllenden Rangen, hierher mitzunehmen, nachdem sie eben erst in unseren Kreis aufgenommen worden ist. Glende Verleumdungen hat sie gegen uns jungfräuliche Wesen ausgestoßen, als wenn wir keine Männer mehr kriegen könnten und so dergleichen. Ich will nicht großthun mit den Sünden meiner Jugend, aber ich darf wohl vertrauensvoll sagen, daß ungezählte Männer meinetwegen langsam dahingeschmachtet sind. Keinen habe ich erhört, keinen einzigen, auch nicht den wunder schönen, blondlockigen Apotheker, der meinetwegen sogar gedichtet und beinahe sich das Leben genommen hat. Er vergriff sich nur in den Flaschen und nahm statt Blausäure Rizinus-Öel, was zwar nicht seinen Tod, aber doch sehr schmerzliche und tragische Erscheinungen zur Folge hatte. Heute noch bin ich vor den Männern nicht sicher, und wenn ich nur auf die Straße trete, so fühle ich mich durch freche Männerblicke entweiht und entheiligt und wäre

gewiß schon längst ein Opfer der Lüfternheit geworden, wenn nicht die Würde meiner Jungfräulichkeit mich schützte und schirmte vor allen Anfechtungen. Ich könnte noch Vieles sagen, aber ich habe es nicht wie gewisse andere Frauenzimmer, welche sich rühmen, wo sie sich zu schämen hätten. Und wir wollen überhaupt solche zweifelhafte Elemente gar nicht in unserem Verein und ich beantrage den Ausschluß der Frau Eva Männlicher wegen Unfittlichkeit und Erregung von Aergerniß. Ferner protestire ich im Namen des Frauenbundes gegen die Beschimpfungen, welche gegen unseren allverehrten Vorkämpfer, Herrn Mondenglanz, ausgestoßen wurden, als wäre er eine verdrehte Schraube und als Dichter so wie so nicht normal. Herr Mondenglanz ist normal, ja mehr wie normal! Seine Gedichte sind allgemein anerkannt und erst neulich hat das „Fleißige Hausmütterchen“ geschrieben, es sei etwas Zünniges, Sinniges und Minuiges in seinen Poesieen, die auf keinem weiblichen Schreibtische fehlen sollten, da sie die Seele läutern und namentlich auch sehr reinigend

auf das Gemüth wirken, was ich wirklich aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Ich spreche Herrn Mondenglanz nochmals den Dank des weiblichen Geschlechtes aus und bitte ihn, uns in unserem schweren Kampf gegen die dunklen Mächte nicht zu verlassen. Mag ihn der Weltgeist in seinen besonderen Schutz nehmen und der Himbeersaft ihm gut schmecken! Er hat diese Süßigkeit reichlich am uns verdient. Alle, die für den Topf mit Himbeersaft und für den Ausschluß der Frau Eva Männlicher sind, bitte ich die Hand zu erheben!“

Alle Hände erhoben sich einmüthig. Unter dem lauten Gebrüll des Buben verließ die Gemäßregelte den Saal, nicht ohne laut zu erklären, daß sie es für eine Ehre halte, aus einem Verein solcher närrischer alter Jungfern ausgeschlossen zu werden. Während ihres Abmarsches starrte die Präsidentin wie ein ehernes Standbild hinter ihrem Tisch, die Lippen herb zusammengepreßt, das Profil mit der Cäsarennase äußerst wirkungsvoll gegen die Versammlung gewendet, ein Bild unbeugbarer Prinzipientreue.



Walter war ganz verblüfft von dem Gesehenen und Gehörten. Er hatte stets mit der wirthschaftlichen Emanzipationsbewegung der Frauen sympathisirt, ohne den eigentlichen Frauenrechtlerinnen je näher getreten zu sein. Jetzt hatte er sie kennen gelernt und er verfiel darüber in eine halb heitere, halb nachdenkliche Stimmung. Während sich in der Versammlung eine lebhafteste Diskussion über Anschaffung einer Vereinsfahne entspann, wobei stets mindestens drei Damen gleichzeitig das Wort ergriffen, entfernte er sich.

Auf seinen Entdeckungstreisen als Versicherungsagent hatte er zwar manche für ihn interessante und lehrreiche Erfahrung gesammelt, aber nur ganz wenige Personen versichert und daher schlechte Geschäfte gemacht. Er war deswegen hoch erfreut, als ihm durch Vermittlung eines ostfriesischen Schreiners, den er auf seinen Streifzügen kennen gelernt hatte, die Stelle eines Feuermanns in dem berühmten Schneidergeschäft von „Nicoll the Tailor“ angeboten wurde. Der Schreiner war seit einer langen

Reihe von Jahren in diesem großartigen Establishement, das zur Herstellung der Kisten für den Versandt eine eigene Schreinerei betrieb, beschäftigt und genoß wegen seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit ein gewisses Ansehen. Fünf aneinander grenzende Häuser an der Bowery beherbergten die riesigen Magazine und Werkstätten, die Abends im Glanze unzähliger elektrischer Lichter erstrahlten. Quer über dem Hauptgebäude war ein riesiges, transparentes Schild befestigt, das bei Anbruch der Dunkelheit in leuchtenden Buchstaben den Ruhm der Firma „Nicoll the Tailor“ verkündete. Nicoll the Tailor, domestic and imported woolens, Bowery-Cloth.-House! Mächtige, spiegelblanke Fensterscheiben, hinter denen Unmassen fertiger Kleider theils ausgebreitet dalagen, theils von stutzerisch aussehenden Wachsfiguren getragen wurden, bildeten die Straßenfront der zusammenhängenden Häuser. An den Fenstern des zweiten Stockes vorbei raste die Hochbahn. Unter der Hochbahn herrichte das chaotische Straßengewirr der Bowery.

Es war an einem regnerischen Oktober-Abend, als Walter durch seinen Gönner, den Schreiner, bei Nicoll dem Schneider eingeführt wurde. In den Magazinen, die taghell von elektrischem Licht beleuchtet waren, herrschte reges Leben. Der Prinzipal selbst war abwesend. Seine Söhne, zwei elegante junge Herren im Jagdkostüm und mit Flinten auf dem Rücken, empfingen die Beiden. Sie saßen cigarettenrauchend auf einigen am Boden aufgestapelten Tuchballen und blickten zufrieden auf einen großen Haufen Flugwild, der zu ihren Füßen lag: die Ausbeute der letzten Jagd, von der sie eben zurückgekehrt zu sein schienen. Das bunte und bläuliche Gefieder der todtten Vögel glänzte lebhaft im Schein der elektrischen Flammen.

Die jungen Herren waren sehr zerstreut und schienen mehr Interesse für ihre Jagdbeute als für den zu engagirenden Feuermann zu haben. Immerhin ließen sie sich herab, zu erklären, daß der „Feuermann“ auch allgemeine Hausarbeit verrichten und gut rekommandirt sein müsse. Walter erklärte sich zu jeder Arbeit be-

reit und verwies auf seine Thätigkeit im Spielwaarengeschäft. Man versprach ihm in den nächsten Tagen Bericht zu geben und entließ ihn gnädig.

Noch am gleichen Abend erhielt Walter durch einen Clerf des Hauses die briefliche Weisung, daß er am nächsten Morgen schon die Arbeit antreten solle. Um 6 Uhr Morgens war er, vorschriftsmäßig mit Blouse und Schurz bekleidet, auf dem Platz und begann nach Anweisung des ersten Feuermanns und Vorarbeiters seine Thätigkeit. Er mußte Steinkohlen aus dem Keller hinaustragen, 2 Dampfkessel, die u. A. auch den elektrischen Motor in Bewegung setzten, heizen und reinigen, fünf riesige Glühöfen für die Bügeleisen heizen, Wasser tragen, Fenstern putzen, Dielen und Treppen kehren, die elektrischen Lichter besorgen, Kisten und Tuchballen tragen, Asche und Urath aus dem Hause schaffen, achtzehn mehrsitzige Abtritte sauber halten, desinfiziren u. s. w.

Die Arbeit war ungesund und hart. Schweißtriefend, von Kohlenstaub bis zur Unkenntlich-

feit geschwärzt, wurden die armen Hausflaven nicht selten direkt von den glühenden Defen weg auf die Straße kommandirt, wo sie Kisten und Tuchballen abzuladen hatten und der eifigen Zugluft ausgesetzt waren.

Schier unerträglich war die von den Glühöfen ausgestrahlte Gluth und es kostete Walter große Mühe, bis er den beim Heizen solcher Defen anzuwendenden Kunstgriff erlernt hatte. Um die Kohlen bis an's äußerste Ende der acht bis zehn Meter langen Defen werfen zu können, mußte sich der Heizer ein paar Schritt vom Ofen entfernt postiren und mit gewaltigem Schaufelschwung die großen Anthrazitbrocken, ohne nur einen einzigen zu Boden fallen zu lassen, kunstgerecht durch die schmale Ofenthüre dergestalt in den Ofen zu schleudern suchen, daß sie am Ende desselben anprallten. Das wollte Walter zuerst durchaus nicht gelingen. Er verfehlte häufig die Ofenthüre, so daß die Kohlenstücke wie Granaten im Zimmer umherflogen. Dann mußte er sie unter dem Gelächter der Mitarbeiter beschämt wieder auflesen.

Die Arbeit vollzog sich in Gestalt einer ununterbrochen den ganzen Tag währenden Heze. Kaum war die eine Arbeit beendet, so mußte mit Hast eine andere begonnen werden. Nur Abends, nachdem die Magazine geschlossen waren, gab es einige ruhige Augenblicke. Dann setzte sich Walter wohl vor einen der großen Glühöfen hin, die Tag und Nacht unterhalten werden mußten, und starrte träumend in die rothe, loderende Gluth. Die blauen Flämmchen, die über das Feuermeer dahinschwebten, hier erloschen, um dort wieder emporzuzüngeln, schienen ihm lebende, geistige Wesen zu sein, mit denen er sich im Stillen unterhielt. Wenn dann Dunkelheit die menschenleeren Werkstätten erfüllte und nur die Gluth der Oefen ein ungewisses Licht verbreitete, so begann ein seltsames Schattenspiel an den Wänden, das in verzerrten Linien das spukhafte Treiben der Straße wiederspiegelte. Dann kam es wie ein Grauen über den Träumer und er fühlte sich in die Hölle, an den Ort böser Dämonen versetzt.

Auch am Tage fühlte er dieses Grauen,

wenn er, große Gießkannen voll Desinfektionsflüssigkeit mit sich schleppend, stundenlang in stinkenden Abtritten verweilen mußte. Diese unsauberen, schlecht beleuchteten, von pestilenziösen Gerüchen erfüllten Räume, in die man zum Theil nur durch schmale, verschiebbare Luken kriechend hineingelangen konnte, erschienen ihm als Orte der Verbannten. Zuweilen war es ihm bei dieser ekeligen Hautirritung, als befände er sich gar nicht mehr in der Welt und unter den Lebenden, sondern im Reiche der bösen Geister, an einem Ort der Qual. Wie im Traum verriethete er seine, angesichts der Unsauberkeit der nach hunderten zählenden Arbeiter, fruchtlose Danaiden-Arbeit, feuchend vor tieferem Widerwillen, und doch von Genugthuung darüber erfüllt, daß es ihm vergönnt war, den Gefühlskreis der Menschen kennen zu lernen, die zur niedersten Sklavenarbeit verdammt sind. Die Qualen, die er bei dieser Arbeit empfand, betrachtete er fatalistisch als eine Art Fegefeuer, als ein Durchgangsstadium, eigens dazu bestimmt, ihn die ganze Summe menschlichen Leidens und

menshlicher Demüthigung in sich aufnehmen zu lassen, um Alles zu kennen und nichts Menschliches mehr zu verachten.

Allabendlich hatte Walter eine Arbeit zu verrichten, bei der er fast zusammenbrach. Wenn die Magazine geschlossen wurden, so mußten zum Schutz der kostbaren Spiegelfenster an der Straßenfront schwere eiserne Gitter eingehängt werden. Dieselben befanden sich den Tag über im Hof und mußten Abends auf die Straße hinausgeschleppt und vor den Spiegelscheiben der fünf Häuser befestigt werden. Jedes dieser Gitter war so schwer, daß es nur mit Mühe gehoben werden konnte. Das Heben, Balanciren und Einhängen dieser Gitter kostete Walter Anstrengungen, die fast über seine Kräfte gingen. Niemand ahnte aber etwas davon und er unterzog sich stillschweigend auch dieser Arbeit.

Nicht weniger Ueberwindung kostete ihn das Reinigen der Fenster in den oberen Stockwerken der hohen Häuser, da er an Schwindel litt und hinabzustürzen fürchtete. Mit scheinbarer Ruhe rieb er die Scheiben blank, während ihm nicht



selten der Angstschweiß auf der Stirne stand und er sich mit der linken Hand krampfhaft festhalten mußte, um nicht abzustürzen.

In dieser Weise vergingen Walter die Tage in harter Sklavenarbeit. Nur an den Sonntagen konnte er die ersehnte Freiheit genießen. Dann besuchte er entweder Arbeiterversammlungen, zeichnete oder unternahm kleine Ausflüge in die Umgebung von New York.

So wanderte er eines Sonntag=Morgens von Jersey-City-Heights nach West Hoboken. Es war ein kühler, klarer, thaufrischer Oktober-Morgen. Die letzten graugestrichenen, alle nach dem gleichen Muster erbauten hölzernen Häuser von Jersey-City-Heights mit ihren flachen Dächern und obligaten grünen Bädern lagen schon hinter ihm. Links vom Wege erstreckten sich abgemähte, mißfarbige Wiesen, auf denen man vergeblich nach Blumen gespäht hätte; rechts eröffnete sich eine ebenso wenig verlockende Perspektive auf schilfbewachsene Swamps oder Sümpfe, die durch ihre Fiebermiasmen eine gewisse Berühmtheit im Staate New-Jersey erlangt haben.

Die Gräben an den Rändern des Weges waren mit üppig wuchernden Distelpflanzen und mit herbstlich spätem weißem Klee bewachsen.

Da zeigte sich plötzlich vor Walter's erstaunten Blicken ein groteskes und sonderbares Bild. Er traute seinen Augen nicht und rief sie, als wäre er schlaftrunken. Vor ihm auf der schnurgeraden Straße, in einer Entfernung von circa 100 Metern, erblickte er einen alten, mageren Schimmel, der vornübergebeugt mit der ganzen Kraft seiner mürrischen Knochen irgend etwas hinter sich herzuschleppen schien. Was es war, konnte Walter zuerst nicht errathen, sodaß der Anblick des scheinbar ohne jeden Grund sich abarbeitenden Grauthieres einen verblüffenden Eindruck auf ihn machte.

Bald eröffnete sich ihm jedoch ein neues Bild, das noch seltsamer aussah. Hinter dem Schimmel mitten auf der Straße stand ein Haus; nein, es stand nicht, es bewegte sich, zwar langsam, aber es bewegte sich und steuerte direkt auf Walter los, als wollte es ihn über den Haufen rennen. Muthig eilte er dem äch-

zenden und wackelnden Hause entgegen, das fast den Anschein hatte, als könne man es ohne große Anstrengung umwerfen. Nun ließ sich der Zusammenhang errathen: Der „house-moover“ war an der Arbeit! In den harten Boden an der Landstraße wurde in gewissen Entfernungen ein eiserner Keil verrammelt und verankert; an diesem Keil war eine massive hölzerne Schote befestigt, durch die ein mit dem Hause in Verbindung stehendes Seil lief. Es war klar, das Haus wurde in dieser Weise transportirt, und der lahme Schimmel hatte die weniger ehrenvolle als mühsame Arbeit, den alten Kästen auf der holperigen Landstraße vorwärts zu schleppen. Allerdings nicht direkt auf der Landstraße; denn das Haus lief auf Rollen, die in bestimmten Zwischenräumen immer wieder von Neuem unterlegt werden mußten. Diese Arbeit ging nicht ohne vieles Schimpfen und Fluchen zweier rothhaariger und stumpfnasiger Irländer von statten.

Das Haus selbst sah sonderbar genug aus. Da es oberhalb des auf Abbruch verkauften Fundamentes gehoben worden war, so schien es

mit feinen hervorragenden Spitzen, Ecken und Kanten in der Luft zu schweben. Die zur Thüre empor führende Treppe baumelte thatsächlich in der Luft. Ein fetter Kater sonnte sich auf ihrer obersten Stufe und schien diese Art des Häusertransportes für eine sehr alltägliche und selbstverständliche Sache zu halten.

Aber auch die Einwohner des sonderbaren Hauses schienen sich in ihrer Gemüthsruhe durchaus nicht stören zu lassen. Der Hausherr, ein Sohn der grünen Insel, stand freundlich lächelnd am Fenster, schmauchte seine weißtönerne Pfeife und spuckte in großen Bogen und jener bewundernswerthen Virtuosität der Yankee's auf die Straße. Am Fenster der Küche ließ seine holde Gemahlin, die gerade mit der Wäsche beschäftigt war, ihre schaumumflockten, derbrothen Arme sehen; aus dem Schornstein aber kräuselte sich ein feiner, bläulicher Rauch in die frische Morgenluft empor.

„O Rauch des heimathlichen Herdes, wie bist du süß und angenehm zu riechen!“

Es interessirte Walter, zu erfahren, woher

diese seltsamen Käuze kamen und wohin sie ziehen wollten. Er ließ sich neben dem Hause, gewissermaßen Arm in Arm mit demselben promenirend, mit dem Besitzer, wohlbedacht auf die Richtung seines Spuckstrahls, in ein tief-sinniges Gespräch ein. Der Brave erzählte treuherzig und einfach die Ursachen seines Wegzuges. Er hatte vor 20 Jahren sein Haus auf einen Boden gebaut, über dessen Besitz er mit keiner menschlichen Seele einen Vertrag gemacht hatte. Das Areal war nun in neuerer Zeit vom Staate an einen Unternehmer verkauft worden, und dieser stellte ihm die Alternative, entweder Grund und Boden zu bezahlen, oder sein Haus niederzureißen.

„Nein,“ sagte der kaltblütige Yankee, „ich werde keines von Beidem thun.“

„Was dann? Ich lasse Dich expropriiren.“

„Das wirst Du bleiben lassen, ich „moove“!“

Und er „moovte“, sogar in aller Gemüthlichkeit, — um sich in Jersey-City-Heights auf einem Stück Landes niederzulassen, für das er ebenfalls nicht nur nichts gezahlt hatte, sondern

fogar fest entschlossen war, auch in Zukunft nichts zu zahlen und lieber, wenn es denn einmal sein müßte, von Neuem zu „mooven“. —

Es war ein heller, heiterer Herbsttag geworden. Die Sonne stand hoch am Himmel und vergoldete die salben Wiesen und das dürre braune Schilf in den Sümpfen. Walter fühlte sich frei und glücklich, wie immer, wenn er sich aus dem Gewühl und der Sklaverei der Stadt auf das Land zurückziehen konnte. Er wanderte in das herbſtlich heitere Land über Westhoboken und Unionhill hinaus, und wenn er, ſeitwärts von der Straße, ein Wäldchen oder ein Gehölz entdeckte, ſo wädhute er in der Heimath zu ſein und die fremde Erde dünkte ihm heimisch und vertraut.

Am Graben in der Sonne lag zuſammengeſchoben eine ſchön gezeichnete Kreuzotter und wärmte ſich. Das ſeine Zünglein gerieth in haſtige Bewegung, als aber das erſchreckte Thier bemerkte, daß es keinen Feind vor ſich hatte, blieb es ruhig liegen und ſchaute den Wanderer mit geheimnißvollen Augen an. Da wandelte

Walter die Lust an, mit dem gefürchteten Thier vertraut zu thun. Er blieb stehen, betrachtete es freundlich und fing an zu pfeifen, Vieder, Operetten = Melodien, Gassenhauer etc. Die Schlange erhob den schönen, klugen Kopf, ließ das Zünglein spielen und setzte sich endlich in zierlich ringelnde Bewegung. Pfeifend setzte Walter seine Wanderung fort, während ihm die Schlange ein Stück Weges folgte. Einsam und verlassen, wie er war, fühlte er, daß er solch' ein Thier lieben könne und daß es auch lebenswürdig sei, sofern man es ohne Feindschaft und Furcht in seiner unabänderlichen Wesenheit für sich betrachte.

An einem dürrn Hollunderbusch fand Walter auf dem Heimwege eine schöne, große, braungelbe Schmetterlings = Puppe. Er faßte sie vorsichtig an und führte sie, da er leise Bewegungen zu bemerken glaubte, an's Ohr. Da hörte er ein sanftes Rascheln und Klopfen. Erfreut über den interessanten Fund, steckte er die Puppe vorsichtig in die Tasche und nahm sie mit in die Stadt und in seine Wohnung, wo er sie,

zur Erinnerung an den schönen Spaziergang, neben Muscheln und Seeespinnen auf dem Kleiderschrank placirte.

Es war wieder Winter geworden. Heftige Schneefälle wechselten mit eisigen Stürmen ab und die Arbeitslosen drängten sich zum Schneeschaukeln. Aber nur wenige konnten verwendet werden und diese wenigen dankten Gott, wenn sie bei harter Arbeit 80 Cents den Tag verdienten. Die Polizeistationshäuser waren von Obdachlosen angefüllt, die Fünfcents-Logierhäuser faßten kaum die Masse der armseligen „Gäste“ und die öffentlichen Plätze und Anlagen waren Tag und Nacht besetzt von hungernden, frierenden und zerlumpten Menschen. Die Zahl der Verbrechen gegen das Eigenthum und Leben wuchs in das Ungeheuerliche an, und keine anderen Heilmittel gab es, als den Polizeiknüppel, das Zuchthaus und den Galgen.

Es kam eine düstere, grüblerische Stimmung über Walter. Wenn er von der Brooklyn-New-Yorker Brücke hinab auf das in tausenden Schneewolken halbverhüllte Gewirr von Dächern,



Thürmen, Reklame-Schildern und Telegraphen-Drähten blickte und sich das unsägliche Elend der Tausende von Menschen vergegenwärtigte, die zugleich den Qualen des Hungers und allen Unbilden der Witterung ausgesetzt waren, und wenn er gleichzeitig den unsinnigen Luxus sah, der in dieser dämonisch-widerspruchsvollen Stadt wie zum Hohn gegen die Leidenden mit der lächelnden Miene der Unschuld getrieben wurde, so kam, dem rasenden Schneesturm vergleichbar, ein Joru über ihn, daß er drohend hätte aufschreien mögen. Er fing an regelmäßig die sozialdemokratischen Versammlungen zu besuchen und fand dort den Inhalt seiner eigenen dunklen und leidenschaftlichen Empfindungen in ein klares und beinahe wissenschaftlich-kühles System gebracht. Männer von offenerer Bildung, gutgekleidet und von anständigen Manieren, sprachen vor nach Tausenden zählenden Arbeiterversammlungen in theils sachlich-ruhiger, theils leidenschaftlicher Weise über dasselbe Elend des Volkes, das Walter aus eigener Anschauung kannte. Mißtrauisch gegen alles Phrasenhafte,

belauerte er die Redner, um Unwahrheiten, Uebertreibungen oder leichtfertige Verallgemeinerung in ihren Worten zu entdecken. Aber es wollte ihm nicht gelingen und er mußte sich gestehen, daß diese Volksredner Recht und dreimal Recht hätten, obwohl sie selbst keine Noth zu kennen schienen. Es setzte ihn zwar nicht wenig in Verwunderung, daß die eigentlichen Elenden, die Hungernden, Zerlumpten und Frierenden, die er täglich beobachten konnte, in diesen Versammlungen nicht anzutreffen waren. Die Besucher waren, gleich den Rednern, meist gutgekleidete und genährte Menschen, denen es offenbar an Arbeit nicht fehlte, wenn dieselbe auch vielleicht kärglich bezahlt war. Diese Leute schienen ihm weniger direkt für sich selbst zu kämpfen und zu agitiren, als für eine in ihnen wohnende Idee allgemeiner Besserung und eines seligen Zukunftsreiches. Es war viel weniger die Rede von den zur Zeit gerade Hungernden und Leidenden, als von den Hungernden und Leidenden überhaupt und von einer Herrschaft der Arbeitenden, die dem Müßiggang der Reichen und der Ausbeutung

der Armen ein Ende machen werde. Obwohl sich nun Walter durch das Theoretische in diesen Agitationen, durch das Außerrachtlassen des persönlichen, nächsten Leidens der Mitmenschen, frostig angemuthet fühlte, erkannte er doch, daß dieses gewissermaßen sachmäßige, systematische Vorgehen die weiteren und letzten Ziele im Auge hatte und daß es auf Theorien beruhe, die als Wissenschaft ausgegeben wurden und nach ihrem kühlen und klaren Ton auch Wissenschaft zu sein schienen. Denn daß ein rechter Mann die äußersten Konsequenzen aus dem einmal als wahr Erkannten ziehen müsse, und setze er sich damit auch gegen die ganze Welt in Opposition, das schien ihm ohne Weiteres einleuchtend. Daß die Wahrheit nicht das Populäre sei und ihre Vertheidiger nicht zu den Lieblingen der Machthaber mache, das war ihm schon oft aufgefallen, ebenso daß die Lüge feine und angenehme Formen anzunehmen wisse und dadurch beliebt sei bei denen, die durch festgewurzelttes Unrecht mächtig und besitzend sind. So kam es ihm denn vor, als wenn die Wahrheit, ausgestoßen

von den übelgesinnten Gebildeten, sich in diese Versammlungen der Arbeitenden und Verachteten gewissermaßen geflüchtet habe, um doch irgendwo ein Unterkommen zu finden. Daß sie dabei ein wenig von den Manieren des Pöbels, von seiner Hast und Rohheit, annehmen müsse, erschien ihm ebenso begreiflich.

Walter verhielt sich schweigend in den Versammlungen. Wenn er aber in sein ärmliches Heim an der Stantonstreet zurückkehrte, so arbeitete das Gehörte in ihm fort und drängte zur Gestaltung. Wie immer, wenn er sich innerlich befreien wollte, griff er zum Stift. So entstanden seltsame Bleistiftzeichnungen, Darstellungen des Elendes, das er theils selbst alle Tage beobachtete, theils aus den Reden in den Versammlungen kennen lernte: Zerlumpte Bettlerfiguren mit zerdrückten und durchlöcherten Hüten, hagere Weibsgestalten in zerfetzten Kleidern, im Schneegeästöber stehend und sich in die erstarrten Hände hauchend, halbverhungerte Kinder und ähnliche düstere Bilder, für die es leider in der reichen Stadt New York nicht an

Modellen fehlte. Auch entstand damals ein größerer Carton, eine symbolische Scene mit sozialem Hintergrunde darstellend.

Man sah durch herbstlichen Morgennebel in eine unsäglich verwahrloste vorstädtische Straße hinein. Verfallende Häuser, zerbrochene Fenster-scheiben, Kelleripelnken und darüber ein Gewirr von Telegraphendrähten, von denen allerlei Lumpen und ein halbzerfetzter papierener Drache hinunterhingen. Auf der Straße lagen in wüstem Durcheinander zerfetzte Schuhe, Lumpen, verrostetes Blech, Urath, Scherben, Glas und Kehlricht. Auf der linken Seite der Straße blickte aus einem halbgeöffneten Fenster eine verkommene hagere Weibsgestalt, wirre Haarsträhne im Gesicht, hoffnungslos in den Nebel.

Im Hintergrunde lichtet sich die Straße, als wenn der erste Schein der Morgenröthe sich ankündigt. Von einer Aureole dieser Röthe umflossen, sah man eine hohe Frauengestalt aus dem Nebel emportauchen, die phrygische Mütze auf dem Haupt und ein blitzendes Schwert in Händen, die Nebelwand durchschneidend. Sie

erschien ebenfalls in Lumpen gekleidet, aber eine herbe Hoheit ging von ihr aus wie von einer verborgenen und unterdrückten Majestät. Dieses Bild nannte Walter „Tages Mahen.“

Während fast des ganzen Winters arbeitete er an dieser Zeichnung und Alles, was an Zorn und Begeisterung sich in seiner Seele angesammelt hatte, goß er dahinein. Das Bild verfolgte ihn in seinen Träumen und wandelte am Tage vor ihm her, bis es zuletzt das bewußte Symbol seiner ganzen sozialen Weltanschauung wurde. Die Armuth mit der Waffe des Rechts als Siegerin über Nacht, Schmutz und Verrath!

Aber nicht nur suchte er aus der geschändeten Menschlichkeit heraus die verborgenen Urbilder zu gestalten, sondern er geißelte auch mit seinem Stift die Verkommenheit als solche. Es entstanden bizarre Zeichnungen, dumpfe Kellerlokale darstellend, in denen rauchende, verwahrloste Weiber sich an Schnaps berauschten, während elende, abgemagerte Kinder hungernd und frierend auf den Treppenstufen saßen. Oder er zeichnete käufliche Weiber, in Sammet und Seide

gekleidet, die ihre Schleppen durch den Koth der elendesten Straßen schleifen ließen.

Gleichzeitig verrichtete er ohne Klage seine harte Sklavenarbeit bei Nicoll, dem Schneider. Er fühlte sich dadurch dem Elend verwandt und verbunden und glaubte sich damit das Recht zu erwerben, dasselbe zu bekämpfen. Er ahnte noch nichts von den unübersteigbaren Scheidewänden der Stände, noch nichts von dem unverföhllichen Haß der niederen Volksklassen gegen die höheren, ein Haß, der so tief eingewurzelt ist, daß der Arme aus dem Volk den Armen aus den höheren Ständen nicht als Seinesgleichen betrachtet, so wenig als der Verbrecher aus dem Volk den Verbrecher „von Stande“ für seinen Kameraden und Leidensgefährten hält. Im Gegentheil, der Arme oder der Verbrecher aus dem Volk haßt den Armen oder Verbrecher der höheren Klassen erst recht, und zum Haß gesellt sich noch der Spott und der bittere Hohn, die Schadenfreude darüber, daß das Schicksal auch einmal einen von den „oberen Zehntausend“ gepackt habe.

Und der Winter verging und wieder wurde es Frühling. Raue Winde fegten von Süden her über die in Süden fiebernde Stadt und brachten halb verlorene Kunde von irgend einem reinen Blühen in der Ferne. Die Bettler und die Obdachlosen verschwanden und zerstreuten sich, fortgelockt von der nach Westen weisenden Sonne.

Es war an einem warmen Februartage. Walter kam von der Arbeit zum Abendessen nach Hause. Während das Essen bereitet wurde, stand er träumend am offenen Fenster seines im fünften Stock gelegenen Zimmers und schaute auf das Häusergewirr rings herum. Warmer Abendsonnenschein lag auf den verwitterten Dächern und vergoldete die ranchgeschwärzte, in Nebel gehüllte Stadt. Im Osten glitzerte zwischen den Häusern hier und da ein Stückchen vom Ostarm des Hudson. Auf den Straßen boten die Italiener duftende, goldige Orangen feil und ein Hauch wie von Feierabend und Veröhnung strich über die ermüdete Riesenstadt.

Da hörte Walter neben sich in den Vor-



hängen am Fenster ein leises Rascheln und Flattern. Er lüftete einen Zipfel des Vorhanges und erblickte mit Staunen einen herrlichen, ungewöhnlich großen, im leuchtendsten seidigen Blau erglänzenden Schmetterling, der langsam die Flügel auf- und zuklappte, wie heraufschicht von der sinkelnden Abendsonne. Die Farben waren von einer Unberührtheit und Frische, die Formen von einer Zartheit und Affurateffe, daß Walter im ersten Augenblick ein Erzeugniß der Kunst vor sich zu haben glaubte.

Während er noch in staunende Betrachtung versunken war, breitete das bläuliche Phantom mit einem Mal die Flügel aus und umkreiste ihn einige Male in unsicheren, taumelnden Flügen. Walter öffnete wie im Traum das Fenster, daß es weit aufgesperrt war, und sah mit Entzücken, wie das blaue Wunderthier mit weit ausgebreiteten Flügeln hinausflog und, schillernd im purpurnen Abendlicht, über die von rosigem Duft erfüllte Straße und über die röthlich angehauchten Dächer hinweg der untergehenden Sonne entgegengaukelte.

Wie der Schmetterling verschwunden war, sah das dürftige Zimmer wie erblindet und verdüstert aus. Die Sonne sank schnell in das Häusermeer hinab und Walter's Seele folgte sehnsüchtig dem Flüchtling in die Ferne. Was er halb unbewußt schon seit Wochen in sich umhergewälzt, das trat im Abendroth dieses ersten Frühlingstages klar vor seine Seele: er wollte New York und die neue Welt überhaupt verlassen und nach Europa zurückkehren. Er fühlte, daß sich seine Kräfte hier gegenstandslos verzehrten, daß er hier zwar mit Drachenblut gebadet und unverwundbar geworden war, daß er seine Kämpfe aber in der alten Welt anzukämpfen habe, dort, wo in Lauten der Muttersprache geredet und seinem Herzen verständlicher das große Leid des Jahrhunderts geklagt wurde.

Noch war er in träumerisches Sinnen versunken, als er zu seinen Füßen etwas Gelbliches schimmern sah. Er hob es auf und erkannte die gesprengte Hülle der Schmetterlingspuppe, die er von seinem letzten Herbstausflug mitheimgebracht hatte. Wachgeküßt von der warmen Frühlingss-

sonne, hatte der schöne Schmetterling seine Hülle verlassen und war hinausgeflogen in die Ferne seiner Sehnsucht. Gedankenvoll hielt Walter die leere Hülse in der Hand. Es trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, über das große Wasser hinweg zurückzueilen in die alte Welt, die er nun in ihrer ganzen Ausdehnung als die „Heimath“ betrachtete.

Noch in der gleichen Woche nahm Walter Abschied von Nicoll dem Schneider und von allen seinen Freunden in New York, überzählte seine kleinen Ersparnisse und fand, daß sie zu einer Reise nach England oder Frankreich und noch darüber hinaus reichten. An einem stürmischen und regnerischen Frühlingsabend, als es schon dunkelte, ging er an Bord des Lloyd-Dampfers „Zulda“ und suchte sich im Gewühl der Zwischendecks-Passagiere einen Platz für sich und seine Habe.

Während er im Halbschlaf auf der harten Britsche ruhte und in großen Bildern die Erlebnisse in der neuen Welt an seiner müden Seele vorüberglitten, Schatten gleich, die einen

dunkel rinnenden Strom begleiten, hörte er die ganze Nacht hindurch das Kettengerassel, das Dröhnen fallender Kisten und das Fluchen, die monotonen Geräusche nächtlicher Schiffsverladung. Dazwischen ertönten die schweren, sorgenvollen Senfzer der schon ruhenden Emigranten, Abschiedsworte, Abschiedslieder und das Fallen und die Selbstgespräche der Berauschten. Unter diesen einförmigen, die ganze Nacht anhaltenden Geräuschen schlief Walter endlich ein.

Als er erwachte, fühlte er an der gleitenden Bewegung und am leisen Schaukeln, daß das Schiff schon die Wellen durchschnitt. Im Zwischendeck lag Alles in tiefem Schlaf. Es war 4 Uhr Morgens.

Und Walter Wendrich stieg schlaftrunken auf das Deck hinauf. Das Schiff hatte schon Sandy Hook passirt. In graugrünen Wellen, von weißem Schaum gekrönt, brandete das Meer. Möven umflatterten das Schiff, das, einen langen Schweif schwarzen Rauches hinter sich lassend, immer schneller in die offene See hinausstach. Bald gerieth es in stark schaukelnde Bewegung.

Der Himmel wurde immer heller und heller, eine grünliche und gelbliche Färbung annehmend. Im Osten aber erglühete schon der Horizont und ein feuriger Gürtel legte sich purpurfarben zwischen Himmel und Meer. Dieser Gürtel wurde immer breiter und ruhte endlich auch auf dem schäumenden Meer, das in rosigem Feuer erglühete.

So zog Walter Wendrich in das Morgenroth eines neuen Tages hinein.

(Ende des ersten Bandes.)

